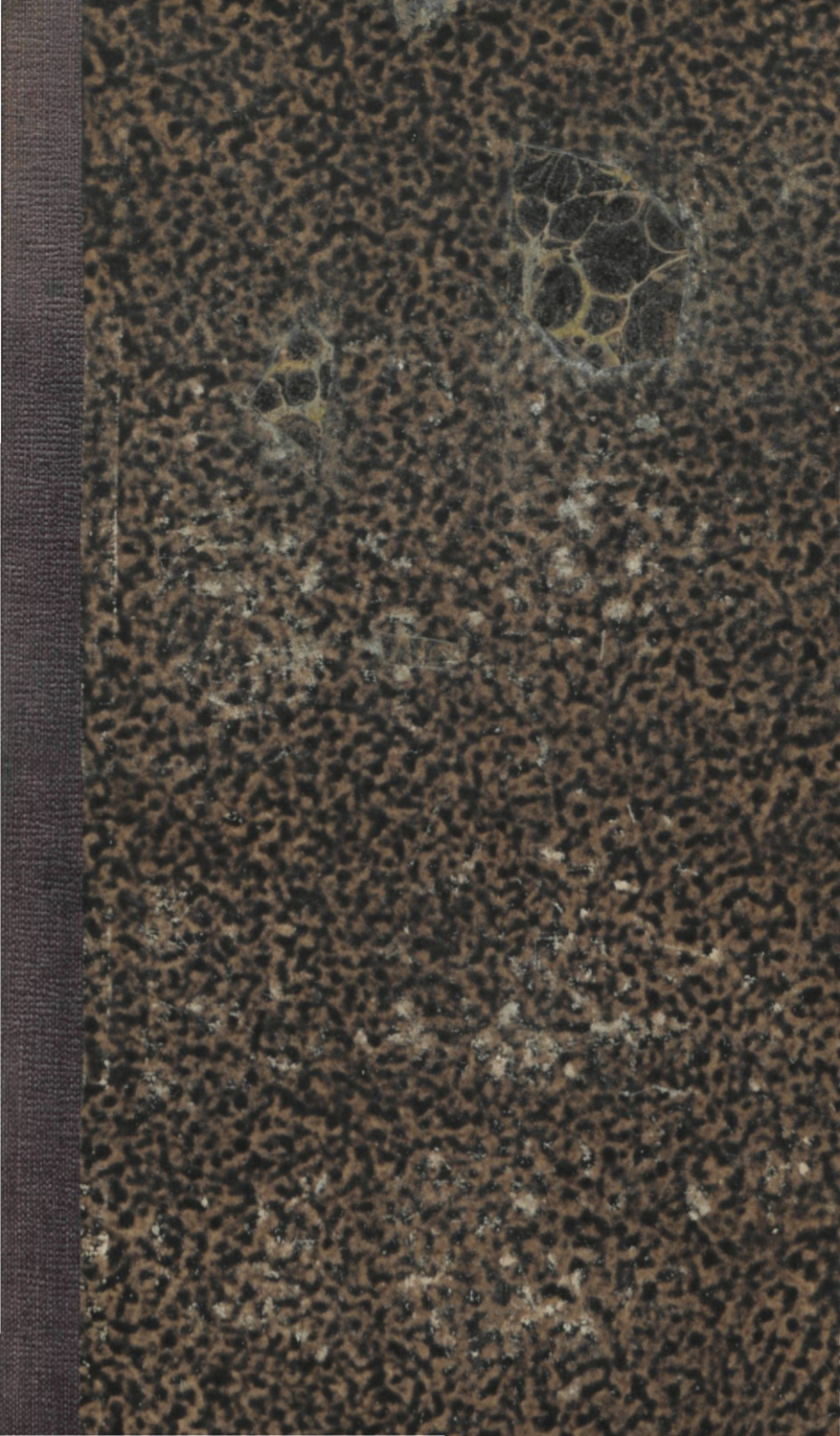




27627, I, G, g,

27627,

R e i s e n

i n

S ü d r u ß l a n d

von

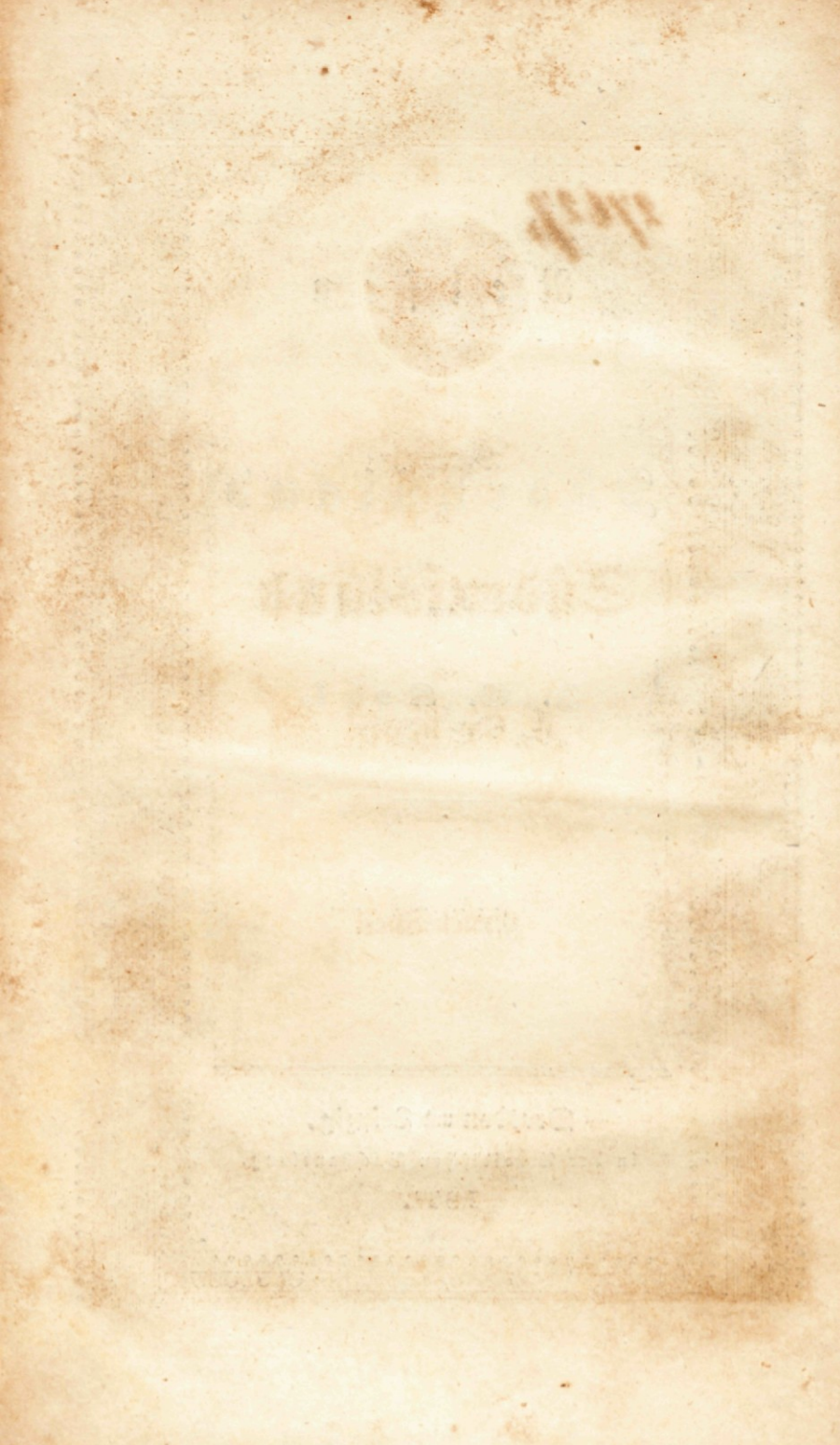
J. G. K o h l.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.



Reisen
in
Südrussland
von
J. G. Kohl.

Erster Theil.

R e i s e n
in
S ü d r u ß l a n d

von

J. G. Kohl.



„Naso Tomitanae jam non novus incola terrae
„Hoc tibi de Getico littore mittit opus.“

Ovid.



Erster Theil.

Neurussland — Odesa — Ausflüge in die Steppen — die Krim.

Mit einer Karte der Anlande des Pontus.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

St. i. e. n.

ii

© n d r u g l a n d

von

J. O. Rohl.



Geistes Welt.

Verlag: — Bonn — Druck: in der Druckerei — der Stadt.

Wieder eine Seite der Geschichte der Religion.

Verlag: Bonn und Leipzig.

in der Universitätsbibliothek Bonn.

1881.

Den hochverehrten Damen,

der Frau

Baronin Elisabeth von Keyserling

geb. von Korff

und

der Frau

Baronin Elisabeth von Rutenberg

geb. von Keyserling,

als ein

kleines Zeichen aufrichtiger Ergebenheit

gewidmet

vom

Verfasser.

V o r w o r t.

„Viribus infirmi, vestro candore valemus,

„Quem mihi si demas, omnia rapta putem.“

Die Landschaften im Norden des schwarzen Meeres gehören noch immer zu den am wenigsten gekannten Provinzen des russischen Reiches. Obgleich sie jetzt jährlich von Petersburg, Odessa und Taganrog aus von einer Menge gebildeter Männer bereist werden, so ereignet es sich doch nur selten, daß man uns einen Reisebericht davon liefert. Die Fremden, welche hier eindringen, halten sich, von den geringen Reizen jener Gegenden nur wenig angezogen, gewöhnlich nicht lange genug daselbst auf, um sich mit den Verhältnissen der Bevölkerung und Natur einigermaßen vertraut zu machen, und die Einheimischen haben in der Regel ganz andere Interessen als die der bloßen Beobachtung zu verfolgen.

Von den älteren Reiseberichten aus der Zeit, als die Tataren und Türken noch Herren der pontischen Küsten waren, ist der des Baron de Tott einer der interessantesten. Die umfassendsten Nachrichten enthalten die bekannten Reisewerke des berühmten Pallas. Später gab der Engländer Clarke viel wichtige Aufschlüsse. Die neuesten Reisenden, welche über diese Länder geschrieben haben, sind Herr Murawiew-Apostol, der Marschall Marmont und Herr Anatol von Demidoff, welcher Letztere in Verbindung mit mehreren französischen Gelehrten und Künstlern die Krim und die nogaische Steppe im Jahre 1837 durchforschte *).

*) Was die Alten — (Herodot, Strabo &c.), — die Byzantiner — (Konstant. Porphyrog. u. Andere), — dann die Araber (Assef = o = seir u. Andere) — und endlich die Genueser und Venetianer, — was Rubruquis, Marco Polo und Nlearius über die Steppenländer schrieben und sammelten, hat natürlich nur noch ein historisches Interesse und tritt jetzt, da dieselben eine so große Bedeutsamkeit und eine so merkwürdige Stellung wie nie zuvor in der Weltgeschichte erlangt haben, mehr in den Hintergrund.

Alle diese Werke lassen indessen noch viele Fragen unerörtert, und jeder neue Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß des südlichen Rußlands ist daher willkommen. — Und so mögen auch wir darauf hoffen, daß das Publicum unsere Schilderungen und Beobachtungen freundlich aufnehmen werde, die wir ihm als das Resultat mehrfacher Streifereien und eines längeren Aufenthaltes an den nördlichen Küsten des Pontus übergeben.

Wir gestehen gern, daß wir in unseren Darstellungen weit hinter Dem, was wir erstrebten, zurückgeblieben sind, und bitten den gebildeten Leser und nachsichtigen Beurtheiler unseres Versuches, nicht die Schwierigkeiten, die sich bei Entwerfung solcher Bilder darbieten, außer Acht zu lassen. Die Mannfaltigkeit der politischen Beziehungen eines Landes ist so groß! Ohne Zweifel entgingen uns viele. Die Natur selbst der Wüsten ist so vielseitig, so erhaben und räthselhaft! Wer vermöchte sie würdig zu schildern?! — Ein Schriftsteller, der seine Anschauungen und Lebensbegegnisse wiedergibt, ist immer in dem Falle eines Botanikers, der lebendige Pflanzen trocknet und für sein Herbarium sammelt. Wir werden glücklich sein, wenn Kenner uns zugesehen, daß wenigstens einige unserer gesammelten und getrockneten Blumen an die Frische und das Leben erinnern, welches sie in der Natur haben.

Für die meisten unserer Bemerkungen können wir nur selber verantwortlich gemacht, gelobt oder getadelt werden. Denn im Ganzen erfreuten wir uns bei unseren Bemühungen keinerlei besonderer Unterstützung. Nur einem ausgezeichneten und uns innig befreundeten Manne, dem Herrn Dr. v. Nordmann, dem bekannten Naturforscher und Professor am Lyceum zu Odessa, sind wir für vielfache Belehrung über die physikalischen Verhältnisse der Steppen, die wir bei unserer Charakteristik derselben benutzten, verpflichtet. Wir bitten ihn, unseren warmen Dank, den wir ihm für die Mittheilung so mancher interessanten Notiz hiermit öffentlich aussprechen, freundlich entgegenzunehmen.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Reise durch die Ukraine und Neurossland.

	Seite
Poltawa	1
Maidetter in der Ukraine. — Russische Postillone. — Feltbjäger. —	
Keschitilowka. — Ukrainische Schaffelle. — Marktflecken. — Ukrai-	
nische Landschaften. — Steppenziegen.	
Krementschug	7
Handel von Krementschug. — Häuserbau in der Ukraine. — Wirths-	
häuser und Gastfreundschaft. — Der Dniepr. — Hohes Wasser des	
Dniepr. — Ueberfahrt. — Felsenriff. — Freude am Fluß. — Ha-	
fen Kriukoff. — Salzmagazine.	
Die neurussischen Steppen	13
Uebergang zur Steppe. — Neue Thiere. — Alexandria. — Bevöl-	
kerung Neurosslands. — Perlen der Südninnen. — Thierleben. —	
Stüger in der Steppe. — Militär-Kolonien. — La Demoiselle de	
Numidie. — Jelisawethpol und Elisabethl. — Muschelkalk. — An-	
bau. — Steppenfreuden. — Lustspiegelungen. — Windhunde. —	
Jagden. — Wolfsjagden. — Steppenwege. — Karawanen der	
Steppen. — Aberglaube der Juden. — Nachtfahrt. — Ulanen. —	
Das Melken der Kühe.	
Nikolajeff	32
Der Bug. — Olbia. — Der Brand von Dschakoff. — Der Pontus.	
— Die Limans. — Salzgewinnung. — Kosackenposten. — Pon-	
tische Schwaben. — Unverhoffte Salzernte. — Meeresküste. —	
Vorstädte Dnessas.	

O d e s s a .

Handel	46
Situation. — Cabotage. — Petersburg, Riga, Dnessa, Taganrog,	
Archangel. — Handelnde Nationen. — Kaufmannschaft. — Wa-	
ren. — Handelsgebiet. — Schnelligkeit der Correspondenz. — Auf-	
schwung der Stadt. — Bauplan. — Straßenpflaster. — Spra-	
chen. — Bauart. — Kornmagazine. — Wirthshäuser. — Grusi-	
nische Barbieri. — Quarantäne-Hafen. — Quarantäne-Ceremo-	
nien. — Waaren-Eäuterung. — Die Morto's. — Ladung der Waa-	

ren. — Das Parlatorio. — Die Ambarren. — Portofranco. — Hafenarbeiter. — Kriegshafen. — Die pontischen Schiffer. — Affecuranz-Kammern. — Winterschiffahrt. — Wildheit des Pontus. — Einfluß Odessa'scher Capitalien. — Brillante Handelsjahre.	
Öffentliche Institute	73
Boulevard. — Gärten. — Botanischer Garten. — Die Sahara der Steppen. — Die Pflege der Fichten. — Stadtbibliothek. — Reputinstreppe. — Italienische Oper. — Börse. — Casino del Commercio. — Kaffeehäuser.	
 Märkte und Stadtverkehr	82
Magazine für Galanteriewaaren. — Der griechische Basar. — Gemüse aus Konstantinopel. — Tabacksgewölbe. — Türkisches Pfeifenwesen. — Russische und orientalische Manufacturen. — Die Asiat'schiks. — Geldwechsler. — Eisenbuden. — Holzraritäten. — Das schwarze Volk. — Die Theetische. — Griechische Brodbäcker. — Erdelmarkt. — Der ethnographische Geognost. — Fleischverkauf. — Der Speck und die Kleinrussen. — Fischmarkt. — Russe und Jude. — Eiermarkt. — Brennstoffe. — Moldauische Kohlenbrenner. — Heu und Stroh. — Kirpitsch. — Tatarische Zigeuner. — Kirchhof. — Viehmarkt.	
Miscellen	104
Isowoschschiks. — Die donnernde Stadtuhr. — Sodom und Gomorra. — Sonntagsgeschäftigkeit. — Häuserbau. — Keller. — Brunnen. — Victualien. — Klima. — Fabriken. — Macaroni und Galletti. — Schulen. — Schiffsbau. — Münzen und Maße. — Apotheken. — Epithamen. — Herz und Schmerz.	

Ausflüge in die Steppen.

Umgebung von Odessa	115
Landhäuser. — Die Obruiven. — Transdanubischer Kosack. — Die Baschtsans. — Wassermelonen. — Kürbisse. — Gurken. — Pommes d'amour. — Sonnenblumen. — Cultur der Baschtsans. — Steppengarten.	
Deutsche Kolonien	129
Klöster. — Russische Grabchriften. — Leuchtturm. — Geognostisches. — Bulgarische Ansiedelung. — „Ruhm sei Gott.“ — Basilus und Marie. — Russija! Russija! — Quelle. — Der Herr Schutz. — Württembergische Holzerkühle. — Pontische Schiffbrüche. — Deutsche Gefänge. — Lustdorf. — Prediger. — Grabhügel der Mongolen. — Fischer. — Deutsche und Russen. — Babel. — Ausfahrt. — Steppenfahrt. — Griechische Kolonisten. — Bestand und Wirksamkeit, Verfassung und Zukunft der deutschen Kolonien in Rußland.	
Fahrt zur Dniestr-Mündung	155
Altgläubige von Majak. — Mündung des Dniestr. — Schiffahrt	

auf dem Dniestr. — Troglobyten der Steppe. — Gastfreundschaft der Troglobyten. — Der Nekrassowzer. — „Schöne Minka.“ — Bade= Saison. — Griechischer Fürst. — Preis des Bodens.	
Akerman.	167
Diodopol. — Postschiff auf dem Dniestr=Liman. — Sturm. — Akerman. — Flucht der Armenier. — Katholische Kolonien. — Dniestr=Liman. — Wilder Wein. — Silberreißer. — Pontische Fische=reien. — Der Makrelenfang. — Delphin. — Haifisch. — Der Drache. — Die Nadeln. — Der nestbauende Fisch. — Der Tritons=bläser.	

Die Krim.

Fahrt auf dem Pontus	185
Abreise. — Ansicht Odessa's von der Seeseite. — Seereise. — Anblick der Krim'schen Küste. — Chersonesus Trachea. — Zugvögel. — Weißer Sturm. — Die Südküste. — Iphigenie.	
Salta	192
Abendritt. — Tatarendorf. — Gefälligkeit der Tataren. — Wohnungen der Tataren. — Leben auf den Dächern. — Der Gebetrüfer. — Singende Krämer. — Volksgefänge. — Küstenreise. — Alter Olivengarten. — Griechisch=tatarische Namen. — Malteser Fischer. — Peintliche Meisefreuden. — Der gastfreie General. — Die alte Französin. — Die Champagne in der Krim. — Küstenweg.	
Muschta	203
Der Zeltberg — Allgemeine Form der Krim'schen Berge. — Krim'sche Gennhirten. — Völkergemisch. — Tatarischer Edelmann. — Der Obstsyrop. — Büffelherde. — Die tatarischen Sultans. — Die Depesche.	
Simpheropol.	210
Taurische Deutsche. — Ritt auf den Tschatir=Dagh. — Hirtenleben auf dem Tschatir=Dagh. — Ueberblick der Krim. — Trockenheit des Landes. — Staatsrath von Stöven. — Obstmarkt. — Weg von Simpheropol nach Baktischisarai.	
Baktischisarai	217
Kleinrussischer Edelmann. — Griechische Frauen. — Die Krim und Kleinasien. — Baktischisarai. — Tatarisches Stadtleben. — Tatarischer Handelskram. — Orientalisches Straßengebümmel. — Alter Palast der Chans. — Orientalischer Lapidarstyl. — Die Thränenquelle. — Maria Potocka. — Hübsche Russin. — Baron de Tott. — Gerichtssaal. — Zigeuner. — Harem. — Russisches Kloster der wunderthätigen Maria. — Dschuffut=Kale. — Karaiten. — Tschau=Awram. — Das Thal Josaphat. — Abendgebet in der Moschee. — Die Karavanenarais — Tatarische Kaufläden. — Türkische Kaffee=	

häuser. — Kirchhof der Chane. — Grabschriften. — Moschee des Palastes. — Tanz der Derwische.	
Sewastopol	253
Obstthal Durwankoi. — Die Fleisch = Kastanien. — Anblick von Sewastopol. — Die Buchten und Häfen. — Sieur Sabalzar. — Die Ruinen von Cherson. — Beaufsichtigung der Peststoff = Stäubchen. — Alte Wiege des russischen Christenthums. — Der Lampist des schwarzen Meeres. — Russische Matrosen. — Die Docks. — Irrfahrt auf dem Chersonesus Trachea. — Das Georgiew'sche Kloster. — Schauplatz der Iphigenie auf Tauris.	
Balaklaw a	264
Taurische Griechen. — Gembalo. — Wälder. — Das Baidarthäl. — Hochzeiten der Tataren. — Wallfahrten nach Mekka. — Tatarisches Souper. — Proceß. — Die Scala. — Galopp = Ritt. — Bienen = höhle. — Honig = Quelle.	
Alupka	274
Entschleierte Tatarin — Kaiserliche Huld. — Dreanda. — Das Dampfsschiff. — Widerwärtigkeiten. — Verzögerung.	
Conversations = Früchte über den Kaukasus	278
Steppe Mugan. — Schlangenfelder. — Steppen im Kaukasus. — Die mingrelischen Dadians. — Mingrelisches Bankett. — Mingrelische Begrüßungen. — Kloster Mordwili. — Religion der Abchasen und Mingrelies. — Die Lesghier. — Morlinsky. — Kaukasische Gefangene. — Deutscher Zeichenlehrer in ossetinischer Gefangenschaft. — Deutscher unter den Kurden. — Glücksritter in Tiflis. — Russische Sage vom Kaukasus.	
Die Osseten	300
Raubzüge, Festgelage und Waffen der Osseten. — Ossetischer Todtschläger. — Gesang und Tanz. — Strafe des Vaternörders. — Ackerbau im Kaukasus.	
Taurische Miscellen	310
Lagorio's taurische Geschichte. — Mickiewicz's Krim'sche Sonette. — Zusammenfügung der Bevölkerung der Südküste. — Pferderennen der Tataren. — Livadia. — Dreanda. — Küsten = Expedition. — Höher hinauf! — Anekdoten. — Gärten der Südküste. Preise der Güter. — Arbeitslohn. — Vögelmangel. — Laubfrösche. — Ameisenlöwen. — Eidechsen und Schlangen. — Oberlin. — Auto = didakt. — Botanischer Garten von Nikita. — Krim'sche Celebritäten. — Haselnußernte. — Krankheiten der Tataren. — Priester als Aergte. — Wiedersehen. — Examen rigorosum.	

Die Ukraine und Neu-Rußland.

„Woll'n uns unter Hirten mischen,
„An Dasen uns erfrischen.
„Jeden Pfad woll'n wir betreten,
„Von der Wüste zu den Städten.“

Poltawa.

Es war im Anfange des Maimonats des Jahres 1838, wo ich meinen Ausflug in die südrussischen Steppen in Poltawa begann, in derselben weltbekannten Stadt, vor welcher der abenteuerlichste König der neueren Zeit den seinigen vor etwas mehr als einem Jahrhunderte endete. Der Zufall hatte mich dort mit einem interessanten jungen Russen bekannt gemacht, dessen Weg, wie der meinige, durch die Steppen ging, und der daher eben mit mir auf einer hübschen, flinken, dreispännigen Britschke von dem hohen Ufer der Worokla, auf dem die Stadt Poltawa liegt, herabrollte, als gerade die Steppensonne, eben so wenig frühlingsmäßig, eben so umwölkt und trübe über dem Schlachtfelde aufstieg, wie sie dem Schwedenkönige hier untergegangen war.

„Kun-laje“ war der Name meines Reisegefährten, den er sich aus dem entferntesten Ende von Asien geholt hatte. Die Chinesen, in deren Hauptstadt er sich zwei Jahre lang als gelehrter Forscher bei der russischen Mission aufgehalten, hatten ihm denselben gegeben. Dieses Volk, dem die Aussprache aller fremden Namen und besonders der russischen sehr schwer wird und das ohnedieß nur sinnreiche und bedeutungsvolle Namen liebt, hat nämlich die Sitte, alle Fremden, die in sein Land kommen, umzutausen und für sie einen chinesischen Namen zu erfinden, dessen geschickte Wahl aber immer einige Schwierigkeiten macht, da er nicht nur in einigen Lauten an den eigent-

lichen Nationalnamen des Fremden erinnern, sondern auch seine Beschäftigung, sowie sein äußeres Wesen und endlich wo möglich auch seine inneren Charakter-Eigenthümlichkeiten andeuten muß. Alle diese Erfordernisse hatte nun das Wort „Kun“ (laje heißt blos so viel als Herr). Denn es bezeichnet dasselbe einen gewissen bei den Chinesen heiligen schwarzen Stein, der von ihnen bei einigen Krankheiten als Heilmittel angewendet wird. Einen Stein hatten sie gewählt, weil mein Reisegefährte ein Mineralog war, einen heilsamen, weil er zugleich als Arzt practicirte, einen schwarzen wegen seines schweigsamen Ernstes, und endlich einen Namen mit „Ku,“ weil dieß auch die Haupt Sylbe in seinem russischen Namen war.

Einen besseren Reisegefährten als meinen Kun=laje, der alle Steppen von Ungarn bis China durchstreift hatte, konnte ich Neuling in den Steppen mir also nicht wünschen; wohl freilich besseres Reisewetter, als uns am ersten Tage unserer Fahrt der sibirische Osten zuschickte. Denn in der That, ich hätte nicht geglaubt, daß der schöne sanfte Mai auf irgend einem Punkte des Breitengrades von Paris, auf dem wir uns befanden, noch ein so winterliches Wetter gebären könnte, wie uns entgegenbrauste — das wildeste Schneegestöber, zu Zeiten mit Regen untermischt, auf den Flügeln des heftigsten Ostwindes getragen, — so daß wir uns unserer warmen Pelze herzlich freuten und froh waren, den vorübergehenden schon so freundlichen Apriiltagen nicht allzuviel getraut zu haben. Da der Schnee schmolz, so verschlechterten sich auch sehr bald die Wege, und wir kamen trotz unserer Britische und trotz dreier schnellfüßigen Steppenhferde in der fetten, klebrigen und zähen Erde der südrussischen Ackerkrume, in der auch Karl's XII. Kanonen stecken blieben, nur langsam fort.

Da Alles in Nebel und Schneeflocken gehüllt war, so machte auf den ersten Stationen unsere Kenntniß Südrußlands auch nur schwache Fortschritte. Das Einzige, was wir deutlich vor uns erkannten, war unser Jämschtschik (Postillon), freilich fast immer ein interessanter Gegenstand und des Studiums nicht unwerth. Denn so eigensinnig, langweilig und alltäglich gewöhnlich unsere deutschen Postillone sind, so launig, beredt, willig und amüfant sind die russischen. Ich wollte, ich könnte die ganze Reihe von Jämschtschiks, die sich von Pultawa bis Odessa einer nach dem anderen auf den Bock unserer Britische setzten, portraittiren. Mit einem Commentare versehen, würden alle diese verschiedenen Figuren, diese verschmitzten Physionomien die interessanteste Bildreihe von der Welt geben. Dabei ihre eigenthümlichen Stimmen, ihre originellen Antworten, ihre Selbstgespräche und die beständigen Conversationen mit ihren Pferden, mit ihrer Peitsche, mit dem Wagen, mit den Rügeln, kurz mit allem Todten und Lebendigen, Thie-

rischen und Menschlichen, was sie umgiebt, die freilich alle so ziemlich in derselben Art von Beredtsamkeit gehalten werden, wobei aber doch Jeder immer seine Lieblingsausdrücke hat. Bewunderungswürdig ist es, was diese Leute vom Wetter mit Geduld ertragen. So hatten wir in unserem unbarmherzigen Sturm und Schneegestöber gleich auf der zweiten Station einen kleinen, pfiffigen, untersehten Burschen, der weiter nichts auf dem Leibe trug als seine Inerpressibles und ein rothes baumwollenes Hemd, die beide ein Gürtel zusammenhielt. Der Rand seines Hutes war schon rundherum herabgerissen, bis auf einer Seite, wo noch ein kleiner Flicker hielt. Den zog er nun beständig gegen die Windseite herunter, woher der Schnee kam, und dieser einen Zoll breite und vier Zoll lange Streifen war sein ganzes Wetterdach. Dabei beklagte er sich nie. Vielmehr sprudelte seine Beredtsamkeit beständig trotz Schneeflocken und Kälte, wie ein unversiegbarer Brunnen, und er war nachher für alles Ungemach, welches er für uns ausgestanden, und für alles Amüsement, das er uns verschafft, mit 30 Kopeken (etwa vier Silbergroschen) Trinkgeld überzufrieden.

In der That, es ist eine nicht genug zu bewundernde Weisheit der Natur, daß sie gerade eine so genügsame, geduldige und zähe Nation, wie die russische, in ein so unwirthliches raues Land, wie Rußland, versetzt hat. Schon auf der dritten Station, Reschiti lowka, wo wir Mittag machten, trat uns von Neuem dieser Gedanke recht lebendig vor die Seele. Wir trafen hier auf ein paar Augenblicke mit einem Feldjäger zusammen, der von Odessa kam und uns sagte, daß er die 200 Meilen bis Petersburg in vier Tagen machen müsse. Er war ganz in Leder gehüllt. Eine lederne Capotte hatte er über Nacken und Kopf gezogen, und Ueberrock und Pantalons waren aus demselben Stoffe. Dem Wetter konnte er allenfalls so trotzen, allein leider half ihm sein Leder wenig gegen die unbarmherzigen Stöße seiner unbequemen Equipage, die ihm von Odessa her schon so zugesetzt hatten, daß er sich in einem völlig fieberhaften Zustande befand. Er sagte, in den ersten Tagen einer großen, an Schlaflosigkeit und Strapazen reichen Courier-Reise trete ein solches Reisefieber immer ein, doch verliere sich's mit der dritten oder vierten Nacht. Diese russischen Feldjäger, die mit allerlei Aufträgen und Sendungen beständig im großen Reiche umhergesandt werden, — bei'm Kaiser, bei der Kaiserin, bei'm Thronfolger, in jedem Ministerium ist eine gewisse Anzahl von ihnen angestellt — machen wohl die weitesten Reisen auf die unbequemste Art, die irgendwo gemacht werden. Sie fördern sich oft 10 bis 12 Tage hindurch, jeden Tag 50 bis 60 Meilen, mit Equipagen, in denen uns schon die Brust wehe thun würde, wenn wir damit von Berlin nach Charlottenburg fahren sollten. Obgleich man schon immer die stärksten Na-

turen dazu aussucht, so halten das doch nur wenige lange aus. Die aber, deren Natur sich daran gewöhnt, stehen sich gut dabei, werden gut besoldet, und haben auch noch sonst Gelegenheit, sich Manches zu erwerben. Daher hat man auch in Petersburg den Keim auf sie gemacht:

„Ein Feldjäger,

„Ein Geldfeger.“

Eben so schnell, wie der Feldjäger, müssen auch die Adjutanten und Offiziere sein, die bei den Gouverneuren und Commandeuren der Provinzen angestellt sind. Es ist unglaublich, wie viel blühende Gesundheit auf diese Weise auf den russischen Poststraßen ruiniert wird, deren endlose Länge freilich solche Märtyrer nöthig macht, die oft so erfroren, schlafmüde und gliederlahm auf den Stationen ankommen, daß man sie vom Wagen heben muß. Bei jeder anderen Nation als der russischen würde aber die Zahl der Opfer noch weit größer sein, denn schwerlich würde sich ein deutscher Courier mit einem Glase Schnaps, einer Gucke und einem Stückchen Brod so schnell curiren können, wie unser Feldjäger von Neschitilowka. Wie gesagt, es ist ein Glück, daß die Russen in dieses dicke, breite, massive Ostende Europa's versetzt sind. Nur sie allein konnten auf einem solchen Boden-Terrain einen dauernden, zusammenhaltenden und festen Staat gründen und alle ihm nöthigen Bewegungen, die Truppenmärsche, die Waarentransporte, die Personenbeförderungen, die Couriersendungen mit der nöthigen Raschheit ausführen. Wollte man auf ein Mal jetzt die ganze bequemiche deutsche Nation an die Stelle der russischen setzen, sie würde sich wahrscheinlich allein in Besorgung der blos alltäglichen friedlichen Geschäfte des Staatsorganismus durch Hunger, Durst und Elend aller Art völlig aufreiben und im Kriege dann gar nichts ausrichten.

In Neschitilowka war es eben unglücklicherweise Fasttag, und das Mittagessen bot daher keinen Ersatz für das Wetter. Ein lauwarmes Wasser mit eingeschnitzten Gurken und Kohl, das sie „Posdnoi Borscht“ (Fastensuppe) nannten, ein mit Lampenöl begossener Fisch und eine Art von Papiermaché, das sie uns als Desert vorsetzten, das war Alles, was uns der große Marktflecken bot. Als die Wirthin bemerkte, daß wir nicht recht eifrig zu-
langten, sagte sie: „Vielleicht ist nicht Zucker genug zum Kuchen?“ und zerbröckelte mit den Fingern ein Stück Zucker darüber. Nun aßen wir gar nichts und tranken ein Glas Schnaps. Denn der Schnaps muß in Rußland allen Neger verdauen helfen.

Uebrigens ist der Name Neschitilowka seiner feingekräuselten, seidenlockigen, schwarzen Lämmerfelle wegen weit und breit berühmt, und wer in Kleinrußland nur irgend etwas auf seinen Kopf hält, bedeckt ihn gewiß mit keiner anderen cylindrischen Schafspelzmütze als mit einer aus Fellen von Neschiti-

lowka, da nur sie jene Zierlichkeit der Locken, jenen Glanz der Wolle und jene Schwärze der Farbe erreicht, die ein kleinrussischer Stuger an seiner Mütze liebt. Diese Felle werden von hier in großen Partien auf die bedeutende Messe von Romni versandt und gehen von da in alle Welt, auch nach Leipzig. Das Merkwürdigste dabei ist, daß jene vorzügliche Gattung von Wolle nur auf einem sehr beschränkten Kreise um den Ort herum hervorgebracht wird, und daß die Kenner sehr genau wissen, ob ein Fell wirklich in Reschitilowka oder einige Meilen davon entfernt zur Welt gekommen ist, eben so wie bei den Weinen, die oft gerade nur an einer Felsenwand in der belobten Güte gedeihen, während sie gleich um die Ecken herum schlechter sind. Doch ist die Erscheinung in diesem ebenen, überall so gleichförmigen Lande weniger erklärlich als bei den Weinhängeln, wo jede Bergseite unter so eigenthümlichen Verhältnissen steht. Es soll übrigens schon seit alten Zeiten jene vorzügliche und alles Benachbarte weit übertreffende Wolle auf diesem Boden von Reschitilowka gewachsen sein. Vielleicht ist es eine eigenthümliche Erziehung und Behandlungsweise, die man hier den Schafen zu Theil werden läßt. Vielleicht ist es eine gewisse Pflanze, die eben gerade nur hier vorkommt und den Schafen so besonders zusagt. Das Räthsel blieb uns unlösbar, wie leider viele solcher kleinen physikalischen und politischen Geheimnisse, die dem Nationalökonom auf seinen Reisen begegnen.

Der Ort Reschitilowka selbst ist, wie alle diese kleinrussischen „Mestetschko's“ (Marktflecken) so groß und weitläufig, wie eine Provinz. Er soll nicht weniger als 11,000 Einwohner haben, unter denen 2000 „panskye ludi“ (Leibeigene) und 9000 „Kasakki“ (freie Leute), Juden und Edelleute. Die Leibeigenen gehören zur Hälfte einem großen Edelmann, und zur Hälfte einer Menge kleiner Eigenthümer, die oft nur 10, 5, ja nur 2 Seelen besitzen und unter den Bauern zerstreut mitten im Dorfe wohnen. Bei uns begnügt sich selbst eine Stadt wohl oft nur mit einer Kirche, aber hier sind ihrer 6, nebst einem unglaublich großen Heere von Mühlen, die rund um den Ort herumstehen, wie eine belagernde Armee.

Das von Reschitilowka Gesagte kann man für die Zusammensetzung der Bevölkerung aller kleinrussischen Flecken und Dörfer nehmen. In keinem Gouvernement von Rußland ist die Bevölkerung so dicht, wie in dem von Poltawa (fast 2000 Seelen auf die Quadratmeile), und in keinem ist sie auf so wenigen Punkten so stark angehäuft. Selten findet sich ein Dorf, das weniger als 2000 Einwohner zählte, und sehr viele, die 6000 — 7000 haben. Die Stärke der Bevölkerung erklärt sich aus der Fruchtbarkeit des Landes, ihre Concentrirung auf einzelnen Punkten, wie man behauptet, aus der früheren Geschichte dieser Gegenden, die am meisten den Einfällen der Tataren

ausgesetzt waren, und wo sich daher die Leute zu leichterer Vertheidigung immer in großen Haufen beisammen hielten.

Wir bezahlten unserer Wirthin ihr Del und ihr Papier-maché theuer genug, und „s't bogom“ (mit Gott), wie die russischen Postillone, wenn sie sich auf dem Bocke festgesetzt und die Zügel ergriffen haben, ihren Pferden zuzurufen, ging es weiter. Sturm und Schnee hatten sich etwas beruhigt, und es fing allmählig ein freundlicher Nachmittag an auf die frühlinggrünen Fluren herabzulächeln. Gewöhnlich denkt man sich bei uns die Ukraine, wenn man die Geschichte der Feldzüge Karl's XII. liest, als ein ödes Steppenland, in dem weder Busch noch Baum wächst. Es ist dies aber eine sehr falsche Vorstellung; denn obgleich man auch in der Ukraine schon den Ausdruck „Step“ allgemein für freies Feld im Gebrauch findet, so ist doch die Landschaft noch so häufig mit freundlichen Wäldern untermischt, daß man sie noch nicht für ein ächtes Steppenland ansehen, sondern nur für ein Steppengrenzland und eine Uebergangsform gelten lassen kann. Die „nastajaschtschoi step“ (die ächte Steppe) beginnt erst eigentlich jenseits des Dniepr's. Besonders in allen großen und kleinern Flußthälern, die hier durchweg äußerst anmuthig sind, zieht sich eine Menge von hübschen Eichenwäldern, mit Wiesengründen untermischt, herab, und wenn auch das Land in der ersten Anlage ziemlich eben war, so haben doch die zahlreichen Flüsse, welche es durchkreuzen, so weite und tiefe Thäler, die besonders bei dem Zusammentreffen mehrer Berge und Hügel bilden, eingeschnitten, daß die Einförmigkeit der Gegend dadurch häufig sehr angenehm unterbrochen wird. Einen eigenthümlichen Reiz hatten noch für uns die wilden Obstbäume, die jetzt eben in Blüthe standen, und die — besonders die Birnbäume — sich hier in weitläufigen Wäldern über ganze große Flächen ausdehnten.

„He he! garkaja!“ (du Bittere!); „nu nu! popi!“ (nun, ihr kleinen Popen!); „schewelitsa“ (schüttelt euch!); „beregitsa“ (sieh dich vor!); „nu nu! rason!“ (alle drei auf ein Mal); „po goru! po goru! po gorutschku!“ (auf den Berg! auf den Berg! auf den kleinen Berg, frisch hinauf!); „nun, fürchtet euch nicht;“ „was stolperst du?“ „bist du blind?“ „juchti warwari!“ (Juchhe, ihr Barbaren!)“ — so schwatzte unser Postillon unaufhörlich mit seinen Pferden, und mit Hülfe dieser und anderer Schmeichelreden und Scheltworte brachten sie uns denn endlich gegen Abend in die löbliche Stadt K r e m e n t s c h u g am Dniepr. „Ssamowar postawit!“ (stellt den Theekessel auf!) — eine Redensart, die auf allen russischen Poststationen von den erstorenen Passagieren schon herauskommandirt wird, wenn sie noch nicht einmal aus dem Wagen gestiegen sind, — war auch unser erstes Wort an den uns entgegenkommenden jüdischen Wirth.

Krementschug.

Ein Jude war das Erste, was uns in Krementschug entgegentrat, ein Ziegenbock, der auf die StraÙe sprang, das Zweite. Die Juden sind hier in den Steppen, wie überall in allen Klimaten und Zonen, dieselben. Nicht so die Ziegenböcke. Diese Ziegen der Steppen, obgleich sie an Munterkeit, Schlaueit und feckem Muthc auch hier noch weit über den Schafen stehen, und daher auch allen hiesigen Schafheerden beigemischt werden, um der Dummheit dieser Thiere gleichsam als Salz zu dienen *), haben doch lange nicht die vorwizige Ausgelassenheit und die regsame Gewandtheit unserer Bergziegen. Vielmehr könnte man sie in Vergleich mit diesen plump und träge schelten. Sie haben ausnehmend kurze Beine, dagegen ein langes Fließ, das ihnen wie den Eisbären vom Rücken hängt. Ueberhaupt könnte man sie bei ihren plumpen Bewegungen und ihrem trägen Wesen eher den Bären als einem so munteren, für die Berge geschaffenen Geschlechte, wie in der Regel die Ziegen sind, angehörig halten. Dabei sind sie dick und lang, und gewöhnlich sieht man sie ruhig am Boden liegen. Kurz sie tragen ganz den Charakter ihres Landes, der Steppen, und eine solche plumpe Steppenziege würde sich in unseren Bergen eben so ungeschickt benehmen, als wenn man einen Mastochsen in die Felsen schicken würde.

Die Stadt Krementschug ist eine neue und fröhlich aufblühende, wie alle die Städte Südrußlands, die fast in demselben Verhältnisse mit Odeßa und mit dem Zunehmen des pontischen Handels vorschreiten. Sie hat viele neue und zum Theil recht ansehnliche Gebäude. Doch wird es noch eine Zeit lang dauern, bis sie sich aus dem Schmutze des Bodens hervorgearbeitet hat. Denn die Steinbrüche in ihrer Nähe liefern kein zum Pflastern taugliches Material. Das bei der Stadt zu Tage stehende Granittriff darum anzugehen, würde aber einstweilen noch wohl die Kräfte der Einwohner übersteigen, und Feldsteine giebt es im ganzen Süden Rußlands nicht einen einzigen. Ein Glück für die Landschaft, ein Unglück für den Straßenbau! Krementschug soll so viel bedeuten als „Stadt der Feuersteine.“ Man findet diese in der Umgegend häufig. Obgleich sie im Lande der Kleinrussen liegt, so sind doch die Haupthandelsleute Juden, Armenier, Griechen und besonders Großrussen. Die Kleinrussen haben wenig von dem Speculationsgeiste, der im großrussischen Blute steckt. Sie liegen fast alle der Viehzucht und dem Ackerbaue ob.

*) Die Steppenhirten behaupten, daß keine Schafheerde ohne beigemischte Ziegen in den Steppen gehütet werden könne.

Krementschug ist der Haupthafen für das ganze Gouvernement Poltawa (weit über $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen), das sich von hieraus mit dem aus der Krim und Bessarabien kommenden Salze, mit mehrern levantischen Artikeln aus Odessa und mit den den Dniepr herabkommenden Producten der polnischen Wälder (Holz, Harz, Hanf, Thee) versorgt. Die Ausfuhr des so fruchtbaren Gouvernements ist aber sehr gering, fast völlig Null, obgleich der Dniepr an ihm vorbeistreicht. Nur wenn die Getreidepreise in Odessa sehr hoch steigen, führt es auch über Krementschug seinen Weizen aus. Sonst wird fast alles Getreide im Lande verspeist und zu Garelka (Branntwein) verbrannt. Wolle, Honig und Wachs sind die einzigen Ausfuhrartikel. — Die Natur hat leider bei'm sonst so schönen breiten und tiefen Dniepr den einzigen Fehler begangen, ihn in seinem unteren Laufe durch mehrere quer durchstreichende Felsenriffe zu verderben und die Schifffahrt zu erschweren. Diese Felsenriffe ließen von jeher die Schifffahrt des Flusses kränkeln und dienten stets nur der Barbarei zu Anhaltepunkten, bis in die neueste Zeit den *saporogischen Kosaken* („den Kosaken der Wasserfälle“). Wenn diese Wasserfälle nicht gewesen wären, wer weiß, wie fest sich dann hier vielleicht altgriechischer Handel und Cultur am Dniepr begründet hätten, und wie ganz anderer Widerstand der Barbarei der Völkerwanderung dann hätte geleistet werden mögen. Man hat freilich in den letzten 50 Jahren unter verschiedenen Regierungen an der Beseitigung der durch die Wasserfälle veranlaßten Hindernisse gearbeitet, und theils vermöge dieser Arbeiten, theils vermöge des Aufschwungs aller Lebens- und Handelsverhältnisse der umliegenden Länder hat sich die Schifffahrt des Dnieprs verdreifacht und vervierfacht. Dennoch ist nur im Frühlinge bei hohem Wasser auch jetzt noch eine ziemlich sichere Schifffahrt möglich.

Wir sahen bei unserem abendlichen Spaziergange durch Krementschug mehrere neue Häuser im Bau begriffen. Die Leute verfahren eigenthümlich dabei. Weil das Holz in diesen Gegenden theuer ist, sägt man die Baumstämme in der Mitte durch und baut so mit halben Bäumen, während im Norden die vollen Stämme, so wie man sie aus dem Walde holt, über einander gelegt werden. Dadurch werden aber die Wände zu dünn, und man überzieht sie daher noch mit einer dicken Lehmschicht, die die Leute auf folgende sonderbare Weise an den Wänden befestigen. Sie schlagen eine unzählige Menge von Holzpflockchen dicht bei einander in die Wand, werfen dann den Lehm dazwischen und drücken nachher noch schließlich kleine eckige Steinchen zwischen Lehm und Pflocke, worauf dann das Ganze überweißt wird. Dieß Verfahren ist allgemein in der ganzen Ukraine und Kleinrußland. Zuweilen werden auch vor dem Aufwerfen der Lehmschicht die Wände noch mit *Woi lo k* (einem dichten Filze aus Kuhhaaren) bedeckt, und dieser mit dünnen,

kreuzweise über einander geschlagenen Latten benagelt. Diese Füll-Lehm-Holz-wände geben alsdann ein sehr angenehmes, warmes und trockenes Haus. — Es sollen mehre Kaufleute in Krementschug sein, die Millionen besitzen.

Wir verspürten indeß in unserem Wirthshause noch nichts von dieser erfreulichen Blüthe und Wohlhabenheit. Denn mit unserem guten Reise-Appetite waren wir so ziemlich auf unseren Thee und unsere kleinen von Pultawa mitgenommenen „Pirogen“ (Fleischpasteten) reducirt. Wir baten um Eier. „Sogleich, sogleich!“ hieß es. „Aber sie sind nicht ganz frisch mehr.“ Das hieß denn, wie wir uns bald überzeugten, die kleinen Küch-lein saßen schon frisch darin. Wir baten um Milch. „Sogleich, sogleich!“ — „Ihr habt doch welche?“ — „Jest, jest.“ (Es ist da, es ist da!) — Nachdem sie in den Topf geguckt hatten, kamen sie mit der kurzen Antwort zurück: „Njet, builo.“ (Ach nein! Es war welche da, aber) — „Nun so gebet uns etwas Fleisch, kalten Braten, Carbonade!“ — „Ach, Bäterchen, gestern sind uns die Carbonaden ausgegangen! Wir hatten so schöne.“ —

Die Gastfreundschaft grünt in diesem Lande noch zu sehr, als daß die Wirthshäuser schon bedeutend blühen könnten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, was mir einst ein russischer Fürst von seiner Aufnahme an eben diesem Orte bei einem reichen Kaufmanne Krementschug's erzählt hatte, wie die Leute ihn herrlich mit aller möglichen Aufmerksamkeit tractirt, wie sie sein Zimmer mit den angenehmsten Comforts versehen, wie sie am anderen Morgen noch auf's Lieblichste für so ehrenvollen Besuch gedankt hätten, und er sich kaum von ihnen habe losreißen können. Ich erzählte davon meinem Reisegefährten Kun-laje, und so schiefen wir unter den freundlichsten Bildern auf unseren Bärenpelzen ein und setzten am anderen Morgen früh über den Dniepr.

Der Fluß ist hier schon sehr groß und mächtig, denn er hat bei Krementschug bereits alle seine bedeutenden Zuflüsse erhalten. Und was er weiter unten noch empfängt, ist so gut wie nichts, wenn man den Bug nicht etwa noch als einen Nebenfluß von ihm ansehen will. Die Schiffer taxirten seine Breite auf 1700 Ellen. Freilich hatte er jetzt gerade sein hohes Wasser. Doch ist die Differenz zwischen seinem hohen und niederen Stande hier, wo die hohen Ufer des Flusses sich sehr nahe treten, höchst unbedeutend. Der Dniepr hat sein großes Wasser sehr spät, Ende April und Anfangs Mai. Erst den 9. oder 10. Mai alten Stils (den 21. und 22. n. St.), sagten die Leute, nehme das Wasser merklich ab. Die Richtung seines Laufs von Norden nach Süden ist die Ursache des späten Anschwellens, indem Eis und Schnee der nördlichen Zuflüsse erst um diese Zeit aufthauen. Wenn er

unter denselben Breitengraden von Süden nach Norden flöſſe, ſo müſſte er das hohe Waſſer viel früher haben, weil die ſüdlichen, ſchon früh, Ende März und Anfangs April, gelöſten und erwärmten Gewäſſer ſich dann auf die Eiſſenmaſſen der nördlichen Mündung ſtürzen und ſie wegſchmelzen würden. Es erklärt ſich auf dieſe Weiſe, daß die Duna, die ihre Hauptzuflüſſe ungefähr aus derſelben Gegend empfängt, faſt zu derſelben Zeit Hochwaſſer hat, obgleich ihre Mündung um ſo vieles nördlicher liegt. Der Zufluß, welcher dem Dniepr ſeine Gewäſſer am allerspäteſten zuſendet, iſt der Prypet. Dieſer Fluß, ſo wie alle ſeine Nebenflüſſe, iſt mit den ungeheueren volhyniſchen Wäldern umgeben, in denen der Schnee, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, ſehr lange liegen bleibt und erſt vor der Sonne des Mai's weicht. Die Leute ſagten, dieß ſeien die Prypet = Gewäſſer, von denen wir jezt den Fluß ſo groß ſahen. Ebenſo war es der Prypet = Handel, der jezt die ganze Gegend belebte. Denn mit dem großen Waſſer kommen zugleich auch die Flöße und Barken des Fluſſes.

Derſelbe Umſtand, die Richtung von Norden nach Süden, der Urſache des ſpäten Anſchwellens iſt, führt auch die Wohlthat herbei, daß die Anſchwellung nicht ſo bedeutend iſt, als ſie bei einem Laufe von Süden nach Norden ſein würde. Denn da der Frühling nun zuerſt an die Mündung pocht und das Eiſ dort abgehen läßt, öffnet er gleichſam das Thor und giebt den nachfolgenden Eiſſchollen freien Weg. Indem er immer weiter nordwärts hinaufſchreitet und die Eiſdecke allmählig ſtückweiſe löſt, geht Alles der Ordnung gemäß ab, und alles Obereis und Obergewäſſer, das ſich in Bewegung ſetzt, findet unten ſchon freie Bahn und kann ſich nirgends ſtauen und ſtocken. Es iſt offenbar, daß dieß bei allen anders gerichteten Flüssen anders ſein muß. Wenn ein Fluß von Weſten nach Oſten oder von Oſten nach Weſten fließt, ſo thaut bei ihm Alles auf ein Mal auf. Das Hochwaſſer wird alſo auf einen kleinen Zeitraum beſchränkt, und die Ueberſchwemmung muß bedeutend ſein. Fließt er gar von Süden nach Norden, ſo müſſen oft Störungen im Eiſſ gange und gefährliche Stauungen des Waſſers eintreten, indem der Eiſſ abgang nicht regelmäßig vor ſich gehen kann und die oberen ſchon gelöſten Eiſſmaſſen oft vor der nördlichen Mündung noch einen Eiſriegel finden. Dieß Letztere iſt mit der Duna der Fall.

Wir waren kaum vom Lande abgeſtoſſen, ſo ſah ich einen Strudel im Waſſer und etwas Schwarzes darunter. Die Schiffer fuhren gerade darauf los, und ich fragte einen von ihnen: „Was iſt das?“ Er hatte aber nicht ſo viel Zeit, um zu antworten, ſo ſaßen wir zu allgemeiner Ueberräſchung auf der Spitze eines ſchwarzen Granitfelsens feſt. Das Boot legte ſich auf die Seite, und im ſelben Augenblicke gingen, von der Gewalt des Stoſſes

decontenancirt, ein paar von unseren Pferden über Bord. Die angebundenen Thiere rissen das Boot so auf die Seite, daß schon kleine Wellen hereinspülten, und hätten wir nicht schnell die Stricke gekappt, so wären wir auf der Stelle gesunken. Mit Kleinnüssen sich auf's Wasser zu begeben, ist alle Mal ein großes Risiko. Als Jämschtschiks auf dem Lande passiert ihnen dergleichen nicht so oft. Die Pferde schwammen in's Weite hinaus, erreichten endlich Grund und blieben mitten im Flusse auf einer Sandbank stehen. Der Aufruhr war groß, und die Anstrengungen, welche die Schiffsleute machten, um vom Felsen loszukommen, sehr ungeschickt. Wir glaubten noch alle Augenblicke zu kippen. Am Ufer stand eine Menge von Zuschauern, ohne uns zu Hülfe zu kommen. Ich schrie ihnen, so laut ich konnte, zu: „Daitje loschku!“ (Gebt einen Löffel her!) Ich wollte rufen: „lotku“ (ein Boot). Dieß erregte nun allgemeine Heiterkeit, daß ich begehrte, die Leute sollten uns mit einem Löffel aus der Suppe retten. — Und obgleich es in der That um's Haar die letzte Belehrung hätte sein können, die ich hienieden über die russische Sprache empfangen, so mußte ich doch herzlich mitlachen. Nachher mußten wir noch einen einstündigen Fischfang nach den entlaufenen Pferden anstellen, und rannten uns dabei auch noch ein paar Mal fest.

Auf der anderen Seite des Flusses sind in der Nähe des Ufers eben solche Granitfelsen und Strudel. Auch zeigen sie sich zu beiden Seiten des Ufers aus der Erde hervorstachend und lassen sich eine weite Strecke landeinwärts verfolgen. Es ist ein großes Felsenriff, das der Fluß hier durchbrochen und bis auf die wenigen bei einiger Geschicklichkeit für die Schifffahrt nicht gefährlichen Brocken beseitigt hat. Ähnliche Felsenriffe, die wahrscheinlich weiter nichts als Stufen einer unter dem ganzen Steppenplateau sich hinziehenden Granitschicht sind, bilden unterhalb Jekatherinoslaw jene berühmten Wasserfälle (Porogi).

Auch im Flusse selbst hatten wir noch genug zu thun, denn der Dniepr fließt sehr rasch, wie alle die großen Steppenflüsse, Bug, Dniestr, Pruth, von denen übrigens der Bug schneller ist als der Dniepr, der Dniestr schneller als der Bug, und der Pruth der schnellste von allen. Die große Rapidität dieser Flüsse ist sehr sonderbar, da die Steppen im Ganzen sehr schwach geneigte Plateau's sind, und da noch dazu die Flüsse durchaus nicht besonders geradeaus, sondern in unzähligen vielen kleinen Windungen und Krümmungen fließen, zumal der Dniestr und Pruth. Diese großen Flüsse stehen in dieser Hinsicht in einem merkwürdigen Contraste mit ihren kleinen Nebenflüssen, die sie aus den Steppen zur Seite empfangen und die äußerst langsam fließen, ja den größten Theil des Jahres stagniren.

Wir hätten gern das Vergnügen der Flußfahrt noch etwas in die Länge

gezogen. Denn in der That gewährt eine solche dem Geiste eine ganz eigene Freude, die durchaus anderer Art ist als die Freude über das, was die Fahrten auf Binnenseen und Meeren bieten. Dieß beständige Treiben und geschäftige Fortteilen der Gewässer, die unaufhaltsam hinter einander herwälzen, alle auf derselben Bahn, als verfolgten sie einen gemeinsamen Zweck — dieser mächtige Strom, eine so große Wirkung so vieler kleiner, zusammentröpfelnder Ursachen — die weiten Wege in das Innere vieler Landschaften, in welchen die Phantasie am Faden des Flusses hinauf- und hinabsteigt, nach oben zu den kleinen Quellen in den Wäldern und Bergen, nach unten zu dem unermesslichen Ocean — dieß Alles erweckt das Behagen, das der Geist auf großen Flüssen empfindet.

Krementschug gegenüber auf der anderen Seite des Dniepr's liegt ein kleiner Ort, Kriukoff, welcher der Stadt als Ueberfahrts-Hafen und Magazin-Platz dient. Die meisten Boote landen hier, und die Hauptmagazine befinden sich ebenfalls hier. Die Boote des Dniepr's heißen „Baidak“ und sind eine höchst sonderbare Art von Schiffen. Besonders fallen sie auf durch ihre riesengroßen Steuerruder. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß ich damals immer nicht recht begreifen konnte, wie man mit einem so kleinen Steuerruder, wie unsere Schiffer haben, ein so großes Ding, wie ein Schiff ist, lenken könnte, und hielt es für einen bedeutenden Fehler der Schiffbaukunst, daß sie den Steuerrudern eine so unansehnliche Größe gäbe. Die Bootsleute des Dniepr's schienen wie die Kinder gedacht zu haben. Denn sie haben ein riesenmäßiges Ruder auf ihren Schiffen angebracht, das ungefähr zwei Mal so lang ist als ihr Mastbaum. Vorn ragt es bis in die Mitte des Schiffes, wo auch der Steuermann steht, und hinten reicht es noch fast eine Schiffslänge weit in's Wasser hinaus. Als ich sie fragte, warum das so sei, antworteten sie bloß mit der gewöhnlichen Antwort der Kleinerußen, die sich eben so ungern wie die Türken auf Explicationen einlassen: „Tak trebe.“ (So gehört sich's).

Keine Waare befindet sich in größeren Massen an diesem Dniepr-Punkte aufgestapelt, als das Salz. Denn es sind hier in Kriukoff die großen Salz-Magazine der Krone, aus denen ein großer Theil der Dniepr-Landschaft versorgt wird. Das Salz kommt theils aus den Seen der krim'schen Steppe, theils aus den Limans (salzigen Häfen) der pontischen Küste. Es wird dort, besonders in den besarabischen Limans, in ungeheueren Massen herausgeschafft, und theils an Ort und Stelle an Käufer, die aus der Umgegend herbeieilen, verkauft, theils aber in großen Parteen in den Magazinen am Dniepr gesammelt. Man kann die westlichen Steppen Südrußlands und den größten Theil des Dniepr-Gebietes als den Verbreitungskreis dieses krim'schen und besarabischen Salzes bezeichnen. An der Wolga sind ähn-

liche noch bedeutendere Salz=Stapelplätze, die sich aus den großen Salz=seen der Kalmückensteppe jenseits der Wolga füllen und die Länder des Wolga=Gebietes versorgen. Die nördlichen Provinzen der Ostsee, das Duna=Gebiet u. s. w. bekommen größtentheils norwegisches Salz, das in den baltischen Häfen landet, und das eigentliche Polen meistens Karpathen=Salz *). Rußland hat also überall die Quellen, aus denen es sich mit Salz versieht, an seinen Gränzen. In dem ganzen großen weiten Inneren findet sich weder Salzberg, noch Salzsee, noch Salzquelle **). Das Gebiet des krim'schen und ponti'schen Salzes stößt also gegen Osten an das Wolga=Steppensalz, gegen Norden an das norwegische und gegen Nordwesten und Westen an das karpathische. Es lagerten jetzt in Kriukoff 400,000 Pud Salz, und im ganzen Jahre beträgt die Ausfuhr von hier 500,000 bis 600,000 Pud = 20,000,000 — 25,000,000 Pfund.

Merkwürdig sind die weiten Wege, welche in diesem großen, so ungleichmäßig versorgten Lande oft sehr unbedeutende Waaren gehen, wie z. B. das Theer. Dieser Artikel kann im ganzen weiten waldblosen Süden nicht producirt werden, kommt daher in großen Massen aus den polnischen Wäldern auf dem Dniepr herunter und vertheilt sich dann, besonders von Kremenstschug aus, wo diese Flüssigkeit in großen Quantitäten zusammenläuft, durch die Ukraine und durch alle südrussischen Steppen bis Odeffa hin und wandert so, bald zu Schiffe, bald zu Wagen, mehr als 150 Meilen weit. Man ist in den Steppen oft um diesen Stoff verlegen. Man führt daher auch gewöhnlich blos Speck zum Schmieren der Räder bei sich. Oft, wenn uns der Speck ausging, kauften wir einem Fuhrmann sein Speckfrühstück ab, das er im Begriff stand, zum Brode zu verzehren, und stopften es in die Radnaben. Die Hunde, die das wissen, machen sich die Mode zu Nuge, und man hat ihrer auf allen Stationen immer eine Menge unter dem Wagen, die an den Achsen lecken.

Die neurussischen Steppen.

Nach Besichtigung der Salzmagazine warfen wir noch einen Abschiedsblick auf den schönen Dniepr und kutschten dann in ein neues Land hinein; denn das andere Ufer eines mächtigen Flusses ist immer mehr oder weniger ein solches. Es trat uns gleich in dem Naturleben sowohl, als in dem

*) Früher gehörten die großen Karpathen=Salzwerke Wielizka, Bochnia u. s. w. dem Königreiche Polen selber, und noch jetzt ist seit der Theilung Polens Oesterreich verpflichtet, jährlich eine gewisse Quantität Salz an das russische Polen abzugeben.

**) Die Salzwerke von Staraja Rusa machen die einzige Ausnahme, wenn man diese Gegend noch mit zum Innern rechnet.

der Menschen eine Menge neuer Dinge entgegen. Die Uebergänge aus der bebushen und zum Theil noch bewaldeten Steppe sind, wie wir schon oben bemerkten, sehr langsam. Doch ward es uns jenseits des Dniepr's sehr merklich, daß wir wieder eine neue Stufe der Schattirung erreicht hatten. Es wird hier in Neurußland — denn so nennen unsere Karten dieses Land — Alles noch bedeutend einförmiger und öder. Nur hier und da entdeckt man noch am äußersten Horizonte kleine Bäume, zusammenstehend in unbedeutenden Ansammlungen, die man kaum Wälder nennen kann. Dieß dauert noch fort bis ungefähr in die Gegend von *Jelisawethgrad*, hinter welcher Stadt dann endlich erst die ächte nackte Steppe ganz vollendet vor Augen liegt.

In der Thierwelt fiel uns gleich jenseits des Dniepr's das kleine „Erdhäschen“, das die Russen „*Ssuslik*“ nennen, auf. In der Ukraine hatten wir es nirgends gesehen, und hier lief und spielte es überall im Grase, zu unserer größten Unterhaltung. Ich hielt Anfangs diese beweglichen, aus dem Grase auf- und niederduckenden Thierchen für Wachteln.

Bei den Menschen fielen uns die Erdwohnungen auf, die sogenannten „*Semlanken*“, die wir auch jenseits des Dniepr's nirgend gesehen hatten, in denen aber der größte Theil der Bevölkerung Neurußlands wohnt, wie wahrscheinlich auch schon zu Herodot's Zeiten, der auch von „*Chamäkoiten*“ der Steppen spricht.

Der Name Neurußland existirt indeß bloß in unseren Geographien, denn in Rußland hört man nie von einem „*Novaja Russija*“ sprechen. Die Regierung und die Großrussen nennen das Land „*Chersonski Gubernie*“ (*Cherson'sches Gouvernement*). Die Einwohner selbst aber benamen ihr Land gar nicht.

Der nächste Ort, auf den wir in den Steppen trafen, war *Alexandria* am *Inguleß*, ein berühmter Name, aber nur ein kleines Städtchen an einem winzigen Flusse. Alles umher kahl, wüste und trostlos. Der Fluß *Inguleß*, wie alle Steppenflüsse zweiten und dritten Ranges, ist eine völlig nackte, schmucklose Nymphe, die in einem tiefen, alles Laubes entbehrenden Thale spärliche Wellen wälzt. Die Bevölkerung des Ortes ist vollkommen neurußisch, d. h. aus allen möglichen Völkern, Juden, *Malo-Rossianen*, Großrussen, Deutschen, Moldauern, zusammengestückt. Man hat zur Bevölkerung dieser Landschaften, nachdem sie von den Tataren verlassen und für den Anbau gewonnen waren, eine Menge Nationen zu Hülfe gerufen. Man gestattete den Juden hier den Aufenthalt, der ihnen im eigentlichen Rußland verboten. Man rief deutsche, ungarische und bulgarische Kolonisten herbei, denen man große Ländereien abtrat. Man schenkte Güter an russi-

sche und polnische Edelleute mit der Bedingung, sie in einem gewissen Zeitraume zu cultiviren und zu bevölkern. Man versetzte Juden, Zigeuner und Tataren, alle dem Ackerbau gleich abgeneigt, mit Gewalt hierher und gründete mit ihnen ackerbauende Kolonien. Ja, man errichtete sogar an einigen Orten Freistätten oder Asyle, wo sich jeder aus Polen oder dem inneren Rußland entlaufene Leibeigene als freier Mann ungehindert ansiedeln konnte. So ist denn die Bevölkerung Neurußlands ein künstliches Mischmasch, das seines Gleichen sucht.

Bei dem Allen aber zieht sich doch als Hauptstamm und Grundbevölkerung die malorossianische Nation hindurch. Dieser interessante Völkerstamm hat sich in neuerer Zeit auf eine höchst merkwürdige und, wie mir es scheint, noch wenig beachtete Weise von seinen alten Ursitzen in die benachbarten Landschaften ausgedehnt. Jene seine Ursitze sind insbesondere die Gegenden um den mittleren Dniepr, im Kiew'schen, Poltaw'schen und Tschernigow'schen, und von da an bis an die Karpathen, wo eine Abtheilung von ihm, die „Rusnaken“, unter österreichischer Herrschaft steht. In diesen Ländern, so wie in der Ukraine, macht er die Grundbevölkerung nicht nur des flachen Landes, sondern auch der Marktflecken und Städte. Von da aus hat er sich nun aber auf der einen Seite nach Süden bis an's schwarze Meer durch Neurußland und auf der anderen Seite nach Osten bis an die Wolga im Saratow'schen ackerbauend ausgebreitet, und macht gegenwärtig im ganzen Steppensüden Rußlands bis an die Moldau, die Krim und den Kaukasus die vornehmste ackerbauende Population aus. — Diese merkwürdige friedliche Verbreitung und Uebersiedelung ist in gewisser Hinsicht ganz neu zu nennen. Denn wenn auch die ehemaligen Mitglieder der Kosackenstaaten schon meistens von kleinrussischem Stamme waren, so konnte doch erst nach dem entschiedenen Siege der russischen Waffen über die Türken und Tataren der Kleinrusse so voller Erbe des Tataren werden, wie er es jetzt ist.

In Alexandria hält ein Jude ein Kaffeehaus, und seine reizende Tochter servirte uns den Kaffee. Wir machten ihr einige Komplimente über ihre schönen Augen und Zähne. Doch schien sie sich auf diese natürlichen Edelsteine und Perlen weit weniger einzubilden als auf die künstlich versflochtenen der prächtigen und glühenden Perlenhaube, die sie auf dem Kopfe trug. Alle Jüdinnen in ganz Neu- und Kleinrußland bis nach Galizien hinein tragen nämlich eine gewisse steife, bauschige und sehr entstellende Haube, die gewöhnlich auf schwarzem Sammtgrunde über und über mit einer Menge kleiner und großer Perlen besetzt ist und die sie „Muschka“ nennen. Diese Haube hat mit sehr unbedeutenden Nuancen fast durchweg ganz dieselbe Form. Nur sind bei den Reichen die Perlen größer, und hier und da

hängen sie auch noch eine Menge kleiner Perlen und Edelsteine, die wie die Ohrringe unserer Damen gefaßt sind, rund herum. Gewöhnlich tragen sie so ihr halbes Vermögen auf dem Kopfe. Denn meistens kosten diese Hauben 500—1000 Rubel, viele aber auch 5000—6000 und mehr. Sie tragen sie gleichmäßig Sonntag wie Alltag und stolziren in Küche und Keller mit ihrer Muschka herum. Sie setzen ihr Letztes daran, um eine solche Perlenhaube zu erhalten, und wenn sie auch sonst in Lumpen gehüllt sind, so haben sie doch ihren Kopf mit Perlen geschmückt. Um einer so weit und allgemein verbreiteten Mode das nöthige Material zu liefern, ist daher der Perlenhandel von Odesa, Taganrog und einigen anderen südrussischen Punkten nicht unbedeutend. Es mögen in dem geographischen Verbreitungsbezirke dieser Haube, den wir oben bezeichneten, auf's Mindeste 2,000,000 Juden wohnen. Nehmen wir unter diesen 2 Millionen auch nur 300,000 erwachsene Weiber als Minimum an, und unter diesen als Perlenhauben tragend nur die Hälfte, 150,000 (nur die ganz bettelarmen und die ganz vornehmen tragen keine Muschka), nehmen wir ferner den durchschnittlichen Werth der Perlen einer solchen Haube nur zu 500 Rubel — es sind dieß lauter kleinste Minima, die hinter der Größe der wahren Zahlen weit zurückbleiben, — so giebt dies einen Kapitalwerth von 76,000,000, die als Perlen auf den Köpfen der Südlinnen dieser Gegenden getragen werden. Natürlich ist der jährliche Abgang an diesem Kapital wohl gering, da die Perlen von den Müttern auf die Töchter und Enkelinnen vererben. Allein geben wir ihnen auch die Dauer von einem Jahrhundert, so beträgt doch immer die jährlich nöthige Zubuße fast eine Million. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Perlenhandel ein weit größeres Kapital beschäftigt. Die Perlen sind größtentheils orientalische, die theils über die Türkei und Odesa, theils über Armenien und Tiflis kommen. — Wir fragten unsere schöne Jüdin, ob sie nicht wegen eines so kostbaren Schatzes, wie ihre Perlenhaube sei, in beständiger Sorge schwebte, und wie sie sich denn vor den Dieben wahre. Sie sagte, sie trage ihre Haube den ganzen Tag auf dem Kopfe, und Nachts lege sie sie in eine Kiste, die unter ihrem Kopfkissen stände. Fast jede Nation hat irgend ein Toilettenstück, auf das sie große Stücke hält. So haben diese Steppen-Jüdlinnen ihre Haube, an die sie wachend und träumend denken und um die sich ihr ganzes kurzes Leben dreht, wie die Erde um die Sonne.

Der Abend auf der Steppe zwischen Alexandria und Jelisawethpol war sehr schön, und diese selber nichts weniger als todt und langweilig. Freilich waren ihre schönsten Frühlings-Flitterwochen, die der Mitte Aprils, kurz nach der Schneeschmelze, schon vorüber, und alle die Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andern Blumen, die um jene Zeit ihren Teppich weben, schon

verblüht. Allein ihr Rasen war sehr anmuthig grün und frisch, und besonders auffallend war uns das lebendige Thierleben, das sie uns darbot. Die kleinen allerliebsten, gefleckten Erdhäschen sprangen überall im Grase umher und amüßten im Vorüberfahren durch ihre manchfaltigen Positionen, die sie uns darstellten. Vögel waren überall. Bald zog eine Partie Trappen niedrig über die Steppe hin. Bald schwebten Adler und Geier hoch in den Lüften vorüber. Hier stelzten die Demoiselles de Numidie ihre geselligen Tänze, — überall gurrten Tauben, sowohl die großen wilden Tauben, als die kleinen Turteltauben, — und eben so zahlreich schweiften die Habichte umher, die den Tauben und besonders den Erdhäschen nachstellten. Wer auf alle diese verschiedenen Gefieder und Flugarten, so wie die verschiedenen Scenen, die dieß Leben herbeiführte, Acht gab, konnte wahrlich nicht über Langweiligkeit in den Steppen klagen.

Außer mit diesen vielen eleganten Vögeln trafen wir auch noch in der Militär-Colonie Petrikowa mit einem eleganten Stuher aus Odessa zusammen, der uns allerlei Stadtneuigkeiten und Anekdoten vom Boulevard von Odessa, dem Spaziergange der beau monde dieser Stadt, auf tischte, dafür aber auch während des Erzählens den ganzen Rest unserer Poltawer Fleischpasteten abtischte, mit denen wir bisher immer so sparsam hausgehalten. — Er aß über ein halb Dugend auf ein Mal, und Kun-laje und ich hatten zu jedem Gläschen Wein eine mit einander getheilt. Wahrhaftig eine Odessaer Klatscherei in Mitten der Steppen klingt nur lächerlich, aber armen Reisenden in der Steppe 6 Fleischpasteten aufzuessen, ist unbarmherziger, als wenn man ihnen in Odessa 6 Döschnbraten verzehrte.

Der russische Steppensüden ist das große Magazin für die russische Kavalerie. Nicht nur bezieht dieselbe ihre meisten Pferde von hier, sondern auch die besten Kavaleristen. Die meisten Husaren, Lanciers und Kürassiere der Garde sind Malo-Rossianen, eben so aus diesen Steppen die Kosacken, und endlich sind auch hier in den Steppen die großen militärischen Kolonieen für Reiterei, welche die Russen „posselenije“ (Ansiedelungen) nennen. Eine Hauptabtheilung dieser Kolonieen liegt in der Ukraine mit dem Hauptorte Tschugujew, die zweite in Neurußland mit dem Hauptorte Wosnesensk. Die Anzahl aller hier angesiedelten Kavaleristen beträgt 60,000 Mann. Im Norden, im Nowgorod'schen und Petersburg'schen Gouvernement, liegen die Infanterie-Kolonieen. Die Dörfer dieser Kolonisten sind alle sehr regelmäßig nach demselben Plane gebaut und sehr ordentlich unterhalten, die Gassen überall mit sorgfältig geschützten Bäumen bepflanzt, die Häuser der Soldaten wie der Offiziere einfach, das Nothdürftige enthaltend und durchweg reinlich, die der Generale und Oberoffiziere in ihrer ländlichen äußeren Er-

scheinung zuweilen in komischem Contrast mit den brillanten Titeln und Orden ihrer Inwohner. Doch wissen gebildete Offiziere, die hier zuweilen eine Zeit lang zu dienen genöthigt sind, viel von den Entbehrungen und Unbequemlichkeiten zu erzählen, denen sie in diesen Steppen-Kolonieen sich unterziehen müssen, und die jungen Leute sehen von hier aus alle sehnlichst nach den Tanzsälen Moskau's und Petersburg's, was sich denn leicht begreifen läßt. Einen eigenen Anblick gewährt es, die Soldaten in voller Montirung, den Säbel an der Seite, mitten im Steppengrase als Pferdehirten anzutreffen und sie ebenso hinter dem Pfluge schwitzen zu sehen. Diese Söhne des wilden Mars im Dienste der sanften Ceres! —

Der Ort Petrikowa befindet sich unter diesem Namen noch auf unseren Karten, auch wird er meistens noch von den Leuten so genannt, obgleich er seit der polnischen Revolution officiell umgetauft wurde und den Namen „Novaja Praga“ (Neu-Praga) bekam, weil das hier angesiedelte Kürassier-Regiment Prinz Albert sich bei Praga durch besonderen Muth hervorthat.

Wir fanden auf dem Posthose von Petrikowa eine numidische Jungfrau, die zwischen den Hühnern des Hofes frei umherstolzte. Man findet diesen eleganten Vogel häufig auf den Hühnerhöfen der Steppen, denn er gewöhnt sich leicht an die Umgebung der Menschen. Die Leute sagten uns, der Vogel sei lecker, und sie fütterten ihn immer mit dem feinsten Weizen, ein Zeichen der Wildsamkeit und edleren Natur dieses Thieres. Denn von Thieren wie von Menschen kann man wohl die Regel allgemein gelten lassen, daß Feinheit des Geschmacks auf eine gewisse Feinheit des Geistes schließen läßt. Die Leute erzählten uns auch, daß der Vogel fast immer ziemlich ruhig und gefest wäre, nur nicht, wenn seines Gleichen über das Haus hinzögen. Diese schreie er alle Mal an, auch antworteten seine Brüder ihm, kämen zuweilen heruntergefliegen und umflatterten ihn eine Zeit lang, zögen aber wieder davon, nachdem der Gefangene ihnen erklärt, daß er sich nicht im Stande befände, mit ihnen zu wandern.

Die Stadt Jelisawethgrad, die wir am Abend erreichten, ist die bedeutendste in den Steppen weit und breit. Sie hat über 12,000 Einwohner. Es ist eigentlich schwer auszumachen, was ihr ein so großes Uebergewicht über die anderen Orte gegeben hat, denn sie liegt gerade eben so mitten im flachen Rasen, wie alle die übrigen, und es läßt sich durchaus gar kein Verhältniß entdecken, welches an diesem Punkte eine Stadtanlage begünstigen konnte. Weder ein Fels, der als Anhalt hätte dienen können, noch ein Fluß, noch ein Meer, noch ein Gebirge, noch sonst irgend etwas, das durch seine Configuration Verkehr und Ansiedelung an diesem Punkte hätte zusammenführen müssen. Es scheint die Stadt eine reine Schöpfung des

Zufalls und der Willkür zu sein. Der Ingul, der an ihr vorüberschleicht, ist der traurigste und ödste Steppenfluß, den man sich denken kann, und es findet auf ihm durchaus keinerlei Art von Verschiffung, nicht einmal Holzflößung statt. Auch ist die Stadt nicht Gouvernements = Stadt. Nur eine Kreisbehörde und eine Distrikts = Obrigkeit der Militär = Kolonien residiren in ihr, beides keine so erheblichen und nahrhaften Dinge, daß sie eine so große Stadt bedingen sollten. Schon in der Nähe dieser Stadt befinden sich mehrere deutsche Kolonien. Die neurussischen Schwaben nennen sie schlechtweg „Elisabeth“ oder auch „Lisabethl“, was denn freilich kein Russe auf „Jelisawethgrad“ zu deuten vermag. Die deutschen Kolonien befinden sich durchweg wohl in der Steppe und begrasen sich hier zusehends. Aus ihnen kommt auch immer eine Menge junger überflüssiger Leute hervor, die als Handwerker, Wirthe u. s. w. in den benachbarten Städten ihr Glück machen. So in Odessa, Nikolajew, Cherson, Kischeneu u. s. w. und so auch in Lisabethl, wo wir bei einem „Njemetzkoj Traktir“ (deutschen Wirthe), einem gebornen Schwarzwälder, ein ganz vortreffliches Abendessen, eine deutsche Conversation, eine hübsche blühende schwäbische Tochter und ein gutes Nachtquartier fanden.

Kun-laje erzählte mir viel von Peking, von der Artigkeit und Humanität der jungen Mandarinenöhne am Hofe des himmlischen Reichs, von der Gelehrsamkeit der Chinesen und ihren mancherlei Geschicklichkeiten und Talenten, und ich schrieb mir das Alles in's Tagebuch meines Gedächtnisses, um mir gelegentlich die Notizen zu Nütze zu machen.

Den anderen Morgen früh, als nur noch wenige Lichter in den Häusern Jelisawethgrad's flammten, war unser Dreigespann schon wieder auf der Steppe. Hinter Jelisawethgrad erblickten wir zum ersten Male den märben Kalkstein, der hier überall den oberen Lehm- und Humusschichten der Steppe untergeschichtet ist, der in allen Regenschluchten und Balken (Flußthälern) zu Tage steht und der von Jelisawethgrad an bis an die Gestade des Pontus das hauptsächlichste Baumaterial ausmacht, da das Holz überall bei den Bauten gespart werden muß. Es ist dieser Stein ein sehr loses und lockeres Conglomerat von lauter kleinen Kalkmuscheln, die vermöge eines sehr schwachen Cements an einander gefleht sind. Der Stein bricht und bröckelt sehr leicht und wird mit der Säge und dem Beile wie Holz bearbeitet. Man formt ihn in Parallelepipeden von etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge und einem Fuß Breite und Höhe, und aus solchen Quadern sind fast durchweg die Städte Odessa, Nikolajew und andere gebaut, so wie auch die Dörfer der deutschen Kolonisten und aller Derer, die nicht, wie die Kleinrussen, Moldauer und Bulgaren, in Semlanken (Erdbäusern) wohnen wollen. Auch die Säune und Thorwege

aller Ansiedelungen in den Steppen, so wie leider auch sogar die Brücken, sind aus diesem Steine gebaut. In gewisser Hinsicht ist derselbe auch das bequemste Baumaterial der Welt, denn, da er sich gestalten läßt wie trockener Thon, so ist nichts leichter, als ein prachtvolles Haus mit Säulen, Architraven und allen nöthigen Bauverzierungen mittels dieser Quadern emporsteigen zu lassen. Und in der That sieht ein solches Haus, so lange es noch neu ist, sehr stattlich und magnifik aus. Leider dauert es nur nicht lange. Denn bei aller Billigkeit und Bequemlichkeit ist der Stein zugleich das allerverbärmlichste und zerstörllichste Baumaterial von der Welt. Er ist so weich, daß man einen Nagel hineinschlagen, ja mit dem Stocke ein Loch hineinbohren kann, und dabei so porös, daß selbst 3 bis 4 Fuß dicke Wände den Wind durchlassen und die Feuchtigkeit wie ein Schwamm einsaugen. Die Reichen in Odessa, die nicht aus Ziegelsteinen, welche kostbarer sind, sondern aus diesem Kalksteine ihr Haus bauten, sehen sich daher genöthigt, um vor Kälte und Feuchtigkeit geschützt zu sein, die inneren Wände ihrer Stuben noch mit Gyps überziehen zu lassen. Bei der so schnellen Verwitterung, die den Steinen eigen ist, fällt daher auch alles mit ihnen Aufgeführte gar schnell wieder über den Haufen. Daher sieht man denn auch alle Dörfer und Städte der Steppen mit neuen Ruinen erfüllt. Die meisten Häuser sind halb verfallen, die Zäune poltern übereinander, und alle Brücken befinden sich in einem solchen Zustande, daß man lieber neben ihnen her durch's Wasser fährt, als über sie hin. An manchen Orten sieht man drei solcher Brückenruinen neben einander liegen. Die Städte Nikolajew, Sewastopol und eben so die Vorstädte von Odessa sind mit eben solchen widerlichen neuen Ruinen angefüllt, und auf den Kirchhöfen haben schon jetzt die Monumente, die man vor 10 Jahren zum ewigen Andenken errichtete, ein Ansehen, als wenn Jahrhunderte über sie weggestürmt wären. Wenn die alten Griechen, wie es wahrscheinlich ist, aus diesem abscheulichen Steine ihre pontischen Steppestädte Odessus, Olbia, Cherson u. s. w. gebaut haben, so läßt es sich daraus leicht erklären, daß einige dieser Städte so nichtsagende und unbedeutende Trümmer hinterlassen haben, und andere von ihnen so spurlos verschwunden sind, daß man nicht einmal ihren Bauplatz mehr angeben kann. Für die Russen ist dieser Stein aber natürlich ein recht gefundener Schatz, da sie so gern schnell etwas fertig sehen und sich nicht darum kümmern, was nachher daraus wird.

Von Zelisawethgrad bis Nikolajew giebt es nun keine Stadt mehr und auch sonst keine Ansiedelung, die einem Städtchen oder Marktflecken gleiche, nur einsame Poststationen und einzelne Dörfer. Auch die Fruchtbarkeit des Landes und der Ackerbau nehmen mehr und mehr ab, je mehr man von den

fruchtbaren kiew'schen, podolischen und ukrainischen Gegenden zum schwarzen Meere hinabsteigt. Der schwarze, ein bis zwei Ellen tiefe Humus ist freilich hier noch, wie dort, überall derselbe. Aber die so ungünstige Waldlosigkeit bringt Garten- und Ackerbau in immer ungünstigere Verhältnisse, und es wird Alles mehr und mehr ein bloßes Hirtenland. Freilich wirken vom Meere her dieser aus dem Innern zunehmenden Kulturlosigkeit die Städte Odessa, Nikolajew u. s. w. entgegen und suchen eine Bevölkerungsabnahme in umgekehrter Richtung zu begründen, indem sie natürlich allen ackerbauenden Ansiedlungen um so mehr Vortheil versprechen, je mehr sie sich zu ihnen heranlegen. Doch macht sich einstweilen noch dieses Streben nur ganz unmittelbar in der Nähe dieser Städte geltend, wo die Bevölkerung wieder etwas dichter liegt. Und im Ganzen und Großen genommen, ist es noch jetzt wahr, daß in diesen südlichen Theilen der Steppe die Viehwirthschaft das Hauptgewerbe ist, darnach freilich der Ackerbau, und dann erst die an tausend Fehlern leidende und kränkelnde Baum- und Gartenkultur. Das nördliche Bessarabien, Podolien und das südliche Kleinrußland sind die hauptsächlichsten Kornkammern für Odessa.

Das Land ist so einförmig, daß man allerdings hier ein Recht haben könnte, sich zu langweilen, besonders ein Wanderer, wie mein Reisegefährte Kun=laje, der schon bis zum Ueberdruß alle Steppen Asiens und Europa's durchfahren war. Was aber mich betrifft, so langweilte ich mich nicht einen Augenblick. Die bloße Gewißheit, mich in der ächten Steppe, diesem so merkwürdigen Schauplatze so vieler noch unerforschter Völkerbewegungen, zu befinden, reichte hin, mich immer in einer angenehmen Stimmung zu erhalten. Diese weiten unermesslichen Grasfelder, wo auf vielen hundert Meilen ununterbrochen Halm an Halm steht, und wo ein Wiederkäuer, wenn er als Kalb bei den Karpathen zu weiden anfinge, auf dem andern Ende der Weide, an dem Fuße der hohen chinesischen Mauern, erst als ausgewachsener Dohse ankommen würde, beschäftigten meine Phantasie; nicht weniger das Leben der großen Heerden, der Rinder, der wilden Pferde, der fettschwänzigen Schafe, die auf allen Grasrücken klebten. Und nahm man nun gar noch die Vergangenheit zu Hülfe, die Hunnen, die Kumanen, die Uzen, Chazaren und Petschenegen, den flüchtigen Perserkönig Darius, den geistreichen Attila, den wilden Batu=Chan, den melancholischen Krim=Gerei und alle die unzähligen Steppengeister, die hier einst ihr Wesen trieben, so hatte der Geist Unterhaltung die Fülle. Selbst die Idee der Größe und scheinbaren Endlosigkeit der Steppen gewährte uns mehr Vergnügen, als daß wir, wie Andere, daran Anstoß genommen hätten. Man rollt und rollt mit flüchtigen Pferden immer flink vorwärts und glaubt doch nicht von

der Stelle zu kommen. Man ist wie verzaubert. Immer vor und weiter, und doch bleibt rund umher Alles dasselbe und immer dasselbe. Es ist wie in dem Rade einer Tretmühle. Höchst amüsant!

Auch die Luftspiegelungen und mancherlei optische Täuschungen tragen nicht wenig zum Amusement des Reisenden bei. Zuweilen sieht man einen Wanderer oder einen Ochsen in weiter Entfernung am Horizonte, wie eine große gespenstische Figur auf Stelzen oder in der Luft schwebend gehen. Sonderbar ist es, daß hier einzelne Gegenstände oft so groß erscheinen, da doch sonst in großen Ebenen große Gegenstände gewöhnlich zusammenschwinden, so z. B. der Löwe auf dem Schlachtfelde von Waterloo. Sehr häufig bemerkten wir einen großen dunkeln Gegenstand, wie ein Fuder Heu, am Horizonte, der seine Stellung wechselte, sich vergrößerte und verkleinerte, und von dem wir nie recht ausmachen konnten, was es eigentlich war. Die Darstellungen von Seen und großen Wassern durch die Luftspiegelung waren mitunter so täuschend, daß wir uns kaum überreden konnten, nicht eine Ueberschwemmung vor uns zu haben, besonders wenn Viehheerden in der Nähe waren. Denn die Beine der Kühe verschwanden ebenfalls, als wenn sie im Wasser wadeten. „Ettot tolko ot ssonze tak pokasiwajet“ („Das zeigt sich von der Sonne nur so. Es ist kein wirkliches Wasser“), sagte unser Jämschtschik. Das Vieh, versicherte er, ließe sich nicht durch dieses Luftspiel täuschen und könne wirkliches Wasser von falschem unterscheiden, weil es jenes rieche. —

Auf allen Stationen, wo die Dörfer „panski“ waren, d. h. einem Herrn gehörige, sahen wir immer eine Menge von sehr großen, langen und schönen Windhunden (levriers), welche man hier zu Lande „Barsi“ nennt. Diese Barsi sind hier fast die einzigen zur Jagd benutzten Hunde. Doch ist das Jagen mit ihnen ein eigenthümlich wildes, da sie das Wild nicht aufzuspüren vermögen, entweder weil ihr Geruch von Natur nicht fein genug dazu ist, oder weil die Menschen ihn nicht ausgebildet haben. Sie können daher nur das Wild jagen, das sich ihren Blicken präsentiert. Ihre Augen sind aber auch desto schärfer und ihre Schnelligkeit desto größer, zu deren Entwicklung ihnen die Steppe Gelegenheit genug bietet. Sie sind also als eine der Natur des Landes höchst anpassende Art von Jagdhunden zu betrachten, während in unseren Wald- und Buschgegenden die Jagd mit ihnen völlig unmöglich wäre, wo man sich nicht so weit umschauen kann wie hier auf den Steppen, und auch das verfolgte Wild sich den Blicken leichter entzieht. Wenn diese Barsi das Wild erreicht haben, so beißen sie es todt und halten dabei Wache. Die Jäger sind dabei zu Pferde und folgen den Hunden. Denn diese wissen auch nur dann den Weg zu ihren Herren zu-

rückzufinden, wenn sie sie sehen. Sie verirren sich daher oft, und es muß die Jagd mit ihnen etwas langweilig sein. Uebrigens sind es fast durchweg wunderschöne Thiere, und sie laufen wie die Kinder des Aeolus. —

Natürlich haben aber die großen reichen Steppenherren auch noch viele anderer Jagdhunde, die sie aus anderen Ländern verschreiben. Die großartigsten Jagden auf Wölfe, Hasen, Füchse, Trappen, und was es noch sonst Jagdbares in der Steppe geben mag, stellt ein reicher Gutsbesitzer Skarzynsky an, dessen Name zwischen Krementschug und Odessa uns überall genannt wurde, und der zwischen Dniestr und Dniepr dieser Zeit der größte Steppenherr ist. Er wohnt in der Nähe von Wosnesensk auf einem Schlosse Trikrati. Von hier zieht er alle Jahre im October mit 20 bis 30 seiner eingeladenen Nachbarn und deren Jägerfolge zu einem großen Jagdzuge durch die Steppen aus. 25 Kameele — diese Thiere kommen schon hier und da in den südlichen Steppen auf einigen Gütern vor — werden mit Zelten, Küchengeräthschaften, Weintonnen, Victualien u. s. w. beladen; 200 bis 300 Bauern und Jäger, so wie eine angemessene Anzahl von Hunden für die verschiedenen Jagdgegenstände folgen nach, und eine Kapelle, aus 30 eigenen Leuten unter der Direction von ein paar Petersburger Musikern begleiten den Zug. Die Küche und Dienerschaft geht voraus und schlägt an einem zum Nachtlager bezeichneten Plage ein bequemes Zeltlager auf. Die Herren jagen den Tag über, und am Abend banquetiren sie, spielen Karten und trinken Champagner unter Musik und Gesang mitten in der Steppe trotz Attila und Batu-Chan. Auf diese Weise jagen, musciren und nomadisiren sie so von Lager zu Lager durch die Steppe fort, bis in die Gegend von Jelisawethgrad zu einem Orte, der Weisbeirak heißt. Bei diesem Orte befindet sich eine große buschige, weder durch einen Fluß, noch durch eine Regenschlucht, noch durch sonst irgend etwas unterbrochene Fläche, auf welcher sich sehr viel Wild aufhält. Nach diesem Weisbeirak hin bewegen sich mehrere solcher, wenn auch nicht gleich großer Jagdzüge aus verschiedenen Gegenden, die ihre Lager, Banquette, Musikbanden und Hunde mit der vorigen vereinen. Hier wird dann eine Woche lang fröhlich gelebt und gejagt, und das Ganze schließt sich mit einem allgemeinen großen Jägerfeste.

Manches Eigenthümliche haben die Wolfsjagden dieser Steppentländer. Es wird dazu ein Gebüsch, in dem man Wölfe vermuthet, mit Rehen umstellt. Vor diesen Rehen stellen sich die mit Flinten versehenen Jäger auf und hinter ihnen Bauern mit Spießen und hölzernen Gabeln, die unseren Heugabeln ähnlich sind. Die Treiber jagen nun die Wölfe dem Rehe zu mit einem höchst eigenthümlichen Geschrei, das ich wohl nachmachen —

denn es vergift sich dergleichen so leicht nicht — aber nicht nachschreiben könnte. Was von Wölfen die Jäger vorüberlassen, fängt sich in den Rehen, wo die Bauern ihnen Heugabeln über den Nacken werfen, sie damit an den Boden heften, und ihnen mit ihren Speißen das Garaus machen. Sie sollen zuweilen auch ohne Netz die Wölfe mit diesen Gabeln lebendig zu fangen verstehen. Was aber ein ächter Steppen-Kosak ist, der braucht weder Flinte, noch Gabel, sondern bloß seine gut geflochtene Nagaika (Kant-schu). Mit ihr verfolgt er den Wolf, und indem er ihm eine Zeit lang zur Seite reitet, säbelt er ihn mit dieser seiner Wunderwaffe nieder. —

Da wir auf allen Stationen so viel zu erfragen fanden, uns auch nicht sehr beeilten, so rückten wir auch nur langsam vor, obgleich die Wege vorzüglich waren, und kamen erst gegen Abend in dem Dörfchen *Gromoklezjanka* an. Diese Steppenwege haben im April und Mai ihre schönste Periode, da dann der Boden fest und eben ist, und auch zuweilen noch der im Juni und Juli überall aufsteigende feine Staub durch einen kleinen Regen niedergeschlagen wird. Dieser Sommerstaub der Steppen ist so duftig und leicht, daß er sich selbst ohne alle Bewegung der Luft einige Zeit wie schwimmend auf ihr erhält, und man sieht alsdann auf allen Straßen bei windstilltem Wetter beständig eine unwandelbare Staubwand stehen. Da er so fein ist, überall eindringt und dabei so schwarz wie Torf aussieht, so verwandelt er die Menschen in Mohren und macht das Reisen äußerst beschwerlich. Im Beginn des Frühlings bei der Schneeschmelze ist aber die Steppe fast völlig bahn- und wegelos. Denn da verwandelt sich die ganze fette Erde der Oberfläche in einen zähen, schlammigen Brei, durch den sich indeß die Ochsen noch leichter hindurch arbeiten als die Pferde.

Was die Kunst für die Wege gethan, ist sehr unbedeutend und beschränkt sich fast einzig und allein darauf, daß man ihnen gewisse Gränzen steckte, indem man für ihre Breite 36 Klaftern bestimmte und in dieser Entfernung kleine Gräben zog, die aber durchaus nur als Gränz-, nicht als Abzugsgräben betrachtet werden können. Außerdem hat man noch auf einigen großen Poststraßen, jedoch nicht durchweg, in gewissen Entfernungen kleine steinerne Pyramiden errichtet, um den Weg für den Winter, wo er bei dann so völlig verwischter Physiognomie der Steppe sonst gar nicht zu finden wäre, zu bezeichnen. Uebrigens waren die Wege hier seit den Zeiten des unglücklichen Feldzugs des Darius so, und werden auch wohl noch lange Zeit in diesem Zustande bleiben, da die Natur hier dem Menschen so durch ganz und gar nichts zur Hand geht. Denn es findet sich weit und breit kein brauchbares Material irgend einer Art, das zur Verbesserung der Wege angewandt werden könnte. Die Steine zum Straßenpflaster in Odessa ließ

man aus Malta und Italien kommen. Vielleicht wären Eisenbahnen die Bahnen, die sich demaleinst hier noch am leichtesten herstellen ließen. — In den kleineren Städten dieser Länder ist das beliebteste und allgemein gebräuchliche Straßen-Verbesserungs-Material — der Mist, mit dem man alle Löcher und Unebenheiten ausfüllt. Und in der That ist auch die Bodenlosigkeit der Humussuppe mitunter so arg, daß ein Fußgänger sich immer freut, einen Misthaufen zu erreichen, auf dem doch wenigstens sein Leben gesichert ist. —

Die großen Heerstraßen der Steppe haben diese imposante Breite von 36 Klaftern hauptsächlich des vielen auf ihnen verkehrenden Viehs wegen, das theils nach dem Süden in die *Ssalgans* (Talgstiedereien) von Ddessa, Cherson und Taganrog wandert, theils dem Norden zugetrieben wird, zu den Schlachtbänken von Moskau, Petersburg u. s. w. Dieß Vieh benützt einen Theil der Wege zugleich als Weide. Außerdem kampirt auch noch sonst Mancherlei auf diesen Wegen selbst, so namentlich z. B. alle die Handels-Karawanen, die vom schwarzen Meere landeinwärts und zu seinen Häfen hinziehen und die kein anderes Obdach in der Steppe finden als das, welches der gütige Himmel über ihnen ausgespannt. —

Gegen Abend sahen wir an verschiedenen Punkten des Weges die Feuer der nach Ddessa reisenden Wagen-Karawanen aufleuchten. Diese Züge heißen hier „Walki“, wie in Großrußland „Obosi“. Sie bestehen gewöhnlich aus 30 bis 40 mit Ochsen bespannten Wagen. Denn der Ochse ist im ganzen malo-rossianischen Süden das hauptsächlichste, ja ausschließliche Zugthier, so wie in Großrußland das Pferd. Und alle Zufuhren nach den pontischen Handelsstädten werden mit Ochsen bewerkstelligt. Nur im Winter, wo auf dem Schnee der Ochse zum Transport weniger tüchtig ist, geschehen auch einige Versendungen von Ddessa aus in's Innere — namentlich griechischer Weine, kleinasiatischer und krim'scher Früchte und einiger anderer levantischer Waaren — mit Pferden. Doch sind es dann meistens Großrussen, welche diese Transporte mit ihren „Obosen“ bewerkstelligen, und nicht kleinrussische Tschumaks (Fuhrleute) mit ihren „Walken.“

Diese Walken bestehen, wie gesagt, gewöhnlich nur aus 30 bis 40 Wagen, die unter der Leitung eines Obertschumaks mit seinen Knechten geführt werden. Zuweilen finden sich aber mehrere solcher Walken unterwegs zusammen, und man sieht dann nicht selten eine eine Weile lange Reihe von 300 bis 400 Wagen. Wir bemühten uns, das Leben und Bewegen dieser Leute und ihrer Karawanen näher kennen zu lernen, die zwischen dem Dnjestr und der Wolga und von Kiew bis zum Pontus die Hauptelemente des Lebens auf den Steppenstraßen bilden. Wir hielten überall, wo wir ein Feuer

der Tschumaks erblickten, oder wo wir sie ihren Borscht (National-Suppe) verzehren sahen, an und ließen uns mit ihnen in Gespräche ein. —

Im Sommer und bei guten Wegen ist die Bewegung einer solchen Walke folgende: Um 2 oder 3 Uhr Morgens, wenn der Hahn kräht, rüsten die Tschumaks zur Abreise, fangen die Ochsen von der Nachtweide ein, spannen sie in's Joch und schlendern und schleifen mit „Zobbe!“ und „Zebä!“ ihres Weges. „Zobbe!“ heißt: „rechts“ und „Zebä!“ „links“, und fügt man noch „Hei!“ hinzu, welches „vorwärts“ bedeutet, so hat man das ganze Vocabularium der Worte vollständig, die ein Tschumak mit seinen Ochsen spricht. Sie fahren so, ohne in Schweiß zu gerathen, bis 8 oder 9 Uhr fort und halten dann auf einer Stelle an, wo sie Weide und Wasser finden, tränken ihr Vieh und lassen es in der Steppe am Wege laufen. Während Einige hiemit beschäftigt sind, machen die Anderen ein Feuer an. Sie sammeln dazu, wie die Karawanenführer in Afrika, etwas an der Sonne getrockneten Mist vom Wege, Heu und Stroh, oder zerhauen auch unterwegs zerbrochene Räder oder was sonst am Wagen brach und sorgsam für diesen Zweck mitgeführt wird. Das Feuer knistert bald so lustig unter dem Kessel, wie in den holzreichen Gegenden Polens, und der Hirsebrei oder Borscht, die beiden einzigen Gerichte, die ihr Morgen-, Mittag- und Abendbrod ausmachen, ist flink gewärmt. Dazu beißen ihre unverdorbenen Zähne die harten „Suchari“, die sie von Hause mit auf die Steppe nahmen. Diese Suchari sind zerbröckeltes und dann noch ein Mal wieder gebackenes oder auch bloß in der Sonne getrocknetes Grobbrod. Um 10 oder 11 Uhr geht es wieder „Hei!“ und „Zebä!“ bis Nachmittag, wo sie ihren Ochsen eine abermalige Rast gestatten. Der dritte und letzte Halt wird dann gegen Sonnenuntergang gemacht. Dann fahren sie ihre Wagen auf der breiten Straße in regelmäßige Quarrés auf, zu 8 bis 10 in der Länge und 5 bis 6 in der Breite. Sie stehen so weit auseinander, daß man bequem zwischen ihnen herumgehen und Alles an der Ladung oder dem Wagen bessern kann, was nöthig ist, und man sieht die Tschumaks dann beständig dazwischen umherwandeln, überall pickend, hämmern und flickend. Das gesellige Feuer lodert wieder wie am Morgen unter Hirse oder Borscht, und dazu krachen die trockenen Suchari. Darnach wird dann noch wohl ein melancholischer Nachtgesang angestimmt aus bb Moll, der dann endlich auch mit den Tschumaks auf dem Grase einschlummert, indem in der echolosen Steppe nur das unaufhörliche Unkengeschrei seinen nie schlummernden Nachhall bildet — bis dann endlich gegen Sonnenaufgang der frühe Hahn Alles wieder in Bewegung setzt, um das stets sich auf dieselbe Weise wiederholende Tageswerk von Neuem abzuleiern. —

Ich sage: der Hahn, und meine den Hahn der Walke. Denn keine kleinrussische Karawane ist ohne diese treffliche und pünktliche Weckuhr, diesen untüchtigen Wetterpropheten. Alle Mal auf dem vordersten Wagen, dem des Ober-Tschumaks, sitzt ein stattlicher schöner Hahn, der in gewisser Hinsicht der eigentliche Anführer und Lenker des Ganzen ist. Er schläft des Nachts bis 2 Uhr, auf seinem Wagen sitzend. Dann kräht er pünktlich 2 oder 3 Mal hintereinander, und der Obertschumak gähnt und ruft den Uebrigen sein „Wstaniťje“ (Steht auf!) zu. Um 3 Uhr kräht er zum zweiten Male, und dann knarren schon alle 240 Räder der Walke, und am ganzen Tage begleitet er dann den Zug fortwährend lustig mit seiner Trompeten-Musik. Er ist der Liebling von allen Fuhrleuten der Walke, und jeder streichelt und füttert ihn. Die Tschumaks wissen aus der Art seines Krähens Allerlei in Bezug auf das Wetter zu prophezeien und nehmen darnach ihre Maßregeln. Er ist so an seine Walke und seinen Platz auf dem vordersten Wagen gewöhnt, daß er ihn nicht leicht verläßt. Nur zuweilen haben sie ihre Noth mit ihm, wenn er auf dieser oder jener Station hübsche Hühner entdeckt. Dann kann er es nicht lassen, im Vorüberfahren dem artigen Damenvolke sein Compliment zu machen, und bekommt auch wohl Streit mit den Herren ihres Harems. Bei schlechtem Wetter und Regen, den er nicht leiden kann, weil er seine hübsche Toilette verdirbt, kriecht er alle Mal unter das Wagendach des Tschumaks, wo er so geschützt ist wie sein Herr selbst. —

Auf die besagte Weise vollenden nun die Walken unter Leitung eines Hahns und eines Tschumaks, mit ihren 40 Wagen, und mit 1001 Zobbes und Zebás, indem jedesmal bei 3 oder 4 Wagen ein Mann angestellt ist, indem auf je 3 Männer ein kleines glattes, bei allen Brunnen wieder gefülltes Wasserfaß gerechnet wird, und indem die armen Kerle auf der ganzen Tour von Podolien oder Kiew bis Dbessa, alle 15 zusammen genommen, oft kaum ein Quart Brantwein trinken, — eine in ihrem harten Lande doch oft so nöthige und heilsame Erquickung, — indem endlich jeder Wagen 5 bis 6 Tschetwert Getreide geladen hat, in Säcken zu 5 bis 6 Pud, — ich sage, so fahren sie täglich ihre 30 bis 35 Werst weit. Und auf diese Weise geht es dann 6 bis 9 Monate hindurch von Podolien nach Dbessa, von Dbessa nach Kiew, von Kiew nach Charkoff, von Charkoff nach Krcmentschug, und so im ganzen russischen Süden herum 5000 bis 7000 Werst hin und her, wohin sie nur immer Ladung bekommen können.

Eigenthümlich ist es, daß sie bei Regenwetter nicht weiter zu fahren wagen dürfen, weil dann beim Ziehen die Haut der Ochsen wund wird. Sie müssen den Regen ruhig abwarten, und es kann sich daher ereignen,

daß dadurch der ganze Verkehr mehre Tage unterbrochen wird. Die wohlhabenden und ordentlichen Tschumaks fahren bloß von Oſtern bis „Pakrowe“ (ein Feſt zu Anfang Octobers). Später machen die oft im October ſchon heftig einfallenden „Wjugas“ (Schneestürme) lange Transporte riskant. Es iſt daher im ganzen Süden Rußlands der Sommer die eigentliche Zeit der großen Zufuhren zu den Handelsſtädten und die Periode des Hauptverkehrs in den Steppen, während im Norden des Reichs gerade das Umgekehrte ſtattfindet. Denn zu allen baltischen Häfen findet die bedeutendſte Zufuhr im Winter auf der ſchönen Schlittenbahn ſtatt, und der Sommer iſt verkehrstodt.

„Wie gefällt Euch denn Euer Leben?“ fragte ich einen der Tschumaks in Gromoklejewka, unſerer Abendthee-Station. „Ach es iſt hart, hart! Herr! So viele Jahre ich auch ſchon tſchumakirt habe, ich werde es nicht gewohnt. Gebe Gott mir nicht mehr.“ — Die, welche nur im Sommer fahren, kommen noch mit etwas Durſt, Hitze, magerer Koſt und damit weg, daß ſie in dem ſchwarzen Steppenſtaube das Außere von Negern gewinnen. Aber die ärmeren Tschumaks, welche auch die Winterzufälligkeiten riskiren müſſen, haben ein noch bittereres Leben und Sterben, wovon ich mich ſchon vor meiner Reiſe in den Steppen einmal ſelbſt überzeugte, als man aus einer Regenschlucht in der Ukraine bei der Schneſchmelze im Frühling eine ziemliche Portion zerbrochener Schlitten, längſt verdorbener Ochſen und ſchon ſeit 5 Monaten verſchollener Tschumaks ausgrub. Dieſe armen Leute müſſen dann im Winter, obgleich am ſchwarzen Meere, auf der ſchutzloſen Steppe faſt eben ſo Schlimmes leiden, wie Capitän Roß am Nordpole. Oft können ſie Wochen lang nicht von der Stelle, wenn die Natur draußen in Aufrehr iſt. Futtermangel iſt überall, und ſämmtliche Wieſen der Steppe verkommen im Schnee. Wenn im Sommer nur wenige Waſſerbaffins ſind, die Waſſer genug haben, ſo ſind im Winter nur wenige, die es flüſſig haben. Dabei giebt es im Winter viele Sorgen für die Geſundheit der Ochſen, für die der Tschumak ſelbſt den Arzt machen muß. Dennoch aber ſind ſie dabei alle wie Horaz's Schiffer. So lange ſie im Winter mit Eis und Sturm kämpfen, oder im Sommer mit Durſt und Staub ringen, verwünſchen ſie ihr Handwerk und verſprechen es abzuthun. Im Frühling aber ſpannen ſie doch ihre Ochſen wieder an, und ſie ſchleppen ſich Jahr aus, Jahr ein mit ihren langhörnigen Fußſchleifern herum. „So iſt es“, ſagte mein Tschumak, „bis es denn endlich einmal in Krementschug heißt: Wo iſt denn der Tschumak Pawel Gawritſchenko? Er iſt ja ſchon ſeit 2 Jahren nicht nach Hauſe gekommen? — wo denn ein Anderer antwortet: Ja, ſie ſagten mir in Odeſſa, er ſei bei einer Wjuga auf der

„langen Steppe in eine Balke *) gestürzt, und sie hätten ihn im Frühlinge „in Serwinowka **) begraben.“ —

Bei unserem Thee in Gromoklejewka gesellte sich als Gesprächs-Genoß ein jüdischer Schulmeister zu uns, der nach Telisawethpol reisen wollte, und von da weiter nach Lithauen, welches sein Geburtsland ist. Er sagte, er käme von Jerusalem, woher er heilige Erde aus dem gelobten Lande mitbrächte, die er in Lithauen zu verkaufen gedächte. Er zeigte uns einige kleine versiegelte Säcke und sagte, er habe auch Zeugnisse von Jerusalem über die Richtigkeit der Erde. Die Verbindung, in der die polnischen Juden mit Jerusalem stehen, ist durchaus nicht so schwach, wie man denken sollte, und es ist nichts Seltenes, daß Bettler von dort nach Polen kommen, um das Mitleiden ihrer Brüder in diesem zweiten gelobten Lande der Juden, wo sie jetzt gemächlicher leben als in jenem alten, auf allerlei Weise in Anspruch zu nehmen. Umgekehrt gehen sehr häufig Israeliten, besonders Alte, die den Tod nahe fühlen, über Odessa und Konstantinopel nach Palästina, um hier zu sterben. Die Zahl der jährlich Auswandernden beträgt über 100. Sie haben nämlich den Glauben, daß sie am jüngsten Tage nur aus dem Boden von Palästina unmittelbar auferstehen können, und daß Die, welche nun das Unglück haben, in einem entfernten Lande zu sterben, sich wie die Maulwürfe durch die ganze Erde hindurch arbeiten müssen bis zum gelobten Lande, wo sie dann erst an's Tageslicht hervortauschen können. Wir fragten den Juden, wozu denn seine Erde gut sei. Er antwortete: „Für „die Werm.“ — Er wollte sagen: „für die Würmer.“ Wenn man dem Todten nämlich ein wenig von dieser Erde unter den Kopf legt, so verwes't er nicht und wird keine Speise der Würmer. Die polnischen Juden sind noch ein wenig stark altgläubig. Sie selber rühmen sich, rechtgläubig zu sein, und wollen daher auch unsere deutschen Juden gar nicht so recht für voll gelten lassen.

Da die Nacht schön, ruhig und heiter war, so zogen wir es vor, in unserer kleinen flinken Britschke weiter zu rollen, die aber mehr einer Stalaktitenhöhle als einem Wagen gleich sah. Denn der zähe Schmutz aus dem Poltaw'schen hatte sie ganz über und über inkrustirt und hing in allerlei kleinen Zapfen, die jetzt getrocknet waren, an ihr herum. Wir schiefen ganz angenehm in unserer Höhle und kamen dabei ein gut Stück weiter. Als ich gegen Morgen einmal aufwachte, fand ich Runlaje vorgebeugt im Wagen sitzend, die Pistole mit gespanntem Hahne in der Hand. Als

*) Die tief eingeschnittenen Flußthäler der Steppe.

**) Ein großer Flecken im Thale des kleinen Kujalsk.

ich ihn fragte, warum er die Waffe zur Hand genommen, sagte er, die Jämschtschiks um Nikolajew herum wären alle als Schelme bekannt, und er traue unserem jetzigen nicht. „Der Kerl hält alle Augenblicke an, macht sich bei den Pferden etwas zu thun und blickt dabei immer sehr verdächtig in die Steppe hinaus, als erwarte er von dorthier etwas. Auch habe ich ihm schon ein paar Mal zurufen müssen, nicht zu nahe an den Graben zu fahren. Es ist ein sehr gewöhnliches Experiment dieser Leute, wenn sie etwas im Sinne haben, die Reisenden umzuwerfen, um ihren Helfershelfern Zeit zum Herbeikommen zu lassen.“ — Kunlajew war ganz in Zorn und paßte dem Postillon nun scharf auf, seine Pistole in der Hand. Auch ich nahm die meinige hervor. „Smotri gebitfoimatj!“ „Paß auf! Poß Bliz!“ „Ssukinsin beregissa.“ Du Hundesohn, nimm Dich in Acht. „Skoräje!“ Rascher! „Shiwäje!“ Lebendiger! — So commandirte er ihm beständig zu und wußte dann und wann sehr passend seinem Commando noch mit einigen kräftigen Püssen mehr Nachdruck zu geben. Wenn man den Russen stramm hält und ihn streng beaufsichtigt, so hält man ihn am Besten in den gehörigen Gränzen. Wenn man aber hinter seinem Rücken schläft, so kommt er auf allerlei böse Gedanken, und nirgend macht die Gelegenheit mehr Diebe, Räuber und Mörder als in Rußland. Der Kerl ertrug alle Schläge so, als hätte er sie verdient, fuhr nun den Rest der Station ganz rasch zu Ende und wurde zuletzt noch ganz lustig und vergnügt und ermunterte seine Pferde auf die gewöhnliche beredte Weise, da er vorher ganz stumm gewesen war. —

Auf der nächsten Station — wir hatten von da noch eine bis Nikolajew — fanden wir keine Pferde zu Hause, und wir mußten ziemlich lange warten, bis die darnach ausgesandten Leute mit einem wilden Trupp aus der Steppe heransprengten. Wir benutzten die Zwischenzeit zur Besichtigung der Ulanen-Kolonie „Adjamka“, die in der Nähe lag. Die Ulanen selber wohnten wie Troglodyten in niedrigen, in den Boden eingegrabenen Erdhütten. Für ihre Pferde waren aber große, schöne Stallungen errichtet. Es war zu gleicher Zeit ein kaiserliches Gestüt damit verbunden, und man versicherte uns, es ständen dort englische Vollblut-Hengste, die hier am Plage 20,000 Rubel gekostet hätten. Es seien 16 Hengste verschiedener Racen vorhanden. Sie werden nicht, wie die anderen Pferde, in die Steppe hinausgelassen, und wir wurden nicht in das Gestüt eingelassen. Warum, erfuhren wir nicht. Ein Dschse kostet hier 100, 150—250 Rubel (ungefähr halb so viel als bei uns). Das Holz kostet die Cubik-Sassen 50—60 Rubel. Weiter oben in der Steppe wurden uns die Preise des Holzes zu 30 Rubel angegeben, und in Polen kauft man es

zu 10—20 Rubel, wogegen man in Odeffa 70—80 und oft noch mehr dafür bezahlt. In diesem Verhältniß ungefähr steigern sich die Holzpreise von Norden nach Süden. Nach Odeffa kommt Brennholz noch aus einer Entfernung von 30 Meilen und zwar zu Wagen. Die Ulanen hatten in ihrem Thale eine schöne frische Quelle sorgfältig mit Pappeln und andern Bäumen umpflanzt und mit einem steinernen Gehege umgeben. Auch hatten sie in einer steinernen Rinne mit verschiedenen Absägen die Quelle allerlei kleine Sprünge gleich einer Cascade machen lassen, und zu den Seiten der Rinne hatten sie mehrere aus den oben schon erwähnten Kalksteinen nach ihrer eigenen Phantasie gemeißelte Figuren aufgestellt, von denen man aber nicht deutlich erkennen konnte, ob es Najaden oder Löwen, oder blos Urnen mit angebrachten Gesichtern sein sollten. Das Wasser ist hier eine Rarität und verdient eine solche rare Einfassung. Uebrigens entspringen hier natürlich alle Quellen unten in den tiefen Thälern, und alle Höhen und Rücken der Plateau's sind trocken. Das atmosphärische Wasser sickert durch alle die oberen Schichten der durch Thäler zerschnittenen Steppe hindurch, bis es auf eine Schicht — gewöhnlich blauen Ton — kommt, die es nicht durchdringen kann, und auf der es dann zur Seite in die Thäler abläuft.

Im Stall wurden eben die Kühe gemolken. Auch diese Milchquellen fließen in der Steppe sehr spärlich. Eine Steppenkuh giebt nicht mehr als 1 — 2 Quart auf ein Mal und wird am Tage nur zwei Mal gemolken. Auch giebt sie einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch gar keine Milch. Während die deutschen Kühe nur 14 Tage bis 4 Wochen auslegen, setzt eine Steppenkuh 3 bis 4 Monate aus. Endlich hat sie auch noch die Unannehmlichkeit, daß sie dem Menschen nicht anders Milch giebt, als wenn ihr Kälbchen zuvor angeseht und etwas gesogen hat. Auch muß das Kalb während der ganzen Operation des Milchens dabei sein. Dieß Geschäft ist daher sehr schwierig. Denn das gierige Kalb kommt oft blökend nahe heran, und die Melker haben viel zu thun, es sich mit einem Stocke, den sie zu diesem Zwecke immer zur Hand haben, vom Leibe zu halten, damit es sie nicht einmal in einem Anfälle von übergroßem Appetit mit sammt dem Milchtopf umstürzt. Wenn sie das Vieh auf die Steppe hinauslassen, so binden sie den Kälbern das Fell eines Schweiniegels über die Schnauze, was gar sonderbar aussieht. Die Kühe lassen sie dann natürlich nicht zum Saugen zu. Es gilt dieß Alles auch für die Viehwirthschaft der Ukraine und Kleinrußlands und überhaupt für alle die Gegenden, in denen sich dieß hochbeinige, silbergraue Steppen-Kinderge schlecht verbreitet hat. Also selbst auch in diesen kleinen und unbedeutenden Geschäften kann man noch eine große Rohheit des Landes verspüren.

N i k o l a j e w .

Zum Frühstück erreichten wir endlich den Bug und Nikolajew. Den Bug, der hier sehr mächtig und breit ist, hatten wir schon vor der Stadt eine Zeit lang zur rechten Seite und ergögten unsere mit Grasgrün jetzt so sehr überfülligten Augen an dem schönen Blinken seines hier so breiten und mächtigen Spiegels. Die Ufer des Flusses sind rund umher auf beiden Seiten sehr hoch, und die verschiedenen Thon- und Kalksteinschichten der Steppe stehen am Ufer entblößt zu Tage. Ich denke mir, die norwegischen Schären zwischen ihren Felsen müssen ungefähr einen solchen Anblick gewähren, nur daß bei ihnen die Ufer natürlich höher sind. In der Nähe von Nikolajew fanden wir den ersten Weinbau in einem Dorfe Bulgarki, das uns zur Seite blieb; freilich giebt es schon bei Poltawa einige Weingärten, doch wird dort noch kein Wein gekeltert. Auf der eigentlichen hohen Steppe trafen wir sonst nirgends Wein. Aber in den tiefen Thälern geht er bis gegen Podolien und in Bessarabien bis über Kischeneu hinaus. Dicht vor Nikolajew kamen wir an einem Kabak (Branntweinschenke) vorbei, der früher eine Moschee gewesen sein soll, oder, wie die hiesigen Schwaben zu sagen pflegen, „ein Muschö,“ indem sie wahrscheinlich dabei an das aus Frankreich zu ihnen herübergekommene Monsieur denken. Die Tataren selbst aber sagen weder das Eine noch das Andere, sondern nennen es „Metsched.“ Die Bauart verrieth noch deutlich seine frühere heilige Bestimmung, die jetzt in eine so krasse weltliche umgewandelt war, daß da, wo früher die frommen Mohammedaner nur ohne Pantoffeln einzutreten wagten, sich jetzt betrunkenen Russen zankten.

Nikolajew besteht erst seit 50 Jahren (es wurde 1789 gegründet). Es ist der Sitz der Admiralität des schwarzen Meeres. Ich begreife durchaus nicht, warum man diese Stadt dazu gewählt hat, da sie im Innern des Landes an einem tief sich zurückziehenden Flusse liegt, und da, wenn auch der Liman des Bug und des Dnieprs sehr schönes, tiefes Wasser hat, doch immer noch die unbequeme Einfahrt in die Mündung des letzteren zu überwinden bleibt. Es ist offenbar Sewastopol der eigentliche herrschende Punkt des schwarzen Meeres, der in der Mitte von allen den Gegenden liegt, wohin Marinebefehle zu senden nöthig sein könnte. Auch ist Sewastopol in der That schon entschieden der größte Waffenplatz der russischen Marine. Und warum trennt man denn nun die obere Behörde so weit von dem Orte, wo sich die meisten Untergebenen befinden? Die Stadt hat jetzt nahe an 15,000 Einwohner, ist voll ansehnlicher Gebäude und liegt, wie alle russischen Städte sehr regelmäßig und weitläufig gebaut, größtentheils auf dem flachen Plateau der hohen Steppe. Nur wenige Häuser ziehen sich an dem steilen

Ufer der Steppe zu den Ufern des Bug und Ingul hinab, die sich hier mit einander verbinden. Von der Flussseite her präsentirt sich der Ort sehr prächtig gerade mit seinen vorzüglichsten Gebäuden, mit der Admiralität, den Schiffswerften, den großen schwimmenden Bauten der Kriegsschiffe, dem Palais des Generalgouverneurs und Oberadmirals der ganzen „Tschornoje-Morskoi-Flot“ (der pontischen Flotte), jetzt Lasareff, den Seecadetten = Chorgs u. s. w., und wenn man von der einförmigen Steppe kommt, so ist nichts überraschender als dieser Anblick. Doch muß man die Blicke nur auf Das heften, was unmittelbar die Ufer des Bug umkränzt, denn läßt man sie weiter schweifen, so hat man wiederum durchaus nichts als flache Steppen.

Das schöne bequeme deutsche Wirthshaus, welches wir hier fanden, und in dem sich mein lieber Kun=laje recht wohl fühlte, reizte mich indeß nicht lange. Ich pfiß alsbald einem Iswoschtschik (Ziaker) und warf mich in eine Droschke, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen und dann meinem Reisegefährten auf der Fährte über den Bug nachzukommen. Allein ich war sehr unglücklich; denn es war leider gerade Sonntag, und alle Leute in einem sehr freudigen Festtagstaumel begriffen. Daher verwies mich der Commandeur der Admiralität und Schiffswerfte, der große Gesellschaft bei sich hatte, auf den morgenden Tag. Daher war der Schlüssel zum Saale der olbipolitischen Antiquitäten nirgends zu finden. Daher fand ich den Astronomen der Sternwarte, Herrn Professor Knorr, nicht zu Hause, und pochte so bei diesen drei Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt überall vergebens an, jagte dann noch einige Mal Straß' auf, Straß' ab, um mir die Bauart näher anzusehen, und kam noch früh genug bei der Fährte an, um vor der Abfahrt mit Kun=laje noch einen Spaziergang in den öffentlichen Garten der Stadt zu machen, der sich an dem steilen Ufer des Bug zum Wasser hinabzieht. Wir fanden den Garten reizend, eine heitere Musik ertönte aus einem Kaffeehause in der Mitte der Anlagen, und die halbe gentile Bevölkerung Nikolajew's erlustigte sich hier im Freien. Es waren Juden, Griechen, Armenier, Russen und Deutsche. Ich dachte an das nur zwei Meilen entfernte Olbia, als dessen Nachfolgerin Nikolajew gelten kann. Die Bevölkerung mag dort vor 2000 Jahren (Olbia wurde 655 v. Chr. Geb. von Milesiern gegründet) ungefähr dieselbe gewesen sein, und auf ähnliche Weise ihre Sonntage genießen haben. Nur Deutsche muß man ausnehmen. Juden und Armenier mögen sich nach Christi Geburt dort auch schon eingefunden haben, und die Russen sind die Skythen.

Der Platz, auf dem Olbia, die größte griechische Handelsstadt in diesen Gegenden des Pontus, die ungefähr denselben Handel hatte, den jetzt Odessa

betreibt, stand, heißt jetzt „Stomogil“ *), liegt zwei Meilen unterhalb Nikolajew am Bug und ist im Besiz eines russischen Edelmannes, des Grafen Kuscheleff-Besborodko. Die Ruinen sind unbedeutend, und das Wenige, was sich an Antiquitäten, Inschriften, Münzen u. s. w. dort vorgefunden hat, befindet sich theils in dem Besize der Besborodko's, theils in Nikolajew, theils auf der Stadtbibliothek von Ddessa gesammelt. Jedoch befindet sich eine sehr interessante Inschrift darunter, — überhaupt eine der interessantesten Inschriften, die ich je gelesen, — die tiefe Blicke in das Leben und den Zustand der Stadt thun läßt. Es ist ein Psephisma des Raths und der Bürger von Olbia, das sie zu Ehren eines ihres Mitbürger, Namens Protogenos, in Marmor graben ließen. Dieser Mann war sehr reich und angesehen und alle seine Wohlthaten, die er der Stadt und der Gemeinde zukommen ließ, werden aufgezählt, wie er bei'm Hafenbau half, wie er bei einer Hungersnoth Geld vorstreckte, um Korn zu kaufen, wie er den Fischmarkt ausbauen ließ, wie er bei dem Bau eines Thores einen Theil auf sich nahm, wie er große Schiffsbauwerkstätten errichtete, wie er die öffentlichen Gebäude der Waarenschau im Hafen ausbesserte u. s. w. Für dieses Alles wird ihm umständlich gedankt. Ddessa und Nikolajew haben auch noch jetzt alle diese Dinge, auch Hungersnoth. Ob aber einen solchen Bürger Protogenos? — Wohl schwerlich, denn solche Leute sind nur Erzeugnisse einer freien, unabhängigen und patriotischen Commune.

Nikolajew gegenüber auf der andern Seite des Bug liegt der kleine Ort Kobnewka. Obgleich der Bug hier sehr breit ist — eine Werst und 60 Sassen, zusammen ungefähr 1800 Ellen — so wird doch die Fährre an einem langen, dicken Stricke herübergelootst. Bei dieser bedeutenden Länge passirt es natürlich oft, daß der Strick reißt, besonders wenn ein Sturm vom Meere herweht. Doch, sagten die Schiffer, sie bekämen immer noch ein Ende wieder fest und kämen so stets glücklich auf die eine oder andere Seite hinüber. Der Bug ist 12 bis 15 Sassen (zu $7\frac{1}{2}$ Fuß) tief und hat ein dunkles trübes Wasser, wie alle die Steppenflüsse, die von dem abgospülten schwarzen Humus der Steppe so gefärbt werden.

Wir hatten einen Juden im Schiffe, der uns von Weitem die Gegend zeigte, wo die alte berühmte Stadt „Olga“ — mit diesem russischen Frauenamen betitelte er Olbia — gelegen. Der Mann hatte überhaupt seine ganz eigene Geographie. So sprach er auch von der Krim, deren beide Hauptstädte Simpheropol und Sewastopol er für eine und dieselbe hielt, so daß er demgemäß auch ihre Namen in Eins verschmolz. Er nannte diese beiden Städte zusammen genommen „Symphastopol.“

*) Das Wort bedeutet so viel als „Hunderthügel.“

Wir fanden jenseits des Bug an unserer Breitschke etwas auszubessern, und damit und mit manchen anderen kleinen Negerlichkeiten beschlich uns der Abend, und wir kamen erst in der Nacht in die Steppe hinaus. Doch verloren wir dabei wenig, denn diese Gegend gehört zu den ödesten der ganzen Steppe. Es findet sich hier durchaus keine Spur von Ansiedelung, und auf der Straße findet man auch nichts als ein paar erbärmliche, von Juden gehaltene Poststationen. Die Stadt Dtschakoff blieb uns zur Linken, doch ziemlich nahe, so daß man den Kanonendonner damals hier hören mußte, als die Türken sie an die Russen verloren. Ich mußte an meine Kindheit zurückdenken, wo jenes Spektakelstück: „der Brand von Dtschakoff“ zu meinen Lieblingschauspielen gehörte, und wo ich mir es nicht träumen ließ, daß ich noch einmal so nahe an diesem berühmten Orte im Bereiche seines Kanonendonners vorbeistreichen sollte. Wir sprechen immer Dtschakoff, die Russen aber Dtschakoff. Uebrigens ist seine Festung, seine Einnahme, seine Wichtigkeit, und überhaupt der ganze Ort eine wahre Kapalie, und war durchaus nicht werth, daß so viel Aufhebens von ihm gemacht wurde.

Gegen Morgen blies uns ein kühler Wind von Süden entgegen, und Kun=laje weckte und elektrisirte mich mit den Worten: „Voilà la brise de la mer noire.“ Die Ankunft an den Küsten eines neuen Meeres ist für den Reisenden immer ein interessanter Augenblick, und ich erwartete mit Spannung, den Windsender selbst erscheinen zu sehen. Es dauerte auch nicht lange, so erblickten wir seine weite Fläche in dem ersten Schimmer der frühen Morgenröthe vor uns, und bald darauf sahen wir den langen weißen Saum seiner Brandung und hörten deren rauschendes Getöse. Ich hatte lange das Meer nicht gesehen, denn ich hatte ziemlich viel Zeit verbraucht, um mich von der Ostsee bis zum Pontus durch dieses dicke Ostende Europa's durchzuschlagen, und ließ daher mit Entzücken meine Blicke über das Meer hinschweifen. Alles Neue, was uns vorkommt, ist immer mehr oder weniger so gut als eine Entdeckung für uns, und ein neues Meer erregt immer lebhaft dieselben Gefühle, welche die Begleiter jenes spanischen Anführers rührte, als sie zum ersten Male die Südsee erblickten, oder auch die der 10,000 Hellenen, als sie nach ihrem mühseligen Feldzuge das Meer erreichten. — Wir fuhren am hohen schroffen Ufer des Steppen=Plateau's hin, grüßten die Zehntausend und die stürmischen Wege der Argonauten von fern, und gedachten so vieler anderer lieben Jugend=Erinnerungen aus der Schulzeit.

Die erste Station am Meere war „Troizkoje“ an der Mündung des „teligul'schen Limans.“ Mit diesem Liman lernte ich eine mir bisher ganz neue Terrain=Formation kennen, und da wir nun bis Odessa noch vier Limans passirten, den kleinen und großen „Bujulik“ und den kleinen und großen

„Kujalnik,“ so hatten wir Gelegenheit, diese den Steppen und der Nordwestküste des schwarzen Meeres eigenthümliche Form zu studiren. Meinen kleinen Bemerkungen, die ich hier machte, füge ich gleich bei, was ich noch später von dem Wesen, der Wirksamkeit, dem Nutzen und der Entstehungsweise dieser so äußerst interessanten und in den bisherigen Reisebeschreibungen so wenig beachteten Limans erfuhr.

Man übersetzt das Wort „Liman“ gewöhnlich mit „Meerbusen,“ „Haff,“ oder „Lagune.“ Doch ist es besser, den Ausdruck „Liman“ beizubehalten, weil sie ein ganz eigenthümliches Mittelding zwischen Meerbusen und erweiterter Flußmündung sind, und sich sowohl von den „Lagunen“ des adriatischen Meeres, als von den „Haffs“ der Dstsee und anderer Gegenden charakteristisch unterscheiden.

Diese Limans, die sich zwischen der Mündung des Dniepr und der Donau, oder, besser gesagt, des Pruth bei der Mündung des kleinsten sowohl als des größten Flusses zeigen, in einem weiten und sehr langen, mehr oder weniger tiefen Ausriß der oberen Steppenschichten bestehen und ein mit Wasser gefülltes Becken darstellen, verdanken wohl ohne Zweifel ihre Entstehung der gedoppelten Wirksamkeit des Meeres und der Flüsse. Die Steppe bildete zu Anfang ein zusammenhängendes unzerrissenes Plateau, in dem nun aber die Flüsse mit der Zeit tiefe Furchen ausgruben. Anfangs mochten sie sich als Wasserfälle von dem hohen Steppenrande in's Meer hinabstürzen, bis ihre Thäler immer tiefer wurden, und endlich die Sohle derselben bei der Mündung mit der Oberfläche des Meeres in gleiches Niveau kam. Auf diese Weise wurde es dem Meere möglich, wenn es bei Süd- und Südwestwinden gegen die Küste anschwoll, in die offenen Mündungen der Flüsse einzudringen. Die von oben nachrollenden Flussgewässer und die von unten hinaufdringenden Meereswellen mußten natürlich ein Anschwellen und einen Kampf veranlassen. Bei diesem Kampfe griffen die Wasser zu beiden Seiten und landeinwärts um sich, rissen Theile der Steppen herab und erweiterten die Mündung des Flusses, der dann wieder seinerseits, wenn das Meer bei entgegengesetzten Winden zurücktrat, das abgerissene Material hinauschwemmte. Auf diese Weise entstanden in der Richtung des Flußthals lange schmale, jedoch nach der Seite des Meeres hin gewöhnlich etwas breitere Becken, welche die Russen „Limans“ nennen. Natürlich wurden diese Becken jedoch nie so tief ausgerissen, wie der Meeresboden selber, da das in ihnen zusammengeführte Material nie völlig vom Flusse weggeführt wurde. Bei gewöhnlichem Stande des Meeres und seiner regelmäßigen Brandung wurden daher von dieser niedrige Sanddünen aufgeworfen, wie sie das Meer vor allen See-, Haff- und Flußmündungen aufwirft. Ihrerseits setzten die Ueberschwemm-

ungen der Flüsse hinter diesen niedrigen Dünen ebenfalls ihren Schlamm ab, und so bildete sich denn vor jedem Liman ein schmaler langer Damm, der sich ihm wie ein Kiegel vorlegte. Die Russen nennen diese Dämme der Limans „Pereffip“ von dem Worte „ssipatj“ (schreiten); Pereffip ist also ein Damm, über den man hinüberlaufen kann, „ein Uebergang,“ „eine Fuhr.“ In den baltischen Ländern nennt man es eine „Mehring.“ Die Schwaben der Umgegend machen aus „Pereffip“ fast ein „Bärensieb.“ — Diese Pereffips sind gewöhnlich ganz schmale, 50 bis 100 Ellen breite, sehr niedrige, sandige und zum Theil mit Gras bewachsene Landstreifen. Bei den großen Flüssen sind sie natürlich breiter. So ist der, welcher den Liman des Dniestr schließt, eine halbe bis zu einer ganzen Werst breit. Sehr sonderbar nehmen sich diese grünen sandigen Pereffips aus, wenn man aus dem Innern des Landes über die Limans hinweg in's Meer hinausieht. Sie erscheinen dann als schmale grasige Bänke mitten im Wasser.

Daß es sich mit der Entstehung aller dieser Dinge so verhalte, wie wir es zu erklären versucht, lehrt theils der Anblick der Limans und ihrer Ufer, theils Das, was hier noch täglich vorgeht. Alle jene Operationen, das Eindringen des Meeres, der Kampf der süßen und salzigen Wasser, das Einstürzen der Ufer, das Aufwerfen von Sand an die Pereffips, wiederholen sich bei mehreren Limans täglich. Bei einigen freilich ist der den Liman schließende Damm so hoch und fest geworden, daß er fast gar nicht mehr, oder doch nur höchst selten — in verschiedenen Perioden von 10, 20 Jahren u. s. w. — vom Meere durchbrochen wird. Doch setzt dieß dann zugleich voraus, daß die von oben in den Liman fallende Masse süßen Wassers äußerst gering sei, und ihr Zuschuß durch bloße Verdunstung wieder verloren gehe. Andere Limans dagegen — und zwar bei Weitem die meisten — haben eine beständige Oeffnung im Pereffip, aus welcher bald die süßen Wasser hinaus, bald die salzigen einfließen. Die Leute des Landes nennen eine solche Oeffnung im Pereffip „Giel,“ und auch diesen Ausdruck wollen wir der Eigenthümlichkeit der Sache wegen beibehalten. Bei den großen Flüssen sind diese Giels natürlich innen offen und mit Wasser versehen. Bei den kleineren, die im Sommer austrocknen, verstopfen sie sich oft, und verändern dann auch häufig ihre Lage, indem der Liman bald hier, bald dort ausbricht; oder das Meer bald hier, bald dort einströmt. Bei einigen dieser Giels befinden sich Brücken, bei anderen Fahren.

Es üben diese tiefen Thäler der Limans einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf das Klima der Umgegend, theils einen vortheilhaften, indem im Sommer die kühlende und feuchte Seeluft in diese Furchen einströmt und sich weit aufwärts in's Land verbreitet, theils einen nachtheiligen, indem im

heißen Sommer zuweilen das dann ganz abgeschlossene und an der Bewegung des Meeres nicht Theil nehmende Wasser zu faulen anfängt und schädliche Dünste weit in der Umgegend umher verbreitet. Es hat sich ereignet, daß plötzlich ganze Dorfschaften, auf welche in der Nacht ein von einem solchen Liman herwehender, mit stinkenden Miasmen geschwängelter Wind traf, erkrankten.

Sehr viel interessanter aber noch werden diese Limans dem Menschen durch eins der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, das einige von ihnen dem russischen Süden in Fülle liefern, nämlich das Salz. Da die Gewinnung des Salzes hier ganz anders vor sich geht als in dem berühmten Salzsee der Kalmückensteppe, dem Elton, und auch anders als an der norwegischen und portugiesischen Küste, so verdient sie vielleicht einige Bemerkungen.

Keineswegs liefern alle diese Limans an der Nordwestküste des schwarzen Meeres Salz, einige nie, andree nur in sehr heißen Sommern, noch andere aber immer. — Die großen Limans der großen Flüsse, des Dniepr, des Dniestr u. s. w., in welche so bedeutende Süßwassermassen einströmen, sind so schwach gesalzen, daß sich dem Geschmacke ein Dasein von Salz durchaus nicht kund thut. In die Girts des Dniestr-Limans, der nach Südosten gerichtet ist, dringt nur bei lange anhaltenden und heftigen Süd- und Südostwinden, so viel Salzwasser ein, daß man eine Veränderung mit dem Geschmacke wahrnehmen kann, doch auch nur wenige Werst landeinwärts. Der Dniepr-Liman, der nach Westen gerichtet ist, empfängt selbst durch die Westwinde kaum etwas Salz, weil ihm in dieser Richtung nur eine geringe Masse des Meeres entgegen liegt, und dessen Gewässer sich daher ihm nur schwach entgegenhäufen. Eben so giebt es eine Menge ganz kleiner Limans, die gar nicht einmal auf unseren Charten verzeichnet sind, und welche ihr Bette schon so sehr wieder mit Schlamm und Flußmaterial ausgefüllt haben, daß das Meer nicht mehr so hoch kommt, um einzudringen, und sie daher immer ein schmutziges süßes Wasser haben. — Auch die übrigen Limans haben je nach der Jahreszeit und je nach ihren verschiedenen Verhältnissen einen sehr verschiedenen Salzgehalt. Sie sind im Frühlinge bei der Schneeschmelze sehr wenig salzig, im Sommer dagegen, wo die süßen Zuflüsse versiegen und das Wasser verdampft, weit stärker gesalzen. Einige haben starke Zuflüsse von süßem Wasser, während sie selber klein sind, andere sind groß und haben nur kleine Zuflüsse. Wiederum sind einige sehr tief, und es gehört daher viel Wärme dazu, um sie ganz oder theilweise auszutrocknen, andere sind aber flach und trocknen alle Sommer theilweise aus, indem sie das Salz fallen lassen. Nach allen diesen Verhältnissen bestimmt sich ihre Tauglichkeit für die Salzgewinnung. Die von Odessa aus nach Osten liegenden Limans

können in der Regel nicht zur Salzgewinnung benutzt werden. Dagegen sind dazu am vortrefflichsten die drei besarabischen Limans, die von Odessa nach Südwesten liegen, und zwar am allerbesten und alle Sommer der sogenannte „Dusle-Liman.“

Dieser Liman fängt schon im Juni an, sich von seinen Ufern zurückzuziehen und das Salz in kleinen Krystallen auf den Boden niederzuschlagen. Im Juli verstärkt sich dieser Niederschlag und wird gewöhnlich gegen Ende Juli so bedeutend, daß es sich der Mühe lohnt, alsdann die Arbeiten des Herauserschaffens zu beginnen. Es befinden sich an diesem Liman mehrere Krongebäude als Wohnung der Beamten zur Beaufsichtigung der Arbeit. Denn die Krone, als Inhaberin des Salzmonopols, sieht sich als die einzige Eigenthümerin des niederschlagenden Salzes an. Theils nimmt sie eine Menge von Arbeitern in Sold, um für ihre Magazine das Salz herauszuschaffen zu lassen, theils läßt sie den Privaten, die gegen Bezahlung die Herauserschaffung auf eigene Kosten übernehmen wollen, gewisse Plätze am Liman anweisen, wo ihnen dieß gestattet wird. Gegen Ende Juli beleben sich nun die sonst öden Ufer des Sees zum Behuf der Salzerte. Die Kronbeamten stellen sich ein und beziehen ihre Wohnungen, podolische, besarabische und neurusische Edelleute schicken ihre Leute mit unzähligen Wagen, um den Bedarf ihrer Güter aus dem See holen zu lassen. Auch großrussische Speculanten und deutsche Kolonisten kommen, die sich das Salz in größeren Quantitäten herauserschaffen, als sie selbst verbrauchen, um damit eine kleine Speculation zu machen. Ueber die ganze Arbeit steht als Leiter ein Ober-Polizeimeister des Limans. Bei diesem Polizeimeister nun melden sich die Liebhaber, zahlen ihre Abgaben, lösen ihre Erlaubnißscheine und erhalten ihre Stellen angewiesen. Auch bestimmt er die Zeit, wo das Salz, wie sie sich ausdrücken, reif ist, und die Arbeiten beginnen können. Sie zu früh zu beginnen, wäre schade, weil dadurch viele noch zu hoffende Niederschläge verloren gingen; zu spät anzufangen, wäre eben so unklug, weil dann die bald nachher folgenden Herbstregen die ganze Ernte wieder verderben könnten.

Der ganze Liman wird in eine Menge von Abschnitten eingetheilt, die mit Stangen bezeichnet werden. Diese Abschnitte gehen von beiden Ufern aus bis in die Mitte des Sees, so weit man kommen kann. Da nimmt sich nun der Eine ein Stück von 10 Saschen (Klafter) Breite, der Andere von 20 u. s. w., je nach seinem Bedürfniß, und je nach Dem, was er bezahlt hat.

Das Salz liegt nahe am Ufer nur in sehr feinen Krystallen $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll hoch, weiter hin 3 bis 4 Zoll, und noch weiter hin ist die Schicht oft einen Fuß dick. Auch sind hier in der Mitte die Krystalle größer. Jedoch variirt natürlich die Dicke der Schicht sehr nach der Güte der Jahre. In trocknen

Jahren ist sie dicker, in nassen dünner *). Eben so ist auch die Salzschrift an der flachen Spitze des Sees dünner, dagegen nach dem Meere zu abwärts, wo das Wasser tiefer stand, mächtiger. Der Streit, die Bitten, die angewandten Bestechungen, um gute und ergiebige Plätze zu erhalten, sind daher natürlich ohne Ende. Die besseren unteren Stellen reservirt sich die Krone.

Die Salzkrystalle werden mit Schaufeln vom sumpfigen Boden des Limans abgehoben und in hölzernen Mulden an's Ufer hinausgetragen. So einfach und leicht diese Arbeit zu sein scheint, so schwierig, anstrengend und gefährlich ist sie doch in der That. Da, wo der Boden der Limans von der Sonne völlig abgetrocknet ist, macht sich die Sache freilich sehr leicht, allein weiterhin ist das Salz feucht und der Boden sumpfig. Zuweilen steht selbst noch 1 bis 2 Schuh hoch Wasser darüber. Die Schwierigkeiten bestehen nun darin, theils das Einsinken im fetten schlammigen Sumpfe zu vermeiden, theils den schlimmen Folgen der scharfen Salzsohle zu begegnen. Wegen des Sumpfes müssen die Leute kleine Breter unter die Füße binden, mit denen sie nun fest, aber allerdings nur sehr unbehüllich auftreten können. Diese Breter sind natürlich nur kaum so groß, daß sie den Menschen eben tragen können; denn wären sie größer, so würde man mit ihnen nicht von der Stelle kommen können. Freilich hilft auch die Salzschrift mittragen. Bricht diese einmal und fangen die Leute erst an mit dem einen Fuße unter den Sumpf zu gerathen, so ist auch das Herauskommen um so schwieriger, und da an Rettung mit Booten nicht zu denken ist, so kommen viele Leute auf diese Weise elend um's Leben.

Die scharfe Salzsohle, in der die Leute beständig arbeiten, überzieht ihre Kleider und Geräthschaften bald mit einer so dicken Kruste, daß es sehr unbequem wird, darin zu arbeiten. Außerdem aber springt überall die Haut auf, wo sie dieselbe häufig berührt, und durch diese Wunden werden die Leute zur Arbeit untüchtig. — Sie sollen sich daher alle Tage fleißig im süßen Wasser baden, was aber nicht überall zu haben ist, und können nicht anders als mit Handschuhen arbeiten. Allein es ist schwer, die rechten zu wählen. Denn wollene Handschuhe lassen die Lauge durch, und lederne werden gleich steif. — Am schwierigsten ist es, die Pferde, die oft eine Strecke in's Wasser oder doch in's feuchte Salz hineinfahren müssen, vor den schlimmen Einflüssen desselben zu hüten. Man umwindet ihnen zwar die Hufen und Füße mit Lumpen, doch hilft es nicht immer, und viele Pferde werden bald unbrauchbar und holen sich für ihre Lebenszeit Krankheiten aus dem

*) Es ist dies Alles ganz anders als bei'm großen Salzsee Elton in der Wolga-Steppe. In ihm liegen ungeheure Salzschriften seit uralten Zeiten zu ungeheueren festen Massen geballt übereinander.

Salzsee. Die Arbeit muß dieser Umstände wegen auch hoch bezahlt werden, und es bekommt monatlich der Mann 50 bis 60 Rubel. Sie dauert auf diese Weise den ganzen August und September hindurch fort, bis zum October, etwas später oder früher, je nachdem die Herbstregen später oder früher eintreten.

Die Privatleute schaffen ihre Vorräthe, die sie am Ufer bei ihren für diese Zeit rund herum am See erbauten Hütten aufhäufen, sogleich auf den mitgebrachten Wagen nach Hause. Die Krone läßt nur so viel fortschaffen, als nöthig ist, um die während des Jahreslaufes in ihren Magazinen am Dniepr entstandenen Lücken auszufüllen. Das Uebrige wird am Ufer des Limans selbst in großen Skirten [Häufen *)] aufgehäuft und überwintert daselbst. Diese Salzskirten enthalten gewöhnlich jede 8,000 bis 10,000 Pud Salz (400,000 Pfund). Um sie vor Regen, Wind u. s. w. zu schützen, brennt man einige Mal große Stroh- und Reiserhäufen über ihnen ab, deren Hitze das Salz schmilzt und es mit einer räucherigen und festen Kruste bedeckt. Das Salz setzt sich mit der Zeit in diesen Häufen so fest, daß man es später nur mit Mühe mittels Brecheisen losbringt. Im Jahre 1826, welches ein sehr ergiebiges war, soll man statistischen Angaben zufolge über 6,000,000 Pud aus den drei beparabischen Limans geschafft haben. Gewöhnlich bleibt es indeß bei einigen Millionen. Wir sahen schon oben, für welche Gegenden dieses Salz vorzugsweise bestimmt ist.

Der erste Liman, auf den wir trafen, war der teligul'sche. Er ist über 10 Meilen lang und 2 bis 3 Werste breit. Von da an geht der Weg beständig hart am Ufer des schwarzen Meeres hin, auf das wir die Aussicht behielten. Hier und da standen die Schifshütten der Kosackenposten, welche die Küsten hier der Pest und Schmuggler wegen bewachen. Es darf an diesen Küsten kein Boot landen ohne einen Erlaubnißschein der Ddessaer Quarantäne. Es darf überhaupt nichts aus dem Meere gezogen werden, nicht einmal angeschwemmtes Holz, und die Schiffer dürfen nach der Strenge des Gesetzes nur eine Werst weit in's Meer hinausfahren. Auf der folgenden Station besuchte ich einen dieser Kosackenposten. Es waren „Sadunaiski“ (Kosacken von jenseits der Donau). Ihre Piken standen an einem Gestell dicht an der Brandung. In ihren Semlanken (Erdhütten) hatten sie ihre Säbel aufgehängt, und Alles fand sich recht ordentlich und reinlich bei ihnen. Wie für sich selbst eine große, hatten sie für ihre Schweine eine kleine Höhle in die Erde gemacht, und für ihre Hühner eine noch kleinere. Für Erdhöhlen waren alle diese Wohnungen recht nett und hübsch.

*) Eigentlich heißt Skirt ein parallelepipedischer Heuhaufen von einer gewissen Größe. Allein man braucht das Wort eben so von den großen Salzhaufen.

Die Station lag oben auf der Steppe in der Nähe des kleinen Bujulik-Liman. Ich ging zum Pereffip des Limans hinab, um die ganze Formation noch ein Mal anzusehen. Das Meer strömte in einem wilden Strome durch den Girt herein. Zwei steinerne Brücken lagen in Trümmern neben dem Strome, und eine dritte hölzerne war im Bau begriffen. Bei der Fährre waren viele Wagen, Menschen und Viehheerden versammelt. Natürlich ist das Leben und die Passage auf den Pereffips immer groß, da von allen Seiten her Umwege gemacht werden, um die Limans zu umgehen. Vor der Oeffnung des Girts, bei'm Beginn des Seewasserstroms, hatte sich eine Sandbank angelegt, wo das Wasser nicht sehr tief war, und viele Wagen riskirten es, auf dieser in's Meer hinaus und so auf die andere Seite des Limans zu fahren. Groß war meine Ueberraschung, mitten aus all diesem Getümmel und dem Rauschen der Brandung Stimmen zu vernehmen, die ich sonst wohl nur am Ufer des Neckars oder des Lechs gehört hatte. „Seid g'schäut!“ rief ein Bauer den übrigen zu. „Hier am Liman können wir die Pferde nit tränke. Wir hätten's obe am Brunneli thun solle.“ Es waren schwäbische Kolonisten, die aus München, Worms, Rohrbach und Stuttgart kamen, um Getreide nach Odeffa zu führen. Jene Orte sind nämlich die Namen ihrer Kolonien, die sie im Norden des teliqul'schen Limans gegründet haben. Sie hatten alle große vierspännige Ackerwagen, lobten ihr Leben in den Steppen und waren mit ihrem Auskommen und ihren russischen Nachbarn sehr zufrieden. Einer sagte: „D mit den Russen kommen wir gut aus. Wir haben weniger Proceffe mit ihnen als mit unseren deutschen Nachbarn.“ Sie machten eben so große Augen, als sie mich aus meinem Bärenpelze so gut deutsch herausreden hörten, wie ich sie gemacht hatte, als ich ihren schwäbischen Dialekt aus ihren Schafpelzen und unter ihren krim'schen Mützen hervor vernahm. Wir sahen äußerlich alle wie Russen aus, da wir doch innerlich sehr gute Deutsche waren, — wenigstens so viel mein Inneres anbelangt. Ich ließ mich mit ihnen übersezen und blieb bei ihnen, bis Kun-laje und unsere Britschke mich einholten. Wir sprachen von den Limans, und sie erzählten mir Vieles von der schönen Salzerte, die sie, so wie die ganze Umgegend, einmal am großen Kujalnik-Liman gemacht hätten. Dieser Liman liegt mit seiner Mündung ganz nahe bei Odeffa. Sein äußerstes Ende liegt aber 50 Werst von Odeffa entfernt im Innern des Landes. Er ist freilich salzig, giebt aber in der Regel kein Salz, weil er sich im Sommer nur wenig von seinen Ufern zurückzieht. (Vielleicht ist er sehr tief). Das Jahr 1824 aber war außerordentlich heiß und trocken, und die Verdunstung des Wassers daher so stark, daß nun auch dieser Liman bedeutend zusammenschmolz und seine innere Landspitze auf 4 Werst Länge und

3 Werst Breite völlig vertrocknete und dabei die schönste und reichste Salz-
 ernthe zurückließ. Da dieß früher noch nie geschehen war, der Liman daher
 von der Regierung nicht als ein Salzliman betrachtet wurde, und sich auch
 keine Kronanstalten und keine Aufsicht an ihm befanden, so wie auch keine
 speciellen Verbote in Bezug auf das Salzschaufeln an ihm bestanden, so glaubte
 Jedermann, das von Gott geschenkte Salz als eine vortreffliche Beute in
 Besitz nehmen zu können. Auf die verbreitete Kunde von dem Wunder
 strömten denn auch aus allen Gegenden der Steppe und aus Odeffa Leute
 mit Schaufeln, Mulden und Wagen herbei und fingen die lustigste Salz-
 ernthe an. Insbesondere hoffte der spanische Consul in Odeffa großen Vor-
 theil aus diesem Ereigniß zu ziehen, da er ein Landgut am Liman besaß, das
 sich über eine Werst am Ufer hin erstreckte. Er erklärte alles auf dieser Strecke
 deponirte Salz für das feinige, nahm eine Menge von Arbeitern in Lohn,
 schaffte eine ungeheure Quantität Salz auf's Trockene und verkaufte es für
 circa 300,000 Rubel. Andere Leute steckten sich nach Willkür, so viel sie
 ungefähr nöthig zu haben glaubten, einen Bezirk am Liman ab, in dem sie
 Niemanden zuließen, nach dem Grundsatz: Der erste Besizergreifer einer
 herrnlosen Sache ist ihr Eigenthümer. Das Zufließen von speculirenden
 Menschen wurde immer größer, und es bildete sich eine förmliche, nicht unbe-
 deutende Kolonie am Liman. Da für nichts bei dieser Kolonie gesorgt war,
 und die Habgier die Menschen verleitete, länger zu bleiben, als ihr Proviant
 reichte, so entstand bald eine Theuerung unter diesen vielen Tausenden. Das
 Brod wurde zum Fünffachen seines gewöhnlichen Werthes bezahlt, und ein
 Glas Wasser kaufte man zu einem halben Rubel. Die Leute hatten ihre Knechte,
 Kinder und Weiber mitgebracht. Alles mußte an die Arbeit. Der Arbeits-
 lohn stieg ungemein hoch, und ein tüchtiger Arbeiter verdiente täglich seine
 12 bis 15, ja 20 Rubel. Man kaufte ein Fuder Salz (30 Pud) zu 7, 6, ja
 5 Rubel, d. h. das Pfund zu einem halben Kopeken (noch nicht einmal einem
 halben Pfennig). — Viele Menschen kamen dabei im Sumpfe des Limans
 um's Leben, da die Ernte nicht mit gehöriger Vorsicht und Ordnung vor-
 genommen wurde und Alles nur mit Hast verfuhr. Aber das Hauptunglück
 kam noch nach. Die nächsten Salzbehörden wußten Anfangs nicht recht,
 wie sie sich bei der ungewöhnlichen Sache benehmen sollten. Es hieß Anfangs
 nur, ein Zehnthel des Salzes müßte an die Krone abgegeben werden, dann ein
 Fünftel. Endlich aber kam ein höherer Befehl, der erklärte, daß dem Monopole
 gemäß alles Salz der Krone gehörte, und die Leute, die Salz genommen hätten,
 dasselbe nicht nur ersetzen, sondern auch noch Strafe erlegen müßten. Diese,
 die glaubten, sich ein ganz unschuldiges Profitchen erlaubt zu haben, wurden
 nun auf ein Mal als Diebe und Monopolsverleger angesehen. Viele kamen

in großes Unglück. Manche wurden arretirt und in's Gefängniß gesteckt, Andern ihr Vermögen mit Beschlagnahme belegt. Am schlimmsten kam der Consul dabei weg, der am besten speculirt zu haben glaubte. Die Sache kam ihm so hoch zu stehen, daß er sich glücklich schätzen mußte, eine russische Fürstin zu finden, die ihm sein Gut für einen Preis abkaufte, mit dem er der Krone gerecht werden konnte. Er war aber durch dieses fatale trockene Jahr für immer auf's Trockene gesetzt, so wie vielen Andern noch der ganze Spaß bedeutend verfalzen wurde.

Der Morgen war herrlich, die Wege vortrefflich, und wir liefen daher rasch, die zwölf Hufe unserer Troika (Dreigespann) immer in der Luft, unserem Hafen Odeſſa zu. Schon von Weitem sahen wir die Wimpel der Schiffe winken, und die eleganten Häuser des Odeſſa'schen Boulevards, der unmittelbar am Meeresrande der hohen Steppe liegt. Man findet in verschiedenen Reisebeschreibungen zuweilen bemerkt, daß große Städte sich mitunter durch nichts Besonderes in ihrer Nähe ankündigen. So sans façon und ohne alle Vorrede aber, wie sich Odeſſa, eine Stadt von 50,000 bis 60,000 Einwohnern, mitten in die Steppen gelegt hat, wird man wohl schwerlich eine finden. Keine wohlhabenden Dörfer rund umher, keine Fabriken oder sonstige Anstalten außerhalb der Stadt, kurz keine Vorläufer irgend einer Art. Hier die Steppe, und einen Schritt weiter die Stadt. Man sollte fast glauben, die Stadt liege ganz herausgesondert aus ihrer Umgebung und habe durchaus keinerlei Einfluß auf dieselbe. Natürlich übt sie aber doch einen solchen, nur einen weniger sichtbaren. Später davon.

Kurz vor Odeſſa mündet sich der Liman des kleinen Kujalnik. Sein Peressip ist sehr flach und dabei sehr breit. Der eine Theil dieses Peressips, nach dem Liman zu, ist eine Wüste, die jetzt mit großen Feldern rother Salzkrauter (*Salsola cali*, *Salsola prostrata*) bedeckt war. Die andere Seite nach dem Meere zu wird von einer Vorstadt Odeſſa's eingenommen, die selber auch Peressip heißt. Diese Vorstadt allein ist 2 Werst lang und beständig voll Leben, da sich auf dem Peressip die beiden hauptsächlichsten Verkehrsstraßen, die zu der Stadt hinführen, vereinen, die baltische Straße aus Podolien und Polen, und die nikolajew'sche Straße aus der Krim und dem innersten Herzen Rußlands. Die letztere Straße ist die wichtigste für die Ausfuhr von Odeſſa, denn auf ihr gehen die Weine, Früchte und levantischen Waaren, welche Odeſſa nach Moskau u. s. w. sendet, die baltische Straße aber für die Einfuhr zur Stadt, denn auf ihr kommt aller podolischer Weizen herab, der den Hauptstamm des nicht eben vielfach verzweigten Handels von Odeſſa bildet. Außer diesen beiden Straßen kommt noch die ovidiopol'sche von den Donaumündungen zur Stadt heran, welche aber die am

wenigsten belebte ist, denn sowohl mit den Städten Ismaïl, Kilia, Brailow u. s. w., als mit der Türkei steht Odessa natürlich mehr auf dem Seewege in Verbindung, — und endlich die tiraspol'sche Straße aus Besarabien, die besarabisches Getreide, moldauische Weine, Kohlen, Holz und viele andere Bedürfnisse der Stadt heranzuführt.

Jene beiden zuerst genannten Straßen schütten nun all ihr Leben auf dem Pereessip zusammen, auf dem daher zwei fast ununterbrochene Wagenreihen beständig aus- und einziehen, die langen, langsamen, mit Ochsen bespannten Wägen, die wir oben beschrieben, die rascheren Droschen der Großrussen, im Herbst die mit Früchten, Tabak und anderen krim'schen Waaren beladenen Kameele der Tataren, die Reisewagen der viel in Odessa verkehrenden polnischen Herren und der Passagiere, die nach Moskau, Petersburg oder in's Ausland reisen.

Odessa ist bekanntlich ein Freihafen, und daher die Stadt rund umher mit einer Mauthlinie umgeben. Zum Auslassen dienen nur zwei Thore, eins auf dem Pereessip und eins auf dem besarabischen Wege. Um diese Thore herum ist immer das dichteste Gedränge von Wagen, Vieh und Leuten, die von den zahlreichen Mauthbeamten visitirt werden. Hinein kommt man natürlich leicht und gut. So auch wir. Allein man muß sich in Acht nehmen; es ist wie eine Mausefalle. Man kann oft nicht so leicht wieder heraus. So ging es mir, dem man später mehre Sachen nicht wieder auszuführen gestattete, weil man sie nicht als russische Waare anerkennen wollte. Alles, was man Ausländisches wieder ausführen will, muß man bei'm Einfahren angeben und sich darüber einen Schein ausstellen lassen.

Die Häuser der Vorstadt Pereessip sind, wie die aller weitläufigen Vorstädte Odessa's, aus jenen oben erwähnten Kalkquadern gebaut. Die Steine sind gewöhnlich nur regelmäßig aufeinander gelegt, ohne Kalk,

„ohne anfügenden Kitt“

„Massen auf Massen gehäuft,“

oder, besser zu sprechen, ohne Kitt und Schick, Haufen über Haufen polternd. Es ist unglaublich, was die aus diesem lockeren Steine aufgeführten Gebäude gleich für ein ruinirtes Aeußere gewinnen, wenn sie auch nur kurze Zeit erst standen. Vom niedrigen Pereessip aus führen zwei oder drei „Spusski“ (Auffahrten) zur hohen Stadt hinauf. Wir fuhren den hauptsächlichsten, den „Narischkina Spussk“ (die Narischkin'sche Auffahrt) hinauf und durch lange staubige Straßen zum Hôtel de Petersbourg am Boulevard, wo wir denn Zeit und Gelegenheit fanden, uns von allen etwaigen Steppenstrapazen zu erholen und den Leib, mitunter auch den Geist, mit allerlei civilisirten Genüssen zu erfreuen.

D d e s s a.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben.
„Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.
„Doch wo ihr's pakt, da ist es int'ressant.“

S a n d e l.

Die Lage von Ddessa ist häufig kritisirt und getadelt worden, allein, wie mir es scheint, mit Unrecht. Denn obgleich sie mehrere Fehler und Unbequemlichkeiten (Mangel eines guten natürlichen Hafens, Mangel an Trinkwasser u. s. w.) hat, so waren doch diese Uebelstände wohl kaum zu vermeiden. Das Haupterforderniß der guten Lage einer Seehandelsstadt ist dieß, daß man zu ihr von allen Seiten her zu Lande möglichst bequem und aus möglichst großer Entfernung heranzufahren könne, und daß eben so von der Seeseite her der Punct auf die am wenigsten umständliche Weise erreicht werden möge. Bei einem Meerbusen — und von einem solchen war hier ja die Rede, denn der nordwestliche Theil des schwarzen Meeres ist als ein Meerbusen zwischen der Krim, der Steppenküste und Bulgarien zu betrachten — bei einem Meerbusen, der durchweg tief und fahrbar, ist alle Mal der innerste, am meisten in's Land vordringende Winkelpunct der günstigste für die Anlage der Haupt handelsstadt der umliegenden Küstenländer, weil die Landfrachten zu ihm von allen Seiten her gleich weit haben, und die wohlfeileren, für das Innere bestimmten Seefrachten, die man natürlich immer gern so spät als möglich mit dem Landtransport vertauscht, am weitesten in's Land vordringen können. Darnach ist es bei einem Blick auf die Karte klar, daß der Brennpunct des Handels des südwestlichen Rußlands in die Gegend zwischen Dniepr- und Dniestr-Mündung fallen mußte; an welcher Stelle nun gerade in dieser Gegend, das mußte Ortsgelegenheit entscheiden, ein bequemer Hafen, eine Flußmündung u. s. w. Als Flußmündungen boten sich die des Dniestr und des Dniepr, und es ließ sich erwarten, daß an einer derselben der große

Verkehrsplatz erscheinen würde. Man erwartete dieß allerdings auch und wollte auf der einen Seite Cherson zu Dem erheben, was jetzt Odeffa ist, und auf der anderen Seite sollte Odeffa selbst bloß als Mündungs- und Ausfuhrplatz des Dniestrthales an den Liman dieses Flusses zu liegen kommen. Allein die Unbequemlichkeit der Einfahrt in den Dniestr, wo nur zwei wenig tief ausgerissene Oeffnungen in dem Peressip des Limans sich befinden, und die eben so große des Eingangs in den Dniepr, dessen Mündung auch durch Sandbänke verstopft wird und der seiner von Osten nach Westen gehenden Richtung wegen noch dazu wieder nur mit ganz anderen Winden erreicht werden kann als der innerste Winkel des odesfaischen Meerbusens, verhin- derten dieß. Es blieb daher nur eine Wahl unter den verschiedenen Puncten der Küste zwischen jenen beiden Flußmündungen. Und hier war denn die Rhede von Odeffa der geeignetste Punct, weil hier doch wenigstens eine Art von Bai den Schiffen einigen Schutz bot, während die ganze übrige völlig hafens-, bai- und rhedelose Küste auch nicht einmal Das hatte. Die Schif- fer und Handelsleute fühlten dieß Alles mit ihrer sich nie irrenden Praxis richtiger heraus, als die Gelehrten es berechneten, und Odeffa stieg trotz al- ler ihm Anfangs in den Weg gelegten Hindernisse siegreich empor. Der Plan eines Dniestr-Odeffa wurde aufgegeben, und das Dniepr-Cherson sank zu Dem herab, was es jetzt ist, zu einem Hüfs- und Nebenorte Odeffa's, welcher denjenigen Zweig des Handels dieser Stadt vermittelt, der auf das Thal des Dniepr Bezug hat *).

Daß indeß natürlich die Mündungen der Flüsse Dniestr und Dniepr, ja auch die der Donau nicht ohne Einfluß bleiben auf den Handel von Odeffa, versteht sich wohl von selbst, da ja alle diese Flüsse in der Nähe der Stadt in den Odeffa'schen Meerbusen ausmünden. Odeffa setzt sich mit ihnen durch die Cabotage mittels kleiner Fahrzeuge in Verbindung. Die Mündung des Dniepr ist entschieden die bedeutendste. Von den 500 Küstenfahrten, die dem Journal d'Odessa zufolge jährlich von verschiedenen Puncten der russischen Küste nach Odeffa hin statthaben, kommen allein 350 bis 400 von der Dnieprmündung, mit den Producten der Ufer dieses Flusses beladen. Die Verbindung mit dem Dniestr wird durch ungefähr 10 bis 15 Fahrten unterhalten, und die mit der Donau durch 8 bis 12.

Im Jahre 1837 stellte sich die ganze Cabotage Odeffa's dem besagten Journale zufolge so:

*) Die Situation von Odeffa noch näher zu beleuchten, wäre hier wohl nicht der Ort, und überhaupt auch noch nicht die Zeit. Denn wo sind bisher von den Geographen allgemeine Principien aufgestellt worden, nach denen man die geographische Lage eines Ortes in Bezug auf Verkehr beurtheilen könnte?

		Fahrten.	
Mit dem Dniepr	{ Nikolajew	39	} 382
	{ Cherson	343	
Mit dem Dniestr	{ Afferman	6	} 6
	{ Kerri	3	
Mit der Donau	{ Ismael	1	} 6
	{ Sulina	2	
	{ Cupatoria	21	
Mit der Krim	{ Sewastopol	8	} 66
	{ Balaklawa	1	
	{ Galta	23	
	{ Verschiedene Puncte d. Krim'schen Südküste	13	
	{ Kertsch	3	
Mit dem Don und Asow'schen Meere	{ Taganrog	5	} 23
	{ Rostow	15	
	{ Poti	1	
Mit dem Kaukasus	{ Redut Kalé	3	} 4
Total 487.			

Die meisten aller von Odeffa auszuführenden Waaren kommen indeß nicht auf den noch sehr wenig benutzten und unbequemen Flüssen, sondern zu Lande per Achse an. In demselben Jahre 1837 betrug die Anzahl der großen Schiffe, welche von Odeffa befrachtet wurden, 797, deren jedes durchschnittlich ungefähr 8 bis 10 Mal so viel Tonnengehalt hatte, als jedes jener 468 Fluß- und Küstenfahrer. Da alle die Waaren, welche jene 797 Seeschiffe fortführten, entweder zu Lande mit Wagen oder mit Flußschiffen angekommen sein mußten, so läßt sich darnach berechnen, daß leicht 12 bis 15 Mal mehr Waaren per Achse ankommen als auf den Flüssen und durch die Cabotage. Was von Odeffa in's Innere des Landes aus geführt wird, geht aber Alles per Achse, denn stromaufwärts werden jene Flüsse so gut wie gar nicht benutzt.

In Bezug auf auswärtigen Handel nimmt Odeffa jetzt den dritten Platz unter den russischen Seestädten ein und kommt der zweiten, nämlich Riga, fast gleich. Die 5 Hauptseehandelsplätze Rußlands sind nämlich die Mündung der Dwina (Archangel), der Newa (Petersburg), der Duna (Riga), des Don (Taganrog) und des Dniepr (Odeffa). — Petersburg behauptet den ersten Rang, Riga den zweiten, Odeffa den dritten, Taganrog den vierten, Archangel den fünften. Man kann aber auch Odeffa und Riga, so wie Archangel und Taganrog fast gleich annehmen, wie dieß aus folgender vergleichenden Uebersicht der an diesen Orten durchschnittlich im Jahre beschäftigten Schiffe und Capitalien hervorgeht *).

*) Es sind nur runde Durchschnittszahlen, die hier hinreichten, aus den Tabellen der letzten 10 Jahre.

	Petersburg.	Riga.	Odessa.	Taganrog.	Archangel.
Beschäftigte Schiffe.	1500 — 2000	1000 — 1500	600 — 800	300 — 400	350 — 500
Ausfuhr.	100 — 120 Mill.	35 — 50 M.	25 — 30 M.	10 M.	10 M.
Einfuhr.	140 — 160 Mill.	15 — 20 M.	20 — 25 M.	5 M.	1 M.
Totalsumme der Aus- und Einfuhr.	240 — 280 Mill.	50 — 70 M.	45 — 55 M.	15 M.	11 M.
Ungefähre Stellung dieser Plätze zu einander in Zahlen nach der Größe des von ihrem Handel beschäfftigten Capitals.	25	6	5	1½	1

Petersburg hat also ungefähr einen doppelt so großen Handel als alle übrigen russischen Häfen zusammengenommen, Odessa und Riga jedes einen 4 bis 5 Mal größeren als die beiden kleinsten (Archangel und Taganrog), und einen 5 Mal kleineren als der größte (Petersburg).

Mit keiner Nation steht Odessa in lebhafterem Verkehr als mit den Italienern. Die meisten italienischen Schiffe fahren unter österreichischer und sardinischer Flagge. Nach den Italienern kommen die Engländer, darnach die Griechen. Der Verkehr mit den Franzosen, Türken und allen übrigen Nationen ist unbedeutend. Im Jahre 1837 waren dem Journal d'Odessa zufolge die verschiedenen Flaggen nach der Zahl der Schiffe in folgendem Verhältnisse:

Oesterreicher		243 Schiffe
Sardinier		161 "
Engländer		121 "
Griechen		89 "
Türken		8 "
Franzosen		8 "

Das größte Schiff, das ankam, hatte in diesem Jahre 700 Tonnen Gehalt, das kleinste, der Chrysostomos (Goldmund) des griechischen Capitäns Diamandi Emanuili 24 Tonnen. Das erste Schiff, das ankam, war ein Grieche, das letzte angekommene (den 19. Dec.) ein Engländer, und das zuletzt abgefegelte (den 15. Dec.) ebenfalls ein Engländer. Die Griechen und Engländer sind wohl auf diesen Meeren, wie auch anderswo, die kühnsten Schiffer.

Die große Kaufmannschaft von Odessa besteht hauptsächlich aus Griechen, Italienern und Deutschen. Englische Häuser, wie in Riga und Petersburg, giebt es sonderbarer Weise gar nicht, wohl aber einige französische, namentlich Weinhändler. Russische Kaufleute, die mit dem Auslande handelten, sind hier eben so wenig vorhanden, wie an den anderen russischen Seeplätzen. Es giebt im Ganzen in Odessa ungefähr 40 bis 50 große Handelshäuser. Die größten davon sind Griechen, dann kommen die Italiener, dann einige Deutsche. Dieselben Verhältnisse finden ungefähr in Taganrog statt. Zu den Häusern ersten Ranges gehören die Cortazzi, Rodokanaki, Stieglitz, Ralli. Sie machen jedes jährlich circa für 4 Millionen Rubel Geschäfte. (In Petersburg machen die ersten Häuser für circa 20 Millionen Geschäfte, und in Riga giebt es ein paar Häuser, die gegen 10 Millionen in Umschwung setzen.) Die Häuser zweiten Ranges in Odessa sind Walther, Porro, Popudow u. s. w. zu ungefähr 2 Millionen jährlichen Umsatzes. Von den Lebenswegen und Schicksalen mehrer hier emporge-

Kommener Griechen und Italiener erzählt man sich wunderliche Geschichten. Alle Mäkler-, Commissionär-, Zwischenhändler- und Banquier-Geschäfte werden von Juden besorgt, deren sich hier, Kinder und Weiber eingerechnet, über 12,000 befinden. Reiche russische Handelsleute, wie in Riga und Petersburg, welche die seewärts handelnden Häuser mit dem Innern in Verbindung setzten, giebt es hier noch fast gar nicht. Natürlich ist das ganze Getriebe der so neuen Handelsmaschine von Odessa noch sehr roh und wenig entwickelt, und namentlich unterliegt die Verbindung mit dem Innern sehr vielen Umständlichkeiten und Schwierigkeiten. Es fehlt den großen Handelshäusern insbesondere noch an solchen vermittelnden Zwischenhändlern, die das Geschäft des Aufkaufens übernehmen und das Mittelglied zwischen dem Producenten und dem großen Kaufmanne bilden, und was an solchen Mittelgliedern da ist, besteht aus lauter Juden, die denn eben nicht die angesehensten Vermittler sind. Die großen Handelsleute sehen sich daher oft genöthigt, ihre eigenen Committenten in's Innere zu schicken, um den Aufkauf aus den Händen des Producenten zu bewerkstelligen.

Die Waare, um welche sich der ganze Verkehr von Odessa dreht und von deren Verschleiß das Wohl und Wehe der Stadt hauptsächlich abhängt, ist der Weizen Podoliens, Bessarabiens und Neu-Russlands, und auf alle andere Waaren, allenfalls mit Ausnahme des Talgs und der Wolle, sehen die großen Handelsherren mit Verachtung herab. Dieser Weizen geht fast ausschließlich nach England und Italien.

Der zweite Artikel ist wohl Talg, das in den großen Esalghanen (Talgseiedereien) der Steppe gewonnen wird. Es geht größtentheils nach England, kleinerentheils nach der Türkei, wo man es speist. Gegen diese beiden Artikel und die Wolle erscheint alles Andere unbedeutend. Doch werden allerdings auch einige russische Fabrikproducte, z. B. Tücher, Manufacturwaaren aus dem Innern, Seilerarbeiten aus Odessa, und noch sonst einige Kleinigkeiten für die Türkei verschifft.

Die Haupteinfuhr besteht in ausländischen Manufacturwaaren. Den officiellen Angaben zufolge dienen sie meistens nur für den Verbrauch der Stadt, der ein Freihafen ist. Von 25 Millionen Rubel für eingeführte Waaren waren 17 Millionen für die Stadt und nur 9 Millionen für die Versendung in's Innere bestimmt. Allein natürlich wird von den für die Stadt angeschriebenen 17 Millionen noch Vieles auf anderen Wegen in's Innere befördert, Einiges geschmuggelt, Einiges von Reisenden mit hinausgenommen, die aus Podolien u. s. w. nach Odessa kommen, um sich mit Kleidern und anderen Luxusartikeln zu versehen. Jedoch liegt Odessa von allen Mittelpuncten der europäischen Fabrikindustrie so entfernt, daß alle

Luxusartikel hier trotz des Freihafens in der Regel theurer und entschieden schlechter sind als in Petersburg. Welche Wege hat man nicht von hier bis zur Themse und zu den Rheinmündungen zu machen! — Man versorgt sich daher bis tief in den Süden von Rußland herab, bis Kiew und bis in die Ukraine mit solchen immer noch leichter von Petersburg als von Odessa aus.

Am weitesten verschiebt Odessa die aus der Levante und der Krim empfangenen Waaren, Farbstoffe, Rosinen, Früchte, Weine, besonders Baumwolle. Diese gehen bis Moskau und die krim'schen selbst bis Petersburg. Allein die Vortheile, von dem schon seit längerer Zeit handelnden, großen Markte Petersburg zu beziehen, sind so groß, daß eine nicht geringe Menge mittelmeeerischer Waaren bis in's Innere von Rußland häufiger von Petersburg als von Odessa aus verschrieben werden. So ist man in Moskau keine andere Apfelsinen als über Petersburg gekommene, und auf der großen ukrainischen Wintermesse in Charkoff fand ich fast eben so viele „Bakalenije Towari“ (so nennen die Russen ungefähr Dasselbe, was wir unter levantischen Waaren begreifen), die von Petersburg bezogen waren, als solche, die von Odessa kamen.

Es läßt dieß natürlich darauf schließen, daß das neue Odessa sich mit Riga und Petersburg noch nicht in das gehörige Gleichgewicht gesetzt hat und noch nicht in dem ganzen Handelsgebiete durchgedrungen ist, welches die geographische Lage dieser Stadt anzuweisen scheint. Dieß ist in einem so auffallenden Grade wahr, daß das mächtige Petersburg sogar noch mitten aus den Steppen, ja sogar aus den Umgegenden des asow'schen Meeres Salz bezieht, um es über die Ostsee nach England zu schaffen, und daß Riga sogar einen noch roheren Artikel, Masten und anderes Holz, aus sehr tief am Dniepr herabliegenden Gegenden mit vielen Kosten über Land in die Duna schaffen läßt, um es dann auf Seewegen weiter zu versenden.

Es ist schwer, das Handelsgebiet einer Stadt anzugeben, da jede Waare je nach ihrer Begehrtheit in benachbarten Ländern und je nach ihrer Transportabilität und nach anderen Umständen so verschiedene Kreise hat. Doch läßt sich im Ganzen sagen, daß Odessa mit seinen Handelsverbindungen noch sehr wenig über das südliche Steppenplateau hinausgekommen ist, und schon in der Ukraine und den mittleren Dnieprgegenden mit den mächtigen Einflüssen der Handelsgebiete von Riga und Petersburg ringt.

In wie einfachem und wenig ausgebildeten, ja rohem Zustande sich der Handel von Odessa noch befinden müsse, scheint mir schon aus dem Umstande hervorzugehen, daß sich mehrere reiche Gutsbesitzer, namentlich polnische, selbst mit der Versendung ihres Getreides befassen. Es befinden sich Niederlassungen, Comptoirs und bedeutende Magazine polnischer Edelleute

in Odeffa, aus denen ohne Vermittelung des Kaufmanns die Waare sogleich aus den Händen des Producenten in die des Schiffscapitäns übergeht. Es findet dieß in Petersburg nicht statt und kann, wie es scheint, in keiner Handelsstadt stattfinden, wo ein gebildeter, raffinirter und eingeübter Kaufmannsstand existirt, gegen dessen Speculationen und Combinationen der unbeholfene Ackerbauer, der nothwendig nie in so inniger Verbindung mit der übrigen Handelswelt stehen kann, nicht aufkommen darf.

Die Schnelligkeit der Correspondenzverbindungen, in denen Odeffa mit einigen anderen Haupthandelsplätzen steht, wurde mir von einem dortigen angesehenen Kaufmanne so angegeben. Nach Konstantinopel geht ein Brief in 2 bis 3 Tagen, nach Petersburg in 8 bis 9, nach Wien in 10, nach Hamburg in 11 bis 12 Tagen. Von London kann man über Warschau und Hamburg in 25 bis 27 Tagen Antwort haben.

Das Hôtel de Petersbourg, in dem wir abgestiegen waren, ist ein großes Gebäude, unmittelbar am schönen Boulevard der Stadt mit einer weiten Aussicht auf die Häfen, auf das Meer und die gegenüber liegende Küste der Dschakower Steppen. Das Haus liegt gerade auf der Stelle, wo früher der kleine türkische Ort Hadji-Bei und in alten Zeiten in den Desertis Getarum der römische Portus Istriorum lag, welche beide kleine Orte es sich wohl nie einfallen ließen, daß sie die Vorläufer einer solchen Stadt sein sollten. In der That, welcher Prophet ahnte nur noch vor 60 Jahren, daß man schon 1838 an dieser Stelle etwas der Art wie Odeffa erblicken könnte? Man muß wirklich gestehen, daß die Entwicklung und der Aufschwung des russischen Reichs alle Prophezeiungen übertrifft, die selbst der kühnste Sehergeist diesem Reiche vor einem Jahrhunderte hätte machen können. Dieß rasche Emporkommen von Städten und Bevölkerungen findet fast nirgends seines Gleichen, wenn wir Amerika und das englische Ostindien ausnehmen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte Odeffa kaum 8000 Einwohner und einen unbekannten Namen. Jetzt hat es 10 Mal so viele Einwohner und einen über die Welt verbreiteten Ruf.

Die Stadt ist, wie alle neueren russischen Städte, nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut. Das Terrain, das sie bedeckt, ist ungemein groß, und in mehrern Richtungen, wenn man die Vorstädte mitrechnet, kann man innerhalb der Stadt 4 bis 5 Werst weit geradeaus fahren. Doch hält sich ihr Kern in einem Halbkreise zusammen, den man vom Boulevard aus mit einem Radius von 2 Werst Länge beschreiben kann. Das Terrain ist überall gleichmäßig flach wie die Steppe, und der Plan weder von einem Fluß durchschnitten, noch von einer Bodenerhebung in seiner Entwicklung gehemmt. Nur ein paar tiefe Regenschluchten durchfurchen ihn, über welche

einige Brücken geführt werden mußten. Die Straßen sind breit und die freien Plätze groß. Rund um die Stadt herum ist Alles frei, so daß man bei mehreren quer durchziehenden Straßen auf der einen Seite unmittelbar auf's Meer, auf dem anderen Ende auf die Steppe die Aussicht frei behält und also diese beiden Wüsten immer unmittelbar in die Stadt hineinblicken. Die große Breite der Straßen und die Weitläufigkeit der Bauart, die unter anderen Umständen eine Wohlthat sein würden, sind es für Ddessa ohne Zweifel nicht. Denn theils erschweren sie die ungemein schwierige Bepflasterung der Straßen, theils geben sie so alles in ihnen Wandelnde im Sommer den unbarmherzigsten Sonnenstrahlen preis, theils lassen sie den Winden und dem Staube, den diese beständig von der Steppe hereinführen und von den Straßen aufheben, den freiesten Spielraum. Ddessa liegt ungefähr mit *Genua* unter gleichem Breitengrade, und man hätte bei seiner Anlage die Bauart dieser Stadt etwas mehr nachahmen sollen, um die Steppenstürme zu brechen, den Staub zu mindern, Schatten zu schaffen und die Bepflasterung zu erleichtern. Der Staub in Ddessa ist Sommers so ärgerlicher Art, wie ich ihn noch in keiner Stadt traf, und er ist in der That geeignet, Einem die ganze Existenz in ihr nicht weniger zu verleiden, als *Humboldt's* Mosquito = Schwärme den Aufenthalt am *Orinoko*. Er ist äußerst fein, schwarz und eindringlich, erhebt sich bei Wind in großen Wolken, die man aus allen Straßenöffnungen in's Meer hinausstürmen sieht, schwebt, wenn er bei Windstille von den Wagen und Pferden aufgeregt wird, wie Rauch in der Luft und verleidet nicht nur den Gebrauch der Straßen, sondern verfolgt auch noch die Einwohner in den Häusern, indem er durch alle Thüren und Fensterfugen eindringt. — Da von der Steppe immer neuer Schmutz eingeschleppt wird, so wird man selbst auf den gepflasterten Straßen des Staubes nicht Herr.

Das Pflaster von Ddessa ist wohl eines der kostspieligsten, die es giebt. Da die Steppe und überhaupt alle umliegenden Landschaften durchaus kein brauchbares Material liefern, so pflastert man mit Steinen aus Italien und besonders aus Malta. Theils bringen die Schiffer sie als Ballast mit, theils bestellt man sie dort erpreß und läßt sie als Waare herführen. Einige Straßen sind mit großen harten maltesischen Quadersteinen gepflastert, die eine wahre Felsenfläche bilden. Auf ihnen zu fahren ist ein Ruin für Pferde und Wagen. Doch ehe diese ihre Räder darauf brechen, sind es zuerst immer ein paar „*Podrábschiks*“ *), die an solchem neuen Pflaster schon scheitern, ehe

*) Bauunternehmer, Lieferanten u. s. w., die mit der Krone einen *Podráb* (Contract) schließen, irgend einen Bau in einer festgesetzten Zeit für eine gewisse Summe herzustellen, oder eine Lieferung zu machen.

es noch fertig ist. Man erzählte fast von jeder Straße ein paar Geschichten von solchen bei ihrer Pflasterung verunglückten Unternehmern. Manche freilich, die es verstehen, werden auch reich dabei. Indes sind natürlich nur erst die Hauptstraßen von Odessa gepflastert, und die meisten übrigen zeigen bei Regenwetter, in welchem Elende und Schmutz die Stadt noch vor 20 Jahren begraben war. Aus jener guten alten Zeit, wie sich die Odessaer ausdrücken, cursiren noch allerlei kleine Geschichten und bildliche Carikaturen, den Berliner Wizen ähnlich, unter den Leuten herum, die sich auf jenen Zustand beziehen. So sah ich ein Bildchen mit der Ueberschrift: „Wie man sich in Odessa etablirt.“ Ein aus Marseille angekommener Franzose steht auf einer Straße bis an die Kniee im Schmutz und ruft aus: „Je me fixe ici!“ Ein anderes Bild trug die Ueberschrift: „Wozu die Odessaer Straßenpolizei gut ist.“ Eine Frau steht auf dem Bilde, die trotz aller Bemühungen immer tiefer und tiefer in der grundlosen Kothsuppe versinkt. Endlich kommt sie auf etwas Hartes, faßt Grund und dankt Gott für ihre Rettung. Das Harte entdeckt sich als der Kopf eines mit sammt seinem Pferde bereits früher versunkenen Polizeidieners. Dank sei es den thätigen Generalgouverneuren, die Odessa gehabt hat (Michellieu, Langeron, Woronzow), daß dieser barbarische Straßenzustand jetzt verschwunden ist.

Die Namen der Straßen Odessa's sind alle zugleich in russischer und italienischer Sprache an den Ecken angeschlagen, z. B. „Alexandrinowskaja Ploschtschad“ und darunter „Piazza Alessandra“. Diese beiden Sprachen sind die am meisten in Odessa verstandenen. Denn so viele Sprachen auch hier in den Häusern und Privatsirkeln geredet werden, so kann man doch annehmen, daß Russisch die Sprache des gemeinen Mannes ist, gleichsam die Straßensprache, die Jeder der Fuhrleute, der Knechte und Diener wegen verstehen muß, und in der sich die Italiener mit den Juden, die Karaiten *) mit den Griechen, die Deutschen mit den Bulgaren, wie mit den Russen verständigen, wenn sie in dem Idiom des Fremden nicht fortkönnen. Es ist die Sprache des Marktes, des Hafens und dabei natürlich auch die officielle Sprache der Behörden. Italienisch dagegen wird erstlich von den zahlreichen Italienern selbst und dann von den Griechen geredet, und da diese die Hauptkaufmannschaft ausmachen, so ist es die Sprache des Handels und der Börse, auf welcher daher auch die täglichen Preis-Courante, so wie alle Bekanntmachungen in italienischer Sprache gedruckt werden. Auch das „Casino del Commerce“ kann dieß lehren, das eine italienische Einrichtung und

*) Tatarische Juden.

Benennung hat. Daß dabei Französisch die Sprache der Conversation der höheren Welt bleibt, versteht sich von selbst. Auch erscheint das Journal d'Odessa in französischer Sprache. Die sämtliche Judenschaft redet ein verdorbenes Deutsch. Englisch kommt nicht in Betracht. Wie groß hier die Sprachverwirrung ist, läßt sich schon daraus abnehmen, daß einmal in einem Winter in einem und demselben Locale von Liebhabern Theater-Vorstellungen in 5 verschiedenen Sprachen gegeben wurden. Auf den Straßen hört man überall Russisch, Englisch, Italienisch, Deutsch, Jüdisch, Tatarisch, Polnisch, Türkisch, Griechisch, Bulgarisch, Armenisch, Moldauisch, Ungarisch, Dalmatisch, Französisch, Schwedisch, Spanisch und noch mehr andere Sprachen, und zwar nicht etwa nur von einzeln vorübergehenden Fremden, sondern von einer Menge hier einheimischer und angesiedelter Leute. Daß aber außer dem Russischen das Italienische überwiegt, zeigt sich auch darin, daß die hiesigen gemeinen Russen ihre Landessprache mit mehrern italienischen Worten mischen. So reden die Odeffa'schen Fuhrleute gewöhnlich jeden Herrn „Signor“ an und das Wort „Ecco“ ist hier fast ganz in's Russische übergegangen. Doch fließt zuweilen auch ein Wort aus einer anderen Sprache ein. So ist eine ganz gewöhnliche Redensart, wenn sie sich schimpfen: „Ecco! Schelm! Canaille!“ italienisch, deutsch und französisch. Die Sprachverwirrung in ganz Rußland ist groß, aber in Odeffa, zu dessen Bevölkerung man Europa und Asien zu Hülfe rief, hat sie einen so hohen Gipfel erreicht, wie in Babylon.

Die Gebäude der eigentlichen Stadt sind alle in einem mehr oder weniger italienischen Style gebaut, d. h. zweistöckig, mit flachen Eisendächern, mit vielen Säulen und Balkons, und obgleich man dabei nicht an so solide Gebäude denken darf, wie die Villa's sind, welche auch wohl in Deutschland und England reiche Leute sich zuweilen in italienischem Geschmack auführen, so machen doch die meisten einen recht guten Effect, und besonders angenehm ist es, daß alle sich so bequem und vollständig entwickeln können. Nirgends ist der Raum beschränkt, und nirgends erscheinen daher diese difformen, gequetschten, geschrobenen und verdrehten Häusergewächse, wie man sie wohl in engen deutschen Städten sieht.

Besonders angenehm fallen die schönen überall, in den Straßen vertheilten Kornmagazine auf, durch deren luftige Fenster man den schönen goldenen Segen der Felder in reichlichen Massen aufgespeichert liegen sieht. Diese Magazine, an denen Odeffa überaus reich ist, — die Stadt kann jetzt 70,000 bis 80,000 Last Weizen lagern — werden ganz mit derselben Eleganz, wie die Wohnhäuser gebaut, und zwar aus Speculation. Denn in der That werden sie auch mit der Zeit in Wohnhäuser verwandelt. Da

nämlich die Stadt jetzt ihre bestimmten Gränzen erreicht hat und sich nicht mehr in die Steppe hinaus erweitert, sondern in ihrem Innern sich auszubauen anfängt, so werden nun allmählig die Magazine, die bisher noch überall in den belebtesten Straßen lagen, zu Wohnhäusern verlangt und daher nach und nach mehr in die Hinterhäuser und in die äußeren Kreise der Stadt hinausgedrängt. Einige von diesen Magazinen sind wahre Prachtgebäude, so z. B. das des Grafen Potocki, die des polnischen Edelmanns Sabanski. Das letztere ist in einem sehr edlen Geschmack gebaut und sieht in der Ferne wie ein großer Palast aus. Dem Sabanski gehört es jetzt nicht mehr. Denn seit der polnischen Revolution ist es Eigenthum der Krone geworden. Odeffa war damals die Residenz vieler polnischen Großen, die hier ihre Klubs und Conventikeln hatten, um insgeheim auch von hier aus die Revolution zu unterstützen. Sabanski war einer der Hauptanführer und wurde später landesflüchtig. Seitdem hat das große polnische Leben in Odeffa etwas aufgehört, und kurz nach Beendigung des Kriegs litt der Handel der Stadt sogar etwas.

Was die Privathäuser anbetrifft, so sind die am meisten ausgezeichneten das des Grafen Woronzow und das der Marischkin's, in deren Innerem man nichts vermißt, was unser Globus an Pracht und Luxus gewähren kann. Doch muß man am Aeußern des Marischkin'schen Palais die viele „Stukkaturni robota“ (Stukkatur=Arbeit) tadeln, von der die Russen große Liebhaber sind. Die Mauern des Hauses sind mit einer Menge von Kränzen, Engeln und Schnörkeleien aus Gyps überladen, die sich sehr bunt und geschmacklos ausnehmen.

Das erste Geschöpf, dem wir bei unserer Ankunft in Odeffa in die Hände fielen, war ein Jude und das zweite ein Grusinier.

Der Jude kündigte sich als den „Factor“ des Wirthshauses an und machte uns mit dieser mir neuen Würde bekannt. Der „Factor“ ist der Remplazant des Wirths, der den Fremden die Logis anweist, mit ihnen die Contracte darüber abschließt, ihnen Bedienung verschafft und an den sie sich auch sonst bei allen etwaigen Wünschen richten. Der Wirth selbst oder, wie er sich nennt, der Eigenthümer des Hotels zeigt sich gar nicht und lebt, unbekümmert um seine Gäste, in vornehmer Zurückgezogenheit, in welcher er sich nur alle Abende von seinem Factor über den verflossenen Tag Rechenschaft ablegen läßt. Er ist gewöhnlich ein Mann, der nichts von der Wirthschaft versteht, ein ehemaliger Kaufmann, oder ein verabschiedeter Major, und nie, wie bei uns gewöhnlich, ein von unten herauf gedienter Kellner, der nun der ganzen Wirthschaft mit seinem Geiste und seiner Thätigkeit Seele giebt. Auch befaßt er sich durchaus nicht mit der Küche. Denn diese hat er

wieder an einen sogenannten „*Traiteur*“ verpachtet, der das Wirthshaus mit seinem von ihm dependirenden Personal bezieht und auf Verlangen mit Speise und Trank versorgt. Man kann sich daher denken, daß, so groß diese Odeffa'schen Hotels auch sind, man doch sehr schlecht in ihnen aufgehoben ist. Dazu kommt nun aber noch, daß es auch keine Klingeln für Kellner und *Marqueurs* giebt, weil diese letzteren nämlich selber nicht vorhanden sind. Man muß entweder seinen Diener schon mitbringen, oder sich für die Zeit seines Aufenthaltes durch die Vermittelung des *Factor*s einen miethen. Ja man rechnet sogar darauf, daß man sein eigenes Bettzeug mit sich führe, und giebt daher bloß das Bettgestell und allenfalls die Matratzen. Wer keine Betten bei sich hat, muß dann von Neuem über diesen Gegenstand mit dem *Factor* unterhandeln. Nach diesem äußerst unbequemen Zuschnitte sind alle großen Odeffa'schen Gasthäuser eingerichtet. Ja es ist überhaupt, wie ich nachher zu erfahren Gelegenheit hatte, in der Krim, in Bessarabien und Galizien die allgemeine Form. Wahrscheinlich kommt sie aus Polen, dessen Sitten überhaupt von bedeutendem Einflusse auf Odeffa waren.

Der Grusinier war ein Barbier; denn unser Bart war in der Steppe wie Gras gewachsen. Es war ein wahrer Genuß, sich von diesem Orientalen den Bart abnehmen zu lassen. Ein junger, hübscher, gewandter, sehr elegant, halb europäisch, halb asiatisch gekleideter, mit Silber verbrämter Bursche, der so vielerlei angenehme und gefällige Manieren bei seinem Geschäfte entwickelte, daß ich, an die deutschen unbehüllichen Barbieri zurückdenkend, welche diese Sache so philosophisch gründlich und unbeholfen betreiben, bald inne ward, daß diese Kunst eine echt orientalische sei. Auch erzählte er mir, daß seine Landsleute, die Grusinier, in Odeffa ausschließlich im Besitze dieses Gewerbes seien. Sie haben hier nahe an 100 Rasirstuben, die ich nachher ihrer Nettigkeit und Reinlichkeit wegen häufig und gern besuchte. Diese Rasirstuben spielen bekanntlich eine bedeutende Rolle im Leben der Orientalen, die ein gut Stück des Tages darin versitzen und verplaudern, wie in den Kaffeehäusern und Badezimmern. Sie sind in Odeffa ganz auf orientalischem Fuße eingerichtete, geräumige, hübsche Gemächer, mit einem langen Divan rundumher, mit Tapeten und Bildern verziert, sogar mit Blumen geschmückt. Der ganze weitläufige Apparat zum Rasiren, die großen Rasirbecken und andere Dinge stehen immer darin in Pomp und Ordnung aufgestellt, und man wird à merveille bedient. In Deutschland kann man dergleichen Orte nicht ohne Widerwillen besuchen. Hier lud Alles ein, zu verweilen und die Neuigkeiten anzuhören, welche sich die Ein- und Auslaufenden erzählen.

Gut rasirt also und schlecht quartirt, machte ich meinen ersten Spaziergang in Odeffa, und zwar natürlich, wohin es mich vor allen Dingen zog,

zunächst in diejenigen Gegenden der Stadt, in denen sich das Theater ihrer Hauptlebensverrichtungen findet, ich meine, zu den Orten des Handelslebens, zu den Häfen- und Waaren-Quais. Mein werther chinesischer Reisegefährte Kun-laje war auch hier mein gütiger Begleiter.

Odeffa hat die Eigenthümlichkeit, daß man in der Stadt selbst von ihrem großen Handel wenig gewahr wird, und daß man sie, durch ihre Straßen wandelnd, eher für eine inländische Fürsten-Residenz als für eine Seehandelsstadt halten könnte. Nur bei den großen eleganten Kornmagazinen mußte man hier und da ein Auge zudrücken. Die trogigen Söhne Neptun's, die Matrosen und Schiffskapitäne, kommen in der Stadt selbst gar nicht zum Vorschein. Von Waarenschiffen befahrene Kanäle, wie in Hamburg und Venedig, durchkreuzen die Straßen nicht, und da die Waarenmagazine ebenfalls wie Wohnpaläste aussehen und die Häfen unten am Meere etwas zur Seite liegen, so hat die Stadt auf der hohen Steppe ganz das Ansehen, als ginge sie das Getreibe dort unten gar nichts an.

Man hat bei Odeffa zwei Molo's in die See hinausgebaut und dadurch zwei Häfen gebildet. Der eine heißt der Quarantäne-Hafen, der für die aus Pestgegenden kommenden Schiffe bestimmt ist, d. h. also für sämtliche ausländischen Schiffe, denn es giebt keine ausländische Nation, welche, nach Odeffa fahrend, den Durchgang durch den von den Türken verpesteten Bosphorus vermeiden könnte. Der andere heißt der Kriegshafen („Wojennoi Gawen“), weil er zunächst für die russischen Kriegsschiffe, dann aber auch für alle nicht verdächtigen Schiffe bestimmt ist, d. h. also bloß für die russischen Küstenfahrer.

Zu jedem dieser beiden Häfen führt von dem hohen Steppenplateau, auf dem die Stadt liegt, ein tiefer Thaleinschnitt oder eine breite Schlucht herab, in der früher nur Regenwasser tröpfeln mochte, in die aber jetzt beständig das regste Handelsleben strömt, und wo die Zufuhr zu den Häfen hinab und die Einfuhr von ihnen herauf immer auf- und niederpulsirt. — Da es keine anderen Abfahrten zum Meeresufer giebt — nur mehrere kleine unqueme Steige für Fußgänger, — so hört auf der Straße in diesen Schluchten während lebhafter Verladungszeit der Faden leerer und voller Frachtwagen nie auf, sich fort und fort zu spinnen, besonders da es mit dem auch bei diesem Geschäfte häufig angewandten Dhsengespanne nicht allzurast von Statten geht. Dazu das ununterbrochene Auf- und Abkutschiren der Kaufleute und Handelscommis in fliegenden Droschken, das sich eben so häufig wiederholt, weil jedes Wort, das man mit dem in der Quarantäne steckenden Kapitän zu sprechen hat, allemal eine eigene Fahrt erfordert.

Der Quarantäne-Hafen ist natürlich der größere und wichtigere. Er

selbst, sein Molo und ein großes Stück des Ufers bis auf die hohe Steppe hinauf, wo eine Citadelle liegt, dieß Alles und darin die Quarantäne-Gebäude, d. h. Waarenspeicher für verdächtige Waaren, Hospitäler für die Kranken, Wohnhäuser für die Aerzte und anderen Beamten, so wie für die Passagiere, welche sich der Quarantäne unterziehen, Kaffeehäuser, große Plätze zum Spazierengehen und zum Ausladen der Waaren, diese sämtlichen Dinge umfaßt die Quarantäne, und sie sind von Mauern, Befestigungen und Gittern umgeben, völlig aus dem Zusammenhange der Umgegend herausgeschält und von einer Kette mit scharf geladenen Flinten und Pistolen bewaffneter Soldaten umgeben, die keinen Unbefugten lebendig hinein, besonders aber keinen herauslassen. Auf dem Meere wird diese Kette durch eine Reihe von armirten kleinen Schiffen geschlossen, auf deren jedem sich 40 Mann Soldaten und ein paar Kanonen befinden. Die Russen nennen diese Schiffe mit einem deutschen Worte „Brandwacht,“ und dieser Name ist auch allgemein bei allen Nationen Odeffa's dafür adoptirt. Eine dieser Brandwachten liegt ziemlich weit in's Meer hinaus, hält jedes ankommende Schiff in respectvoller Entfernung und nöthigt es, vorläufig zum Anker auf der Rhede.

Da die Quarantäne-Anstalten von Odeffa ihrer Anlage nach zu den großartigsten und vortrefflichsten gehören, die man hat, und da sie jedenfalls manche eigenthümliche Einrichtung und Erscheinung zeigen, deren Vergleichung mit anderen Anstalten interessant sein könnte, so ist es vielleicht nicht unpassend, wenn wir hier mittheilen, was wir davon sahen und erfuhren. Wir beginnen mit dem Erscheinen eines Schiffes. Jedes Schiff, es mag kommen, woher es will, ist gehalten, zuvörderst auf der offenen Rhede vor der Kette der Brandwachten vor Anker zu gehen. Eine Brandwacht setzt ein Boot mit einem Quarantäne-Offizier aus, der das ankommende Schiff untersucht. Findet es sich, daß dasselbe direct aus einem unverdächtigen russischen Plaze kommt, so kann es unverzüglich in den Hafen für die Vinnenschiffahrt einlaufen. Kommt es dagegen aus dem Bosphorus, so bleibt es vorläufig 14 Tage lang, von dem Augenblicke an gerechnet, wo es den Bosphorus verließ, auf der Rhede vor Anker liegen, ohne in den Quarantäne-Hafen einlaufen und an Lichtung oder Ladung denken zu dürfen. Da die Rhede Odeffa's sehr unsicher ist, und besonders bei Ost- und Südost-Winden Unglück droht, so wird dem Schiffer im Herbst auch wohl ein Theil des Hafens selber zur Abhaltung dieser 14 Tage angewiesen. Um nun jenen Zeitpunkt des Ausgangs aus dem Bosphorus und des Eintritts in's schwarze Meer gehörig zu bestimmen, wird dem Schiffskapitän und der Mannschaft zuvörderst ein Eid abgenommen, in dem sie beschwören, daß der angegebene

Tag der wahre sei, und daß seitdem das Schiff auch weiter keinen Kleinasiatichen oder sonstigen türkischen Hafen berührt habe. Es wird ihnen eine Wache an Bord gegeben, und das Schiff legt sich in „Observanz,“ wie man sich ausdrückt, um seine 14 Observanztage geduldig abzuhalten. Nach dieser Zeit, die dazu dient, um zu sehen, ob das Schiff nicht ganz offenbare und gleich erscheinende Krankheitsstoffe berge, wird demselben, wenn nichts Besonderes vorkommt und sich keine Krankheit äußert, die Erlaubniß, in den Quarantäne-Hafen einzulaufen, ertheilt, und es kommt, wie der Kunstausdruck lautet, „en pratique,“ d. h. es kann nun Waaren einnehmen und ausladen und mit dem Ufer unter den vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln verkehren. Auch können nun die Passagiere in die Quarantäne-Anstalt kommen und da den Rest ihrer 40 Tage auf eine etwas gemächlichere Weise als am Bord des Schiffes abhalten. — Jedoch konnten auch sie schon zuvor, so wie der Kapitän des Schiffes, bei einem gewissen Gitter am Ufer landen und mit ihren Freunden durch dasselbe sprechen, wovon gleich ein Mehreres.

Der Verkehr eines Schiffes, das „en pratique“ ist, bezieht sich nun theils auf das Ausladen seiner Waaren, theils auf das Einnehmen anderer Waaren, theils auf die Gespräche mit den Kaufleuten und Geschäftsführern.

In Bezug auf das Empfangen der angebrachten Waaren hat man dieselben in zwei Classen getheilt, in verdächtige und unverdächtige. Zu den unverdächtigen gehören Zucker, Kaffee, Korn, Früchte, Holz, Flüssigkeiten u. s. w., insofern die Hülle, in welche sie eingepackt wurden, nicht wiederum verdächtig ist. Für diese Waaren bestehen am Quai der Quarantäne eigene Magazine, die eine Thür nach dem Hafen zu und eine nach dem Lande haben. Sie werden hier ausgeladen und können dann, wenn der Raum nach dem Fortgange der verdächtigen Auslader wieder gereinigt und jedes Schnitzelchen, das sie hinterließen, ausgelegt und verbrannt und die Thür nach dem Meere verschlossen wurde, von den Kaufleuten ohne Weiteres in Empfang genommen werden.

Zu den verdächtigen Waaren dagegen gehören Leder, alle Zeuge und insbesondere Baumwolle. Für sie bestehen wiederum gesonderte Gehöfte und Magazine, in denen sie ausgeladen und aus denen sie erst nach vorgängiger Reinigung in Empfang genommen werden können. Diese Reinigung ist je nach der Art der Waare sehr verschieden, für die Baumwolle jedoch am umständlichsten. Die dicken Baumwollen-Ballen müssen ganz ausgepackt und alle Flocken auseinander gezupft werden. Auf horizontalen hölzernen Gittern breitet man alsdann die Flocken in dünne Schichten aus, räuchert sie mit Chlor 12 Stunden lang und setzt sie dann eben so 12 Stunden lang der frischen Luft aus. Dann werden sie wieder eingepackt, in von beiden Seiten

mit Thüren versehenen und doppelt bewachten Magazinen niedergelegt und, nachdem die innere Thür geschlossen und die äußere geöffnet, in Empfang genommen. Wenn man diesen verschiedenen Operationen zusieht, so denkt man unwillkürlich an die doppelten Thüren der Wärter in den Menagerieen, wenn sie zu den wilden Thieren gehen, und bildet sich ein, da drinnen stecke Alles voll Ungeheuer. — So weitläufig dieses Experiment mit der Baumwolle zu sein scheint, so soll es doch im Ganzen ziemlich schnell gehen, und in drei Tagen kann man schon eine kleine Schiffsladung voll Baumwolle aus dem Hafen in's Packhaus beziehen.

Jene Auspackung und Purification der Baumwolle ist das schlimmste und gefährlichste Geschäft, und es werden daher zu demselben nur Leute gebraucht, die ohnedieß schon so gut wie für die Gesellschaft verloren und aufgegeben sind, zur Transportation nach Sibirien Verurtheilte nämlich, denen, wenn sie sich freiwillig zur Baumwollen-Purification entschließen, die Vergnadigung nach einer gewissen Reihe von Jahren versprochen wird. Diese Leute werden in Odeffa „Mortus“ (plur.: „Mortusse“), vom Lateinischen „mortuus“*), genannt, weil sie schon für eine Beute der Pest, die sie aber doch gewöhnlich verschont, angesehen werden. Es ist ein betrübter Anblick, diesen armen Mortussen, die von oben bis unten in schwarzes Leder gekleidet sind, von schweren Ketten klirren und noch dazu einen so schrecklichen Namen haben, bei ihren Arbeiten in den baumwollenen Giftbällen zuzusehen. Halbdurchsichtige Gitter erlauben dieß hier und da.

Das Einnehmen der Waaren vom Lande ist ebenfalls ziemlich umständlich. In der Nähe des Quarantäne-Hafens ist vom Bai aus — d. h. von dem nicht in die Quarantäne eingeschlossenen Plage — eine auf Pfählen stehende Anfuhr in Hufeisenform in's Meer hinausgebaut. Der Zug der mit Weizen, Wolle oder Talg beladenen Wagen geht nun auf den einen Arm dieses Dammes hinauf und, nachdem die Entladung geschehen, auf dem anderen wieder hinab. Die Seeschiffe selbst dürfen sich zum Empfange der Ladung nicht unmittelbar an diese Anfuhr heranlegen, man würde sonst schwerlich die gefürchteten Berührungen vermeiden können. Sie bleiben vielmehr alle ruhig im Hafen liegen, und eine Reihe großer, flacher und numerirter Boote bewerkstelligt die Vermittelung. Diese Boote werden an der Anfuhr voll geladen und alsdann bis in die Mitte zwischen dem Schiffe, das sie empfangen soll, und der Anfuhr hinausgebracht, dort befestigt und von den Leuten verlassen. So wie diese zurückgefahren, kommen die Pestsoldaten an Bord des Boots und stecken die gelbe Pestflagge auf demselben auf, die den Schiffen

*) Vielleicht auch vom Italienischen „morto.“

das Zeichen giebt, daß sie das Boot holen können, und zugleich alle Uebrigen warnt, daß sie sich, sofern ihnen ihr Leben lieb, davon fern halten. Die Schiffer füllen nun die Ladung des Bootes in ihr Schiff um und bringen es an die Stelle, wo sie es abholten, zurück. Nachdem sie es verlassen, untersuchen es die Pestsoldaten, um zu sehen, ob nicht ein verdächtiges Kleidungsstück oder sonst Etwas zurückgeblieben ist, das den Flammen überliefert werden müßte, fegen das Boot aus und reinigen es durch ein Schwefelfeuer, das sie im Raume anzünden, ziehen sich zurück, nehmen die gelbe Pestflagge ab und geben damit den Leuten am Lande das Zeichen, daß das Boot wieder zu ihrer Disposition stehe. — Das sind Weitläufigkeiten! Welche Wohlthat für die Menschheit wäre es doch, wenn die Engländer beweisen könnten, daß die Pest eigentlich gar nicht ansteckend wäre! Es ist zu bewundern, daß alle diese Umständlichkeiten den Handel von Odeffa nicht völlig um's Leben bringen.

So also verhält es sich mit dem Aus- und Einnehmen der Waaren. Was den Verkehr der verpesteten Personen mit den unverdächtigen betrifft, so geschieht dieser in einem eigenen kleinen freundlichen Vorhofe oder Garten der Quarantäne, der mit Akazienbäumen bepflanzt ist. Zwei Seiten dieses Platzes sind frei und offen nach der Stadt zu, und hier strömen nun die Leute aus und ein, welche mit den Kapitän's oder ihren Freunden in der Quarantäne sprechen wollen. Die dritte Seite geht nach dem Quarantäne-Hafen zu und die vierte nach einem großen inneren Hofe der Quarantäne. An diesen beiden Seiten befinden sich fortlaufende Arkaden, die in der Mitte ein Gitter haben, welches den Garten vom Hafen und der Quarantäne scheidet. Die Gitter sind dreifach, nach der äußeren und inneren Seite von hölzernen Stäben in einer Distance von 3 bis 4 Ellen, und das Gitter in der Mitte zwischen diesen beiden von Eisendraht, damit nicht etwa ein Brief oder sonst Etwas durchgeworfen werden könne. Auch sind die Gitter durch die Arkaden in viele kleine Abtheilungen gebracht, die mit Thüren versehen sind, so daß man sich allenfalls darin abschließen kann, wenn man etwas Geheimes zu besprechen hat. Diese ganze Vorrichtung, der Garten mit den Gittern, hat wieder, wie die Straßen Odeffa's, zwei Namen, einen italienischen und einen russischen, die beide gleich gäng und gebe sind. Sie heißen „il parlatorio“ oder „rasgoworui.“ Das letzte russische Wort bedeutet ungefähr: „die Zwiegespräche.“

Die eine Seite des Parlatorio's, die nach dem Quarantäne-Hofe hingehet, ist für die Unterredung mit den Personen bestimmt, welche bereits en pratique sind. Die Conversirenden treten hier von ihren respectiven Höfen heran und sprechen mit einander. Umständlicher geht es auf der anderen Seite her, wo die Gitter unmittelbar schroff über dem Hafen hängen. Diese Seite

ist für die Unterredung mit den Personen bestimmt, welche so eben erst mit frischem Pestwinde ankamen und sich in ihrer vierzehntägigen Observanz noch nicht ausgelüftet haben. Sie dürfen nicht einen Fuß an's Land setzen, fahren mit ihren Booten, auf deren vorderem Ende immer ein Pestsoldat die gelbe Pestflagge hoch empor hält, zum Parlatorio heran und steigen auf hölzernen Treppen zum Gitter desselben hinauf, wo für ihre Bequemlichkeit kleine, über dem Wasser schwebende Bänke oder Balkons gebaut sind. — Für Brieffschaften und Papiere, die man von der gesunden Seite auf die Pestseite überreichen will, sind abwärts geneigte Briefladen angebracht, die man von einem Beamten des Parlatorio aufschließen lassen kann, um sie darin hinüber zu spediren. Für die Briefe aber, die man von der Pestseite auf die gesunde schaffen will, ist eine eigene Briefräucherungsanstalt vorhanden, welche sie zuvor passiren müssen. Es erscheint hier jede Thür, jede Oeffnung, jedes Loch in einem interessanten Lichte, weil sich die Idee damit verbindet, daß dahinter das fürchterliche und gefürchtete Ungethüm der Pestilenz hause, welches so eigenthümlicher Art ist, daß es wohl selbst durch ein Schlüsselloch schlüpfen könnte, um dann wie ein glimmendes Fünkchen auf ein Mal eine ganze Stadt, ja ein ganzes Reich zu entzünden.

Nichts ist unterhaltender als ein Spaziergang im Parlatorio am Vormittage, wo hier gewöhnlich kurz vor der Börse die meisten Geschäfte abgemacht werden. Unter den Arkazien und Arkaden spazieren die Reinen, sich ihrer Unschuld freuend, auf und ab, um einen zum Gespräche bestellten Freund zu erwarten. Durch das Gitter hindurch sieht man im Quarantäne-Hofe die armen Verdächtigen auf- und abwandeln, um sich mit Gesprächen und in der Restauration die Langeweile ihrer Gefangenschaft zu verkürzen. Man blickt durch die Gitter hinein, wie in eine andere Welt, die durch den darauf gelegten Bann wie verzaubert erscheint. Jedes Gitterkammerchen ist mit Unterredenden besetzt, die so nahe als möglich sich mit dem Gesichte an die hölzernen Stäbe drücken und flüsternd durch die drei Ellen Distanz sich gegenseitig ihr Herz ergießen. Einige sprechen laut und schelten mit einander, agiren lebhaft vor den Gittern hin und her, hinter denen sich Der, welchen die Vorwürfe treffen, recht behaglich und sicher fühlt. Alle Gefühle können sich hier nur *per distance* äußern, und wenn ein junges hübsches Mädchen in der Quarantäne sitzt, und ihr Bräutigam zu den Gesunden gehört, so mag diese Quarantänezeit als ein wahrer Tantalusqualmonat kurz vor den Glitterwochen vorhergehen.

Besonders unterhaltend ist das Hafengitter, wo die eben frisch aus der Levante Angelangten auf ihren schwebenden Balkons erscheinen und von ihren Freunden begrüßt werden. Es kommt ein englischer Kapitän, der eben

seinen Reinigungsseid geleistet hat, von seinen Matrosen gerudert, heran, ersteigt die Treppe und erblickt durch's Gitter seinen Freund, der, schon von seiner Ankunft avertirt, ihn lange erwartete. „Ah! How do you do, Sir?“ Unwillkürlich fahren ihre Hände an's Gitter, das aber das „shake hands“ nicht gestattet, und die Hände müssen zurückkehren, sich in der Hosentasche gefangen nehmen zu lassen. Auf dem anderen Balkon erscheint ein Russe, und sein Freund in vier Ellen Entfernung ihm gegenüber ruft: „Sdrastwitje, Iwan Iwanowitsch, kak wui poshiwaitje! Sdrastwitje!“ Dabei fangen sie nun, voll Complimente, wie sie immer sind, ein Dienern, Nicken und Verbeugen an, das kein Ende nimmt, bis ihre Stien ein paar Mal mit den Gittern in unsanfte Berührung kam und sie daran erinnert werden, daß die Complimente hier nicht am Plage sind. Ist es ein Vater, so hebt die Mutter ihre kleinen Kinder auf, die ihre Arme vergeblich nach der bösen Pestseite ausstrecken; ist es der geliebte junge Ehemann, so muß er seine Lippen und seine Liebe noch zuvor einer vierwöchentlichen Räucherung und Läuterung unterziehen, bevor die ersehnten Küsse gewechselt werden können. Die griechischen Kapitans in ihrem bunten Nationalcostume, diese kühnen Ulysse, erregen nicht weniger Interesse. Mancher dieser unruhigen Köpfe wird auf seinem Balkon einer harten Geduldsprobe unterworfen. Stunden lang sitzt er da, in der Sonne bratend, seine ausdrucksvolle Physiognomie an das Gitter gelehnt, als sollte man ihn abmalen. Vergebens erwartet er seinen lange zaudernden Handelsfreund. In jedem Gitterkammerchen sieht man etwas Anderes und hört in jedem andere Neuigkeiten, von allen Winkeln des „weißen Meeres“ — so wird hier das ägäische und dann auch wohl das ganze mittelländische Meer genannt — und von allen Ostküsten des atlantischen Oceans.

Der Weg, welcher von der Stadt zu den Quarantäne-Anstalten hinführt, geht nahe am Ufer des Meeres hin, das hier mit einer Reihe von Waarenmagazinen besetzt ist. Auf der anderen Seite steigt das schroffe Ufer der Steppe hoch hinauf. Diese Waarenmagazine oder „Ambarren“ dienen zum vorläufigen Deponiren der aus der Quarantäne bezogenen Waaren. Hier sieht man englische Steinkohlen, levantische Früchte, griechische Weine, italienische Steine, ägyptische Baumwolle u. s. w. in ungeheueren Quantitäten aufgestapelt. Manche kleine unbedeutende Artikel erscheinen hier in großen Massen, weil es gilt, ein ganzes großes Reich damit zu versorgen. So z. B. vom Johannisbrod, das die Russen „Raschki“, die Griechen „Charup“, die Italiener „Carumbo“ nennen, sind ganze große Hallen bis an die Widerlage des Bodens voll. Die Russen, die gern immer Etwas zwischen den Zähnen haben, kauen es bis nach Moskau und Petersburg hin.

Alle Arbeiter, die dabei beschäftigt sind, beißen beständig an diesen süßen Schoten und stecken sich die Taschen davon voll. Ein Magazinaufseher sagte mir, er verküere täglich auf diese Weise 1 bis 2 Pud, aber er bekäme die Leute darum etwas billiger, denn sie griffen gern zu dieser Arbeit. Die Russen sind wahre Kinder. Ueberhaupt würde der Gaumen und die Phantasie unserer Kinder in diesen Odesa'schen Umbarren (Magazinen) viel Nahrung finden. Man sieht ganze Packhäuser voll byzantinischen Naschwerks. Große Reihen zu 40 bis 50 Wagen fahren mit schönen wäl'schen Rüssen beladen davon. Auffallend war mir der geringe Preis der englischen Steinkohlen. Sie kosten in diesen Magazinen nicht mehr als 80 Kopeken oder höchstens 1 Rubel (8 bis 10 Silbergroschen) das Pud, obgleich sie einen Weg sonder Gleichen zu machen haben, aus den Minen von New-Castle zu den englischen Schiffen, die sie mitnehmen, mit diesen Schiffen durch's atlantische, mittelländische, schwarze und weiße Meer, aus den Schiffen in die Boote, aus den Booten in die Magazine, aus den Magazinen endlich mittels Odesa'scher Wagen zu den Fabriken, Schmieden und Dampfschiffen, die ihrer bedürfen.

Die genannten Magazine der Quarantäne sind nun noch wiederum von dem Zusammenhange mit der eigentlichen Stadt durch Thore und Barrieren abgeschlossen, freilich nicht der Pest, sondern des zu entrichtenden Zolles wegen. Odesa ist nämlich allerdings ein Freihafen, doch nicht so, daß gar nichts für die eingebrachten Waaren bezahlt werden müßte. Das für sie zu Entrichtende beträgt aber nur ein Fünftel des gewöhnlichen Zolles, und dazu hat man noch die Einkünfte dieses Fünftels der Stadt geschenkt, der dadurch ein jährliches Einkommen von 3 bis 4 Millionen ziemlich gesichert ist. Die Hafenmauth steht daher auch unter der Verwaltung und Aufsicht der „Duma“ (des Stadt-Magistrat's). Bis die Waaren aus jenen Magazinen in die Stadt bezogen werden können, haben sie daher noch zuvor jene Hafenmauth-Barrieren zu passiren.

Eine eben solche Barriere befindet sich am Eingange zum Molo des Hafens für den Binnenhandel, doch nicht sowohl wegen der in die Stadt eingehenden Waaren, die ja hier alle russische sind, als wegen der aus der Stadt herausgehenden. Denn natürlich ist der Hafen des Binnenhandels nicht mit in den Portofranco eingeschlossen, da sonst ja alle billigen ausländischen Waaren Odesa's zur See ohne Zoll leicht in's Reich eingeschmuggelt werden könnten.

Uebrigens, mit Ausnahme dieses Hafens, sind die ganze Stadt und die Vorstädte nebst mehreren Gebäuden, Garten- und Landhäusern vor der Stadt in den Portofranco eingeschlossen. In den ersten Zeiten war auch noch ein

großer Theil der ganzen Umgegend mit darin begriffen und die Mauthlinie weit in's Land hinausgerückt, dabei wurde sie aber so groß, daß sie schwer zu bewachen war und ungemein viel hinausgeschmuggelt wurde. Man zog sie daher zurück und umgab bloß die eigentliche Stadt mit dem Zollcordon. Nun aber wurden die Klagen der Müller, der Vorstadtgärtner u. s. w., die sich in ihrem Verkehre mit der Stadt sehr behindert sahen, eben so groß, als vorher die der Mauthbeamten. Man mußte den Cordon noch einmal verlegen und traf nun erst zum dritten Male die rechte Mittelstraße. Die Stadt in den oben bezeichneten Gränzen ist mit einem Walle und Graben umzingelt und mit einer Kette von Zollbeamten umzogen. Zum Einlaß dienen verschiedene Barrieren, zum Auslaß aber nur zwei, die Tiraspol'sche nach Besarabien zu und die des Pereffsips, durch welche wir gekommen waren, nach Podolien und dem Innern des Reiches hin. — Das Glück, ein Portofranco zu sein, verdankt Dbessa theils seinen für das Wohl der Stadt immer sehr thätigen General-Gouverneuren, theils der noch kräftiger für sie sprechenden Pest. Denn da trotz der Quarantäne-Anstalten die Stadt doch immer in sehr naher und bedeutender Gefahr der Ansteckung schwebt, so hat man aus Furcht vor Pestiferirung des ganzen Reiches ihr gern zugestanden, sich ganz aus dem Verbande mit demselben herauszulösen, indem nun durch die Mauthcordons theils die Beauffichtigung und Einschließung der Stadt, wenn Krankheit ausbrechen sollte, leichter wird, theils aber auch — und das ist die Hauptsache — bei dem so geringen Zoll das Einschmuggeln ungeläuterter Waaren von den Pestschiffen weniger gewinnvoll und daher weniger zu fürchten ist.

Allem Vorhergehenden zufolge zerfällt nun das ganze Terrain in und um Dbessa durch die wegen des Zolles und wegen der Pest nöthig gemachte Aufsicht in eine äußerst bunte Menge von einander geschiedener und mit Barrieren und Wächtern umgebener Räume. Es sind folgende:

1) Der Portofranco, die ganze Stadt mit ihren Häfen und Vorstädten, die sich vom ganzen Reiche trennt und aus der des Zolles wegen Niemand unwisittirt herausgeht.

2) Der Hafen des Binnenhandels, der sich von der Stadt trennt, aus dem Alles ohne Untersuchung heraus-, in den aber nichts ohne Untersuchung hineingeschafft werden kann.

3) Die Vorhöfe und Magazine zwischen der Stadt und Quarantäne, die des von der Stadt einzunehmenden Zollsünstels wegen abgeschlossen und beaufsichtigt sind.

4) Die Quarantäne mit dem Quarantäne-Hafen und der Rhebe, die von Festungen, Mauern und Kanonenschiffen umschantzt ist, um das Un-

gethüm der Pest in Ketten zu legen, und aus der weder Waaren, noch Personen ungeräuchert und ungeläutert entlassen werden. Und als Unterabtheilungen dieser Quarantäne:

5) Die Rhede, auf welcher die frisch angekommenen Schiffe in Obervanz liegen, die nicht einmal mit denen sich en pratique befindenden im Hafen verkehren dürfen.

6) Die Höfe und Gebäude der Personen=Quarantäne, in welchen die Passagiere ihre Zeit abwarten, welche in die Stadt zu kommen wünschen und die wieder nicht mit denen im Hafen en pratique befindlichen umgehen dürfen, welche sich gar keiner Räucherung unterziehen wollen und so, wie sie in den Hafen eingelaufen sind, aus demselben nach eingenommener Ladung auch wieder abreisen, ohne einen Fuß in die Stadt gesetzt zu haben.

7) Die Hospitälern endlich, in welche die wirklich Pestkranken geschafft werden, die natürlich wieder in gar keiner Verbindung mit allem dem Vorigen stehen dürfen.

Das ist bunt, und so mag denn eine strenge Verwaltung und Aufsicht schwer genug sein. — Ueberhaupt ist Vieles bunt in Odessa, so die Zusammensetzung der Hafenarbeiter, unter denen man Leute aus allen Fischen- und Schifffationen des Mittelmeeres findet, Griechen von jeder der hundert Inseln des Archipelagus, Italiener aus jedem Hafen, und insbesondere viele Dalmatier aus der Bocca di Cattaro. Man hat hier Gelegenheit genug, Nationalitäten und Physiognomien zu studiren. Man hört die Leute in den verschiedensten Idiomen reden, schreien und fluchen und dabei immer ein paar Brocken Russisch einmischen: „God dam! dershitje!“ (God dam! haltet fest!) schreit ein Engländer. „Daitje quaranti kopek!“ (Gebt mir meine quaranti Kopeken!) spricht Einer von der „Bocca“ (so wird Cattaro hier gewöhnlich genannt, als wüßte man schon, welche Bocca gemeint sei). „Guardi sotto! Gebit foimatj!“ (Guardi sotto! Potz Henker!) — „Wo seid Ihr denn her?“ fragte ich auf Russisch einen Schmied, der an einem der Schiffe mit Ausbessern beschäftigt war. „Et bin een Hamburger!“ antwortete er mir auf Plattdeutsch, indem er mich sogleich, ich weiß nicht wie, für einen Landsmann erkannte. Die meisten dieser Hafenarbeiter sind indeß Dalmatier, Slavonier und von der Bocca. Wahrscheinlich verschleppen sie sich von den vielen österreichischen Schiffen hierher.

In dem Kriegshafen für die Sabotage ist wenig Interessantes zu sehen. Ein paar mißglückte Dampfschiffe, aus denen man nun, um sie doch zu etwas zu benutzen, Schmiedewerkstätten gemacht hat, zuweilen, jedoch nur selten, einige Kriegsschiffe, ein paar unbrauchbare Dampfschiffe, welche

Die Verbindung mit der Krim und dem taurischen Bosphorus unterhalten, und einige kleine russische Küstenfahrer, die aus Cherson, Eupatoria oder Kertsch Waaren bringen. — Diese cherson'schen und krim'schen Schiffer sollen nach dem Urtheil der Odessa'schen Kaufleute zu den ungeschicktesten der Welt gehören, und obgleich sie nur ganz kurze und kleine Küstenfahrten machen, so sollen doch auf diesen ganz unerhörte Dinge passiren. So wurde mir, wahrscheinlich doch wohl mit etwas passender Uebertreibung, erzählt, daß einmal ein Engländer in einem bösen Wetter ein cherson'sches Schiff am Eingange der Dardanellen an der Küste von Troja gefunden habe, dessen Mannschaft ihn fragte, was das für ein Ufer wäre. Als der Engländer ihnen geantwortet, es sei das von Anatolien, hätten sie gefragt, wo denn die Krim und Koslow läge, und so habe sich denn gefunden, daß die armen Schelme in einem bösen Unwetter Masten, Segel, Kopf und Muth verloren hätten und vom Sturme durch das schwarze Meer, den Bosphorus, die Propontis und Dardanellen in's ägäische Meer hineingepeitscht worden seien, ohne zu wissen, wo sie sich befänden. Der Engländer habe sie dann in's Schlepptau genommen und so nach Odessa zurückgebracht. — „Diese Chersoner“, sagte mir ein Kaufmann, „die wohl wissen, daß sie nichts wissen, verlieren sogleich den Muth, so wie sie ein Bißchen krauses Wetter überfällt. Das Erste, was sie dann thun, ist, daß sie anfangen von der Ladung auszuschöpfen und über Bord zu werfen, was sie in der Schnelligkeit losbringen können, denn gewöhnlich haben sie sich überladen. Hilft dieß nichts und braust der Sturm fort, so überlassen sie Schiff und sich der Gnade Gottes und werfen sich, Kreuze schlagend, vor ihren Heiligenbildern nieder.“ Es gehen im Herbst so viele Chersonfahrer zu Grunde, daß die Asscuranz-Prämie dann von dort bis Odessa (18 Meilen) bis auf 5, 6, ja 7 Procent steigt, welches denn wohl zu den unerhörten Dingen in der Handelswelt gehört.

Die Griechen dagegen sind die kühnsten Schiffer von der Welt, zu gleicher Zeit sind sie aber auch die größten Schelme, weshalb man sie auch nur sehr ungern und gegen eine hohe Prämie verasscurirt. Wenn der Grieche will, so kommt er selbst durch den schlimmsten Sturm glücklich davon, und auf dem schwarzen Meere verunglücken sie auch selten. Kommen sie aber erst in einige Entfernung von Odessa, in's Meer von Marmora oder in den Archipelagus, so fällt dem Capitano zuweilen plötzlich ein, daß sein Schiff schon sehr alt und unbrauchbar sei; dabei denkt er an die hübsche Summe, zu der es in Odessa verasscurirt ist. Kurzum er bedenkt sich nicht lange, setzt sein Schiff bei der ersten besten griechischen Insel oder am anatolischen Ufer während des schönsten Wetters auf den Strand, rettet sich und seine Mannschaft, besticht die türkischen Behörden zur Beglaubigung der Strandung, beweist und be-

schwört Alles und macht so die vollkommenste und schönste Havarie, welche die Ddessaer Assuradeurs bezahlen müssen.

Der türkische Schiffer ist wiederum ganz anders. Er ist noch mehr ohne praktische und theoretische Kenntniß des Seewesens als der Chersoner. Aber er hat eine bona fides, der man vollkommen vertrauen kann. Bei ihm verasscurirt man nur gegen Ungeschicklichkeit, während bei'm Griechen in Bezug auf Bestimmung der Größe der Prämie die mehr oder minder große Furcht, die man vor seiner Schelmerei hat, entscheidet. Die Türken sind die ehrlichsten Kerls von der Welt und hoffen, ihr Schiff, so gut es mit ihres Propheten Hülfe und ohne Compaß und Seekarten möglich ist, redlich durchzubringen. Ueberfällt sie ein bedeutender Sturm, so sind sie freilich in der Regel verloren. Allein es ist gewiß nicht böser Wille, und es wird hierüber auch ihren Angaben von den Assuradeurs auf's Wort geglaubt. Ja diese verlangen nicht einmal das Schiffs-Journal zu sehen, weil es schon allgemein bekannt ist, daß ein türkischer Kapitän nie eins führt. Der Türke ist viel zu unbeholfen, um Schelmstückchen wie der Grieche auszuführen, auch hat er nirgends diese Verbindungen, Connaissances und Eliques, die jenem überall zu Gebote stehen.

Es giebt in Ddessa fünf Assicuranz-Gesellschaften oder, wie sie dort genannt werden, „Assicuranz-Kammern“, die wiederum ihre Filial-Kammern in verschiedenen Häfen des schwarzen Meeres gegründet haben, sowie auch in Konstantinopel. Die Assicuranz-Prämie auf dem ganzen schwarzen Meere steht immer sehr hoch, und es muß für die Versicherung einer Ladung von Ddessa nach dem Kaukasus mehr als für eine von da nach England gezahlt werden. Denn obgleich das ganze schwarze Meer fast völlig ohne Untiefen und Inseln ist, so gehört es doch noch jetzt, wie in alten Zeiten, zu den gefährlichsten Binnenmeeren der Welt und verdiente noch immer wie früher statt Euxinus „Axeinos“ genannt zu werden. — Zu dieser großen Unsicherheit trägt Vieles bei, theils die Ungenauigkeit der Seekarten, denn wenn man auch von den meisten Küsten recht gute Aufnahmen besitzt, so findet man sie doch noch nicht bei den Schiffen, theils der Mangel an guten Häfen und Hafenanstalten, die den Noth leidenden Schiffen eine Zuflucht gestatten könnten. Denn von den beiden Nationen, die sich jetzt in den Besitz der Küsten des Meeres theilen, haben die Türken nie etwas für dergleichen Dinge gethan und die Russen erst neuerlich darin bedeutende Fortschritte gemacht, so daß noch jetzt z. B. die auf einer krummen Linie von mehr als 500 Meilen sich hin erstreckenden Ufer des Pontus nicht mehr als etwa 18 Leuchthürme haben. Theils vermehren endlich auch die an einigen Küstenpunkten wohnenden barbarischen Uferbewohner die Unsicherheit der Befahrung

dieses Meeres, das endlich dann auch durch seine eigene unruhige und bisher noch unerklärte wilde Natur selber in bedeutendem Maße das Seinige zu jener Unsicherheit beiträgt. In keinem Meere wechseln Wind und Strömungen häufiger als im schwarzen, und in keinem sind, wie die Schiffer versichern, die Wellen unangenehmer und gefährlicher.

Im Winter wird die Schiffahrt des schwarzen Meeres gewöhnlich mehrere Monate völlig unterbrochen, weil die Stürme dann hier eben so unbarmherzig toben, wie auf der angrenzenden nördlichen Steppe. Die nördlichen Häfen freieren fast alle Winter zu, und das Meer gefriert selbst häufig bis zur Entfernung von zwei Meilen vom Ufer. Und sogar der taurische Bosphorus bedeckt sich in allen strengen Wintern mit Eis. Ja man hat mitunter von Odessa nach der Krim auf dem Eise fahren können. Freilich ist zu Zeiten in der nördlichen Spitze des adriatischen Meeres Aehnliches geschehen. Allein hier am Pontus gehören jene Dinge zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und es ist merkwürdig genug, daß die Schiffahrt von Odessa häufiger und länger unterbrochen ist als die des um so viele Grade nördlicher liegenden Kopenhagen.

Es ist wohl keine Frage, daß die im Norden des Pontus sich weit hin erstreckenden flachen Steppen von dem übelsten Einfluß auf das Klima, die Atmosphäre und Aufregung dieses Meeres sind und wahrscheinlich als die eigentlichen Begründer jener unter diesen Breitengraden so auffallenden Rauhgkeit betrachtet werden müssen. Diese Steppen hängen mit den weit nach Osten sich hin erstreckenden Steppen und mit der ganzen großen, auch nur hügeligen Landfläche Rußlands genau zu einem Ganzen zusammen und nehmen an allen jenen nördlichen und östlichen wilden meteorologischen Erscheinungen Antheil, da von den Ufern des schwarzen Meeres bis nach Archangel und Kamtschatka nirgends eine bedeutende Gebirgswand dem Boreas und den Ostwinden hemmend entgegentritt. Es haben daher jene Steppen ebenfalls eine über ihre südliche Lage hinausgehende Rauhgkeit des Klimas, und zwar um so mehr, da nicht einmal Wälder und Hügel dieselbe temperiren. Sie theilen natürlich den Zustand ihrer Atmosphäre dem benachbarten Pontus mit, und so kommt es, daß in den Wintermonaten auf dem Meere die Schiffahrt, wie auf dem Steppenplateau der Landverkehr, völlig unterbrochen wird. Wenn der Kaukasus, wie er sich um die östliche Spitze des Pontus windet, auch eben so im Nordosten und Norden die ganze Hauptmasse des Wassers mit seinen schützenden Armen umfaßte, so würde er ein großer Wohlthäter desselben geworden und der ganze Zustand, das Klima und die Geschichte dieses Meeres eine andere sein.

Die gefürchtetste Stelle des schwarzen Meeres ist noch jetzt, wie zur Zeit

der Argonauten, der Eingang in den thraciſchen Boſphorus. Hier gehen jährlich viele Schiffe verloren, und es gilt hier noch immer, eine ſchlanke und gewandte Argo zu haben.

Von ungemein mächtigem Einflusse iſt natürlich der Handel von Odeſſa auf die ganze umliegende Gegend, und das Wohl und Wehe aller benachbarten Provinzen Beſarabiens, Neu = Rußlands, Podoliens, Kiew's, der Ukraine und der Krim iſt bereits ſo enge mit dem Wohle und Wehe der Stadt verflochten, daß beide, Provinz und Stadt, mit einander ſteigen und fallen. In demſelben Verhältniß, in welchem ſich Odeſſa bereichert und bevölkert, in demſelben beleben und cultiviren ſich auch dieſe Landſchaften. Odeſſa's Capitalien, ſeine Vorſchüſſe, ſeine Beſoldungen und Kaufszahlungen wirken wohlthätig bis tief in's Land hinein; auf indirecte Weiſe vielfach. Man bedenke nur, daß allein die Fracht, welche die Stadt an Landfuhrleute bezahlt, jährlich ungefähr bis auf 3,000,000 bis 4,000,000 Rubel ſteigt, von denen ſich jener weit im Lande verzweigte Stand der Tſchumaks ernährt, die wir oben zu erwähnen Gelegenheit fanden. Aber auch mehrfach direct. Viele Ländereien werden direct für Rechnung Odeſſa'ſcher Capitaliſten bearbeitet, indem dieſe Landwirthen Vorſchüſſe bewilligen, mit denen ſie dann ihre Güter beſtellen und das Korn als Schuldentilgung abliefern. Ja ein großer Theil der Viehwirthſchaft der Steppen wird bloß mit Odeſſa'ſchen Vorſchüſſen betrieben, indem die Kaufleute den Unternehmern ein Capital avanciren, mit dem dieſe Heerden kaufen und Steppenwiefen pachten, und das ſie ſpäter mit dem gelöſten Talge und Leder zurückzahlen. Ja viele Kaufleute haben fogar ihre Capitalien in große, hier annoch ſo leicht zu acquirirende Grundſtücke geſteckt, die ſie von beſoldeten Oekonomie für eigene Rechnung bewirthſchaften laſſen, indem ſie ſo die Waare, welche ſie verhandeln wollen, auch ſelber produciren, ſowie umgekehrt jene von uns oben erwähnten polniſchen Gutſbesitzer ſich auch zu Kaufleuten machten, indem ſie daſſelbe Product, das ſie erzielten, auch als Waare zu verhandeln ſtrebten.

Die Jahre, in denen der Handel von Odeſſa ſich am brillantesten entfaltete und auf welche noch jezt immer die Provinzen, wie die Stadt, als auf eine goldene Zeit, zurückſehen, waren, wie auch anderswo, aus Urſachen, die in der damaligen Lage Europa's ihre Begründung finden, die Jahre 1815 bis 1820. Mit Vergnügen erzählten noch die Kaufleute, bis zu welchem enormen Preise der Tſchetwert Weizen ſtieg, und die Fuhrleute, daß ſie 5 bis 6 Rubel für eine einzige Fahrt aus dem Packhaus in den Hafen bekommen hätten, und die ukrainiſchen Edelleute, wie froh und brillant in jener Zeit ihre Välle geweſen wären, da ihr Getreide ſich ſo wunderbar ſchnell in Silber verwandelte.

Öeffentliche Institute.

Bei so großen Einkünften, wie sie die Stadt Odessa hat, welche die unserer gleichgroßen Städte um das Dreifache übersteigen, und die noch dazu auf eine so angenehme und einfache Weise in einem einzigen Hause, dem Hafenmauthhause, von einer einzigen Behörde eingenommen werden, während unsere deutschen Städte ihre Gelder an allen Thoren und in allen Häusern und Hütten bei Hellern und Pfennigen zusammensuchen müssen, ist es kein Wunder, daß man hier mehrere Veranstaltungen getroffen sieht, die einigermaßen bedeutend erscheinen, wenn man an die Schwierigkeiten denkt, mit denen man zu kämpfen hatte. Ebenso, wenn man auf der anderen Seite in Erwägung zieht, wie zusammengewürfelt, bunt, unzusammenhängend und unpatriotisch die ganze Bevölkerung von Odessa ist, in der es wohl annoch unmöglich sein möchte, einen lebendigen Gemeingeist zu wecken, wie man ihn in deutschen und englischen Stadtgemeinden findet, so kann es dann eben so wenig Wunder nehmen, daß jene öffentlichen Anstalten theils mit der Größe der Einnahmen nicht im Verhältniß stehen, theils aber fast einzig und allein darauf hinausgehen, die Stadt äußerlich zu verschönern. Gutes Pflaster, ein paar öffentliche Gärten, ein Boulevard, Trottoirs, eine kolossale Prachttreppe für die Fußgänger vom Meeresstrande zum Boulevard, prächtig eingerichtete Zollgebäude, ein Monument des Herzogs von Richelieu und außerdem ein botanischer Garten und eine Stadtbibliothek, die Niemand besucht, — dieß und einiges Andere sind die einzigen öffentlichen Anstalten, an welche die Stadt bisher gedacht hat. Dagegen vermißt man durchaus gute Krankenhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser und überhaupt noch so unnennbare viele andere einer guten Stadtgemeinde nöthige Dinge, daß gleich auf den ersten Blick daraus hervorleuchtet, wie neu und wenig durchgebildet der Zustand dieser Stadt anjegt noch ist. Man muß gestehen, daß der Egoismus unseres Zeitalters in den Straßen Odessa's etwas bedeutend kraß sich offenbart; denn es wird sehr schwer, zwischen allen diesen prächtigen Privathäusern nur irgend eines dem öffentlichen Wohle der Gemeinde gewidmete herauszufinden. Selbst ohne Kirchen scheint die Stadt; denn sie thun sich hier nirgends hervor, wie doch sonst gewöhnlich in allen russischen Orten.

Was wir zunächst von jenen öffentlichen, auf Kosten der Stadt hergestellten Vorrichtungen sahen, weil wir es gleich vor unserem Fenster hatten, war der mehrerwähnte Boulevard. Dieser Boulevard, der ohne Zweifel die prächtigste Promenade von Odessa ist, besteht in einem breiten, mit mehrfachen Reihen von Akazien bepflanzten Spazierwege unmittelbar längs dem Rande des hohen Steppenplateaus. Auf der Seite nach dem Meere zu ist er völlig

frei und bietet eine unbehinderte Aussicht auf die beiden Häfen und auf die Rhede zwischen ihnen. Auf der andern Seite liegt eine lange Reihe prächtiger Hotels reicher Privatleute, an dem einen Ende das des Generalgouverneurs Grafen Woronow, des Gouverneurs, das Hôtel de Petersbourg, das der Sturdza u. s. w. In der Mitte des Boulevard's ist dem Herzoge von Richelieu, der als der eigentliche Gründer von Odessa betrachtet wird, demselben, der nachher Minister Ludwig's XVIII. wurde, ein Monument gesetzt, das einzige, welches das an Erinnerungen noch so jugendlich arme Odessa bis jetzt aufzuweisen hat. Es ist des Herzogs eigene Statue aus Bronze, mit einer Bürgerkrone geschmückt, das Gesicht nach der Rhede wendend und mit der Hand auf den Hafen deutend. Dieser Boulevard ist an schönen Tagen der Sammelplatz der beau monde, besonders an solchen, wo ein am Fuße jenes Monuments aufgestelltes Musikcorps abendliche Harmonieen in's Meer hinausgeschallen läßt; für die ein paar hundert Schritte davon auf der Rhede in Observanz liegenden armen gefürchteten und umzingelten Pesischiffe mag dieß ein eigenthümliches und viel Verlangen erregendes Schauspiel abgeben. Für den Beobachter vom Lande ist wiederum der Blick in's Meer, auf die Rhede interessant und auf die oft zahlreich sich hier drängenden Schiffe, auf denen sich die Bevölkerung der türkischen, griechischen und englischen Matrosen eben so sammelt, wie auf dem Boulevard die schöne Welt Odessa's. Es sind hier sehr viele Schiffer Jahr aus, Jahr ein zur Stadt gefahren, die außer ihrer Quarantäne, von Odessa nichts zu sehen und zu hören bekommen als jenen Rand des Boulevards und die Musik, die ihnen dann und wann ein günstiger Wind hinüber wehte.

Unbedeutender in jeder Hinsicht als der Boulevard ist ein öffentlicher kleiner Garten im Innern der Stadt, aber doch zuweilen in der Sommerhitze eine recht erwünschte kleine Oase mit vielem Schatten und ohne Staub, in die man sich gern ein wenig zum Luftschöpfen zurückzieht. Es wäre zu wünschen, daß die Stadt sich auf den vielen leeren Räumen, die sie noch einschließt, allmählig noch mehre solche Oasen schaffen möchte. Man scheint auch darauf aus zu sein, denn in mehreren Straßen und an verschiedenen Orten pflanzt man noch Akazienbäume. Es ist dieß freilich ein Baum, der nicht allzuviel Schatten giebt, allein es ist der einzige, der in diesem Boden und Klima noch ziemlich gut fortkommt und den man daher überall in und um Odessa antrifft.

Die interessanteste Gartenanlage, welche die Stadt auf ihre Kosten veranlaßt hat, ist aber der sogenannte botanische Garten vor der Stadt, der jetzt unter der Direction des als Naturforscher berühmten Professors Nordman steht. Es ist dieser Garten eine auf einem ungemein großen

Terrain angelegte Baumschule, in welcher alle möglichen Arten von Bäumen gepflanzt werden, theils um auszumachen, welchen Pflanzen hiesiger Boden und Klima zusagen, theils um mit den vorrätig gehaltenen lebendigen Pflanzen, Stecklingen und Samereien den Anforderungen der Bewohner der Steppen zu genügen, die etwa wünschen könnten, sich Gärten oder Gehölze anzulegen, um also mit einem Worte die Gartencultur und allmälige Bebaumung der Steppe zu befördern. Der Garten soll nicht weniger als 4,000,000 junge und alte Bäume enthalten. Doch hat er allein im vorigen äußerst harten Winter über eine halbe Million Pflanzen durch Frost verloren. Die Garten- und Waldfreunde haben hier mit fast unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen, erstens mit der großen regen- und thaulosen Dürre im Sommer, dann mit dem Mangel an Flüssen und Quellwasser, drittens mit der unbarmherzigen Strenge der Winter und Winterstürme, und endlich, was von dem Schlimmen das Allerschlimmste ist, mit einer für alle Baumwurzeln fatalen und mörderischen Schicht von Kalkerde, welche unglücklicher Weise fast durchweg in der ganzen Steppe gleich unter dem oberen fruchtbaren Humus folgt. Dieser Humus ist sehr dick, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Arschinen (Ellen). So lange die Bäumchen noch blos in ihm wachsen, gedeihen sie oft, wenn nur nicht allzustrenge Winter oder allzutrockene Sommer einfallen, recht gut und äußerst schnell. Allein so wie die Wurzeln den Humus durchdrungen haben und zu jener Kalkerde kommen, fangen die Bäume an zu kränkeln, der schnelle Wachsthum hört auf, und viele Pflanzen sterben ab. Man sagte mir, die ältesten Bäume bei Ddessa wären nur 28 Jahre alt, und älter würde auch keiner. Da man indessen erst seit 40 Jahren in Ddessa Bäume pflanzt, so ist die ganze Sache wohl noch ein Bißchen zu neu, um gleich darüber abzuurtheilen zu können. Doch ist so viel gewiß, daß alle Gärtner und Förster dieser Steppe in beständiger Verzweiflung sind, obgleich viele von ihnen ganz ohne Vorurtheile und mit dem größten Muthe in's Land kamen und meinten, „es müsse durchaus mit der Bebaumung der Steppe gehen, und sie wollten „sie bald genug zur Hälfte in einen Garten, zur Hälfte in einen Wald verwandeln.“ Ich glaube, daß die Meisten der Meinung sind, daß die Steppe einmal bewaldet war, wie alle übrigen Länder und durch eine weitreichende Naturrevolution, etwa durch eine allgemeine andauernde Ueberschwemmung, ihre Vegetation verlor und nun seit der Zeit die Wälder der benachbarten Waldgegenden sich mit ihrem Gesäme noch nicht wieder so weit ausbreiten konnten.

Allein diese Meinung scheint mir irrig. Es ist gewiß viel wahrscheinlicher, daß die Steppe noch nie, seitdem ihre Plateaus so aufgeschichtet wurden, wie sie jetzt dastehen, bewaldet war. Denn eines Theils findet man auch nirgends

in der ganzen Steppe, weder in ihrem Humus, noch in irgend einer ihrer anderen Schichten eine Spur von früherem Holze, etwa verschüttete Wurzeln, oder versteinerte Baumstämme, wie doch allerdings in anderen Ländern, wo Wälder untergingen; anderen Theils aber fehlt es gar nicht an Versuchen, welche die Natur zur Besamung der Steppe machte, die aber alle eben so wenig Erfolg hatten und sich noch weniger ausbreiteten als die Versuche, welche bisher die Kunst angestellt hat. An mehreren Stellen der Steppe finden sich kleine Baumgesellschaften, die sich aber nie ausgedehnt haben und bei denen der erbärmliche und krüppelhafte Zustand jedes Baumes deutlich genug zeigt, daß die Steppe der Bewaldung widerstrebt. Ebenso haben sich auch die großen Wälder, welche sich in den großen Flußthälern des Dniestr, Dniepr u. s. w. hinziehen, noch nirgends einen Fuß breit auf dem Steppenplateau erobert. Es ist auch zu vermuthen, daß die Steppe ewig in dieser Kahlheit verbleiben wird, und ich glaube, daß es leichter ist, noch einmal die Bewaldung der Wüste *Sahara* zu erlangen als die der Steppen, weil bei den letzteren die Hindernisse nicht nur ganz anderer Art, sondern auch viel unüberwindlicher sind. Die Wüste *Sahara* ist eine hügelige und hier und da von Gebirgen durchschnitene Sandgegend, deren einziger Fehler der Mangel an Wasser und Humus ist. Beides läßt sich allenfalls schaffen. Man fange von allen Seiten bei den Gränzwäldern an. Wo ein solcher Wald existirt, da bedeckt er den Boden mit seinem Laube und faulendem Holze und bildet Humus. Eben so ziehen die Bäume Feuchtigkeit an und lassen Quellen entstehen, verbreiten Kühlung und verändern das Klima. Mit der Zeit würden die Bäume mehr Humus und mehr Quellen erzeugen, als sie selber verbrauchten. Man gewönne so also einen Ueberschuß, den man benutzen könnte. Man pflanze in der Nähe der existirenden Wälder neue Bäume an, und es wäre so denkbar, daß man dann die ganze Wüste damit überziehen könnte.

Bei den Steppen ist dieß ganz anders; sie haben durchaus keinen Mangel an Humus, vielmehr eine weit dichtere Schicht davon als viele andere Länder. Eben so haben sie keinen so völligen Mangel an Flüssen und Quellen wie die *Sahara*. Beseitigung solcher Mängel ist es also gar nicht, worauf es hier ankommt. Es ist vielmehr ihre flache, sie allen Einflüssen des rauhen Himmels und der Nachbarländer preisgebende Gestaltung, welche ihr Klima im Sommer so heiß und trocken, und im Winter so kalt macht. Der Mensch wird diesen Umstand nie zu beseitigen vermögen; denn es ist auf keine Weise denkbar, daß er Bergketten aufwerfe und Thalbecken ausgrabe. Ferner ist es die ungünstige Beschaffenheit der dicht unter dem Humus liegenden Erd- und Steinschichten. Allerdings ließe sich dieß Verhältniß bis auf einen gewissen Grad ändern; denn man könnte alles schlechte Erdreich ausgraben,

die für den Baum gemachte Höhle wieder mit guter Erde füllen und ihn dann einsetzen. Und in der That geschieht dieß auch allgemein in und um Odeffa und in den Steppen. Ueberall, wo man einem Baume ein einigermaßen fröhliches Leben sichern will, hat man seinen Wurzeln auf die besagte Weise ein künstliches Reich geschaffen. Man hat in einigen Gärten große und tiefe Canäle gezogen, in welche man nachher die Bäume pflanzte. Dieß Verfahren ist auch von gutem Erfolge bei Gärten und bei einzelnen kleinen Alleen. Allein wie schwierig würde es sein, ganzen Wäldern auf diese Weise durch Ausgrabung des schlechten Erdreiches ein künstliches Terrain zu schaffen! Wie schwierig zumal bei Eichen, Linden oder anderen großen Bäumen, deren Wurzeln mit der Zeit in mächtigen Verzweigungen tief in den Boden eindringen und doch wohl am Ende noch selbst die geräumige Ausgrabung überschreiten, in die schädlichen Kalkerschichten eindringen und dann doch Schaden nehmen würden. Wollte man aber auch die Schwierigkeit der Sache nicht in Anschlag bringen, so bliebe doch immer mit Grund zu fürchten, daß die dem Baume gegebene heilsame Erde sich mit der Zeit durch die Nachbarschaft der schlechten Erde, aus welcher Kalkwasser in sie einsickern könnte, verschlechtern würde. Es bliebe also denn nichts weiter übrig, als der ganzen Steppe diese fatale Kalkerschicht — von der ich so viel spreche, weil man in Odeffa so viele Klagen darüber hören muß, — auszulösen und sie mit anderer Erde zu ersetzen, was aber dann wieder eine Arbeit für Die sein würde, welche den Dssa auf den Pelion setzten, nicht aber für Menschen. — Es ist offenbar, die Steppen sind verdammt, ewig Steppen zu bleiben, und so oft man auch schon hier und da glaubte, ihrer Herr zu werden, sie kommen immer wieder zum Vorschein. Sie sind so wenig zu bessern, wie die menschliche Natur. *Natura semper recurrit.*

Um zu beweisen, wie hart und widerspänstig die Natur der Steppen ist, will ich hier nur einmal anführen, welche Mühe man sich im botanischen Garten von Odeffa mit einem Baume giebt, der bei uns und in allen anderen nördlichen Landen ohne das geringste menschliche Zuthun fröhlich gedeiht. Ich meine die Fichte. Dieser Baum würde in seiner zarten Kindheit gleichmäßig im Winter von den rauen Nordwinden, wie im Sommer von der trockenen Hitze getödtet werden. Man säet daher den Fichtensamen in mit Erde gefüllten Kasten aus, in denen er im Gewächshause keimt. Man läßt hier die kleinen Pflänzchen zwei Jahre im Kasten und pflanzt sie dann in Töpfe um, die im Sommer in's Freie kommen, aber im Schatten erhalten werden, im Winter dagegen wieder in's Gewächshaus zurückgenommen werden. Erst im vierten oder fünften Jahre werden die Bäumchen in's freie Erdreich des Gartens verpflanzt, hier aber noch einige Jahre hindurch mit einem kleinen

Stroh- oder Schilfdache umgeben, welches man im Winter gegen Norden richtet, um den Nordwind abzuhalten und im Sommer gegen Süden, um die Sonnenstrahlen zu brechen. Ich glaube, dieß allein wird einen hinreichend starken Begriff von der Aussicht geben, die ein gewisser Reisender hat, seine ausgesprochene Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sehen, „daß die Steppe nun wohl nächstens von der üppigsten Vegetation bedeckt sein würde.“ Uebrigens thut der botanische Garten das Mögliche und verkauft jetzt jährlich 30,000 Pflanzen. Leider habe ich nicht in Erfahrung gebracht, ob dieß ein stärkerer oder schwächerer Umsatz ist, als der frühere war.

Was unter den übrigen öffentlichen Instituten die Bibliothek der Stadt anbetrifft, so ist sie natürlich höchst unbedeutend und klein, und reicht einer Leipziger, nicht einmal einer Bremer Stadtbibliothek das Wasser. Indes ist ihr Lokal doch so freundlich, daß ich alle Morgen in ihrem hübschen Salon gern ein paar Stündchen der Lecture pflegte, besonders da es dort auch allerlei kleine Antiquitäten aus Olibia und vom Chersonnesus Traheea zu besehen gab; einige Inschriften, ein paar Löwenfüße von den Thronesseln bosporanischer Könige und ein antiker Metallspiegel, der noch ganz schön polirt war, aber keinen Eindruck behalten hatte von den schönen Griechengesichtern, die sich darin gespiegelt haben mochten. Und es hätte dieß auch immerhin mancher andere Odeßauer Bürger thun können, allein ich war stets der einzige Besucher und saß jedesmal ganz allein da mit dem alten italienischen Bibliothekar, der immer ganz fleißig an einem antiquarischen Werke arbeitete, das er in Paris herausgeben wollte. Ich sah daraus, ich meine, aus der Einsamkeit in der Bibliothek, daß auch noch auf die heutigen pontischen Hellenen und Italiener Dasjenige paßt, was Strabo schon von den Olibopolitanischen bemerkt, daß sie nämlich völlig unwissenschaftlich, unliterarisch und versklythet sind. Es zeigt sich dieß auch bei den übrigen Bibliotheken und den Buchhandlungen in Odeßa, wo fast nichts zu haben ist als die neuesten französischen Werke, gar keine englischen, keine deutschen und kaum ein Mal italienische. Doch existirt allerdings eine ganz kleine deutsche Leihbibliothek hier, die zugleich aber auch Savon parfümé, Eau de Cologne und Sacs de nuit verkauft.

Das letzte öffentliche Werk, das ich oben erwähnte, ist die noch im Bau begriffene imposante Treppe, welche vom Meeresufer auf den Boulevard führen wird. Diese Treppe ist eine Riesenarbeit und wird, wenn sie einmal fertig ist, so viel kosten als ein ganzes Hospital. Dabei ist noch zu befürchten, theils daß das Ganze mehr prächtig als nützlich sein wird, theils daß es nur eine sehr geringe Dauer haben und, nachdem es einige Zeit Aufsehen und Glanz gemacht hat, bald wieder über den Haufen fallen muß. Wenig Nutzen wird die Treppe gewähren, weil sie blos für Fußgänger bestimmt ist und diese

unten am Meeresstrande wenig zu thun haben. Denn was an Kaufleuten u. s. w. zu den Häfen will, findet doch immer den kürzesten Weg durch jene beiden ebengenannten Regenschluchten und geht nie zu Fuß, sondern fährt allemal, weil keine Zeit zu verlieren ist. Müßige Spaziergänger werden immer oben auf dem Boulevard bleiben, weil unten am öden Quai zwischen den Häfen wenig Freude zu holen ist. Für Arbeiter aber und Andere, die bisher auf sehr engen und wegen der Weichheit der Steinstufen sehr abgenutzten und zum Theil gefährlichen Treppen an der Steppe hinabstiegen, hätte es hingereicht, diese nur häufiger zu erneuern. Es ist also nicht abzusehen, wer auf dieser schönen Treppe auf- und abspazieren soll. Dazu kommt aber, daß sowohl der Grund und Boden, auf den man sie basirt, als auch die Wand der Steppe, an welche man sie lehnt, sich im allerkläglichsten Zustande befinden. Der Rand der Steppe hat nämlich in der ganzen Umgegend von Odessa die unangenehme Eigenthümlichkeit, daß sich ganze große perpendiculäre Schichten davon ablösen und hinabstürzen, und eben so ist der Boden häufigen Einsinkungen ausgesetzt. Des Letzteren wegen bereitet man freilich der Treppe einen Krost aus nahe bei einander eingerammten Pfeilern. Für das entgegenstürzende Ufer giebt es aber auf keine Weise ein Mittel, weil es nicht bloß nach vorn hin überkippt, was man allenfalls noch vermeiden könnte, sondern auch perpendiculär hinabsinkt, wie in unterirdische Höhlen. Es löste sich noch während meiner Anwesenheit in Odessa eine bedeutende Masse Erdbreich vom Boulevard ab, gerade an der Stelle, wo die Treppe hinaufgeführt werden sollte. Es steht auf diese Weise zu befürchten, daß die Treppe, nachdem sie fertig geworden, sich bald wieder vom Ufer trennen wird. Genug zu flicken und zu bessern wird man sicherlich immer haben. Nun aber baut man noch dazu die ganze Treppe aus dem erbärmlichen weichen Muschelkalkstein Odessa's, dessen Quadern nicht 10 Jahre übereinander liegen können, ohne zu faulen, zu zerbröckeln und sich zu verschieben. Selbst die Unterwölbungen der Treppe sind aus diesem abscheulichen Steine, und es läßt sich voraussehen, daß nach kurzer Zeit Odessa eine große Ruine mehr haben wird. Uebrigens aber wird sie sich in den ersten Jahren ihrer Existenz prachtvoll genug ausnehmen in ihren Dimensionen und Formen geschmackvoll sein, den großartigen Umgebungen entsprechend, und mit einer Breite von mehr als 100 Fuß imposant vom Meere zu dem über 130 Fuß hohen Steppenplateau aufsteigen. Eine wahre Neptunstreppe, was Größe anbetrifft.

Außer den genannten Dingen habe ich keine andere zu sehen Gelegenheit gehabt, welche man als von der Stadt zum öffentlichen Wohle getroffene Einrichtungen betrachten könnte. Uebrigens kann man von öffentlichen Gebäuden

noch citiren: das kaiserliche Lyceum, die Börse der Kaufmannschaft und das hauptsächlich vom Grafen Woronzow, wie man mir sagte, unterhaltene Theater. Vom Lyceum, das noch der Herzog von Richelieu stiftete, habe ich so gut wie gar nichts in Erfahrung gebracht, als daß die Sammlungen desselben höchst unbedeutend sind, daß in den höheren Klassen ein Professor oft nur drei Zuhörer hat und daß überhaupt eben so viele Studenten als Professoren da sind. Außerdem freilich auch noch über 100 Gymnasiasten, für welche Manche der Professoren aber gar nicht lesen.

Das Theater ist für eine so neue Handelsstadt gar nicht übel, wenn man bedenkt, daß die meisten unserer großen deutschen Handelsstädte nach tausendjähriger Existenz noch nicht einmal ein so gutes haben. Im Winter geben Liebhaber Vorstellungen verschiedenen Genres. Für gewöhnlich aber ist nur eine italienische Sängertroupe da, die nichts als Opern giebt. Madam Marini, Madam Graziani, Madam Winther-Pateri sind die nur in Odeffa berühmten Prima- und Secunda-Donna's und die Favoritinnen des Publicums. Mir, der ich hier zum ersten Male eine italienische Oper hörte, gefiel freilich Alles recht wohl; denn wie man nicht in französischer Sprache schreiben kann, ohne fein und witzig zu sein, so hält es schwer, im Italienischen zu singen, ohne dem Ohr zu gefallen. Dabei merkt man auch hier leicht, wie routinirt und tactfest die Italiener in Allem, was Musik anlangt, durchweg sind, so daß selbst die Unbedeutenden nicht leicht geschmacklos und mißfällig werden. Doch machte sich in der Oper *Othello*, die ich ein paar Mal hörte, der Tod *Othello's*, den der ebenfalls beliebte Herr Winther gab, immer sehr sonderbar, da er jedes Mal mit einer solchen Grazie, Elasticität und Gewandtheit zu Boden fiel, als wenn sich nicht ein *Othello*, sondern ein Seiltänzer um's Leben brächte.

Die Börse der Kaufleute ist natürlich wieder ein hübsches Gebäude. Ich ging immer gern hin, weil ich dort ein paar mir werth gewordene Kaufleute fand, die mir viel Interessantes von den erscheinenden Personen mittheilten. Viele von den vornehmen und reichen Kaufleuten, die hier auftraten, hatten früher ganz andere Gewerbe. Manche von ihnen waren griechische Fürsten, d. h. nach der Art des vielbuddenden Ulysses, so lange er noch auf dem Meere schweifte. Ihr ganzes Fürstenthum ging nicht über den Bord einer kleinen Seeräuber-Brigg hinaus. Von anderen erzählt man, und zwar von einigen der ersten, daß sie früher das Haackräuseln und Barbieren äußerst fertig verstanden, und von einem, der jetzt einen gar großen Herrn macht, daß ihm in Neapel kein Wort geläufiger war als das „*Subito, Signore, subito!*“ der italienischen Marqueure. Doch giebt es auch weniger obscure Abstammungen unter ihnen, so die Tagliaferro's, die von Malta kamen,

und auch in Odessa wie dort ihr großes Wappen prangen haben, ein Stück Eisen auf einem Ambos und darüber einen drohenden Hammer. Wie bunte Carrieren die Odessa'schen Kaufleute mitunter machen, beweist auch die Geschichte, die mir ein Odessa'scher Deutscher von seiner sonderbaren Rettung aus Seeräuberhänden erzählte. Er wurde auf einer Reise nach dem südlichen Frankreich in der Nähe von Sicilien von Seeräubern überfallen und gefangen genommen, um nach Algier geschleppt zu werden, als auf einmal der Kapitän des Kapers zu ihm trat, da er so verzweiflungsvoll da saß, und ihm zurief: „Eh buon giorno, Signore R. . . . Come sta! ne paura, ne paura!“ Er erkannte in ihm einen griechischen Kapitän, der in Odessa oft für ihn geladen hatte, dann eine Zeit lang dort Kaufmann gewesen war, Banquerott gemacht hatte, nun als Algierischer Kaperführer sein Heil versuchte und jetzt seines Odessa'schen Handelsfreundes Retter wurde.

Sonderbar, daß es in fast allen Handelsstädten noch immer einen vorläufigen Versammlungsplatz giebt, wo die Kaufleute, ehe sie zur eigentlichen Börse gehen, zusammenkommen, so Lloyd's Kaffeehaus in London, die Börsenhalle in Hamburg, das Museum in Bremen, so das Casino del Commercio in Odessa.

Außer dem Casino del Commercio, welches das einzige elegante Kaffeehaus der Stadt ist, giebt es nur noch zwei solcher Kaffeehäuser, welche aber nur die Kaufmannschaft zweiten und dritten Ranges besucht, besonders die Jüdenschaft, die sich hier überall mit Kornproben in der Hand herumdrängt, um bei einem Glase Limonade auch ein Geschäftchen zu machen. Doch erfreute es mich sehr, auch in diesen Häusern Zeitungen und selbst die „Allgemeine Zeitung“ allgemein gelesen zu finden, und eben so fiel es mir hier, wie überall in Odessa, auf, wie der Portofranco nicht nur eine freiere Einfuhr der Waaren, sondern auch ein liberaleres und ungenirtes Wesen in Gesprächen und Sitten veranlaßt. Man sieht hier Dinge, die in allen anderen russischen Städten unerhört sind, Leute, die sich Blumen in's Knopfloch gesteckt haben und damit an öffentlichen Orten erscheinen, keine stets bis an die Gurgel boutonnierten Uniformen, sogar etwas Nachlässigkeit in der Kleidung, flatternde Tücher u. s. w. Auf den Straßen wird geraucht. Selbst die Isiwoschtschiks dampfen ihr „Cigareto.“ Auf den Balkons der Häuser erscheinen scherzende junge Damen und Herren. Im Innern von Rußland lauter nicht vorkommende Dinge. Ueber Politik spricht man fast Alles, wozu man Lust hat, und von Rußland oft, als wäre es ein fremdes Reich. Selbst die oberen russischen Behörden nehmen an dieser freieren Bewegung Theil und halten nicht so streng auf Ceremoniell und Uniform und Alles, was damit zusammenhängt. Daher ziehen sich denn auch mehr große russische Familien

gern innerhalb der Mauthlinie des Portofranco zurück, wenn es ihnen in den Residenzen nicht ganz glücklich ging, oder wenn sie sonst ein wenig Freiheit lieben, und Die, welche sich einmal in Odessa eingewöhnt haben, wollen nicht wieder in's Innere zurück.

Märkte und Stadtverkehr.

Nach den Erscheinungen, die der große Seehandel in Odessa herbeiführt, kann den fremden Reisenden nichts mehr in der Stadt anziehen als das Studium des Kleinhandels, des Consumtionshandels der Stadt selbst. Dieser gestaltet sich hier durch die Beziehungen mit dem levantischen und europäischen Auslande, durch die hier vereinigten Nationalitäten, durch die Umgebung der Stadt (die Steppen) und durch die Eigenthümlichkeit der hier consumirten Producte so eigenthümlich, daß man ihm kaum etwas Aehnliches an die Seite setzen kann. Denn wenn man auch in Rußland, Italien, Frankreich und der Türkei überall die Originale zu Dem findet, was man auf den Odessa'schen Märkten und Handelsbuden sieht, so ist doch dieß zusammengesetzte Ganze, in dem sich so viele Länder abspiegeln, nirgends.

Es schlingt sich durch die ganze Stadt hin, vom Centrum aus bis in die äußersten Kreise der Vorstädte, ein Kranz von Buden, Kaufgewölben, Märkten und Handelsplätzen, deren Reihenfolge man, so viel sich solche Dinge der Hauptsache nach in bestimmte Gränzen fassen lassen, ungefähr so bestimmen kann:

1) Die eleganten Magazine für Galanteriewaaren auf der Micheliustraße.

2) Der griechische Basar für Konstantinopolitanische Gemüse, Früchte, Gewürze, Taback u. s. w.

3) Die Buden für russische, tatarische, orientalische Manufacturwaaren u. s. w.

4) Der sogenannte neue und alte Basar für Fische, Fleisch, Gemüse u. s. w. in entfernteren Stadtkreisen, nebst dem Trödelmarkte der Juden.

5) Endlich vor der Stadt der sogenannte „Priwodnoi Basar“ (der Basar der mit Wagen herangefahrenen Dinge) für Eisen, Holz, Heu, Vieh, Pferde u. s. w.

Man sieht auf den ersten Blick, daß, so wenig durch einen vorgeschriebenen Plan die Reihe dieser Märkte regulirt war, doch, durch die Natur der Sache und den Drang der Umstände getrieben, eine jede Waare sich einen Platz gewählt hat, der ihr vermöge ihrer Kostbarkeit und vermöge ihrer Voluminosität zukam. Da eine jede dieser Waaren ihre eigene Nation hat, die sich ausschließlich mit ihrem Verschleiß befaßt, da mithin auf jedem Markte

sich ganz eigenthümliche Erscheinungen bieten, und da wir in ganz West-Europa so Weniges sehen, was diesem Odeffa'schen Handelstreiben gleicht, so wird man, glaube ich, nicht ungern einiges Nähere darüber hören.

1) Die fremden Magazine. — Sie liegen alle in dem schönsten Theile der Stadt in der Nähe des Boulevards und der Paläste, für welche sie bestimmt sind. Sie bieten am wenigsten Eigenthümliches und sehen Dem ähnlich, was man auch bei uns und in anderen russischen Städten findet. Die meisten sieht man nahe bei einander auf der Straße Richelieu, die man überhaupt als die vornehmste Odeffa's betrachten kann. Es sind deutsche und französische Galanteriewaarenhändler, schweizer Uhrenhändler, Pariser Puzmacherinnen, englische Tuchverkäufer, ein englisches Magazin, wie in Petersburg, Marfeiller Weinläden. Ihre Eleganz läßt nichts zu wünschen übrig und übertrifft in gewisser Hinsicht, besonders in Beziehung auf die Aufstellung in schönen weiten Räumen, selbst Das, was wir in unseren vornehmsten Städten sehen. Man trete z. B. in den Weinladen des Herrn Isnard, so wird man hier in ein paar großen Sälen in schönen eleganten Schränken in den geziertesten Flaschen alle Weine der Welt finden. Jedes Land hat seine eigene Abtheilung. So steht über der einen mit goldenen Buchstaben: „Champagne“, über der andern „Madeira“ — „Bordeaux“ — „La Peninsule“ u. s. w. Die Korken sind vergolbet und versilbert, die Champagnerflaschen gar in Silber- oder Goldpapier gewickelt, die elegantesten Etiquetten zieren jede Flasche. Man glaubt in einer Apotheke zu sein. So brillant werden bei uns die Weine nicht aufgestellt. Hier erfordert diesen Pomp der herrschende Geschmack. — Oder man gehe in den Puzladen der Demoiselle S..., so wird man in den reizendsten Zimmern Alles finden, was nur Paris an Hauben, Spitzen, Bändern, Hüten und Tüchern den Damen Zierliches bieten kann. Die Demoiselle S... selber war früher Erzieherin, legte sich dabei ein kleines Capital zurück, ging damit nach Paris, kaufte sich dort mit großer Auswahl und Kennerschaft des Odeffa'schen Geschmacks das Hübscheste ein und machte dann damit so vortreffliche Geschäfte, anfangs im Kleinen, nachher im Großen, daß sie sich jetzt schon in ihrem lieben Paris ein bedeutendes Grundstück gekauft hat, wohin sie sich, wie man sagt, nächstens zum Bedauern aller Odeffa'schen Damen als reiche Besitzerin zurückziehen wird. Diese Leuten machen alle gute Geschäfte und lassen sich von den Russen und Griechen ihre Mühe theuer genug bezahlen, die freilich ihrerseits ihre Reichthümer wieder eben so leicht erwerben. — Oder man lasse sich einen Rock anmessen bei dem englischen Schneider, dem Herrn E... u. Comp., so wird man eine Auswahl der Tücher, eine Feinheit der Bedienung in französischer, englischer, deutscher oder jeder anderen

Sprache, welche man nun eben spricht, sogar eine Fülle fertiger Kleidungsstücke und eine Eleganz der Zimmer, Möbeln u. s. w. finden, daß man gestehen muß, nichts Aehnliches in irgend einer unserer Handelsstädte gesehen zu haben. — Oder endlich, man besuche das Möbelmagazin des Herrn Coquelin, der die feinen Hölzer zu seinen hübschen Waaren aus Frankreich, Südamerika, Trapezunt und Konstantinopel bezieht und der seine blanken und blinkenden Sophas, Stühle, Tische, Bureaus in einem mit Spiegeln und Kronleuchtern verzierten Saale aufgestellt hat, welcher nur an das in Petersburg und Wien Gesehene erinnert, und man wird zugeben müssen, daß, wenn Alles so solid als hübsch ist, flüchtige Fürsten und Könige ohne Rock und Stiefeln nach Odeffa kommen können, ohne fürchten zu müssen, daß sie sich ihren Hofstaat hier nicht anständig genug einrichten können. Man muß sich oft daran erinnern, daß der Handel ein Zauberer ist, um zu begreifen, wie alle diese hübschen Sachen die vielen krummen Wege um so viele Vorgebirge und Halbinseln herum fanden zu dieser seit alten Zeiten stets so barbarischen Steppenküste.

2) Der griechische Basar, so genannt, weil hier die Griechen die Hauptkaufleute und byzantinische Artikel die Hauptwaaren sind. Uebrigens handeln hier auch Juden und Russen. Es ist eine breite Straße, die schon etwas entfernter vom Centrum der Stadt ist als jener Hauptsitz der Magazine. Die meisten dieser byzantinischen Waaren sind solche Sachen, die zum Munde ein- oder ausgehen, nämlich Taback, Gewürze, Früchte und andere Victualien. Auf der anderen Seite der Straße sind in dem Parterre der Häuser Tabacksbuden, auf der anderen Gewürz- und andere Buden, und vor diesen unter ausgespannten Zelten Früchte.

Unter diesen Zelten kauft man im Frühlinge allerlei Gemüse aus Konstantinopel, mit dessen Markte Odeffa sich mittels des Dampfschiffes innerhalb vier Tagen (zwei Tage hin, zwei Tage zurück) in Rapport setzt. Man findet daher hier stets frische, delikate Gemüse und frühzeitiges Obst, welches in zwei Tagen aus Gärten herüber kommt, deren Klima von dem der Odeffa'schen wenigstens um 3 bis 4 Wochen differirt. Die Verkäufer dieser Früchte sind fast blos „Pendo's.“ So werden hier nämlich die Griechen spottweise genannt, von „pente“ (fünf), weil sie im Gespräche häufig alle fünf Finger der Hand ausstrecken. Man könnte das Wort mit „Fünffinger“ übersetzen. Eine Griechin heißt eine „Pendinska.“ Die Gewürzläden, wo die sogenannten „bakalenije towari“ verkauft werden, sind auf dem griechischen Basar ebenfalls meistens mit smyrna'schen, archipelagischen und Konstantinopolitanischen Waaren versehen, Feigen, Rosinen, Korinthen, Färbewaaren, Droguereien aller Art, eingemachten Früchten und Confecten. Sie sind un-

gemein reich ausgeschmückt und alle Waaren mit einem Pomp und einer Fülle vor den Augen des Verkäufers ausgebreitet, die man in unseren Gewürzläden nicht kennt. In der Regel steckt aber auch schon der ganze Vorrath des Kaufmanns in der Verkaufsbude selbst, und das Keller- oder Bodenzmagazin, wenn ein solches existirt, ist ärmer als bei uns. Es ist dieß übrigens in ganz Rußland allgemein verbreitete Sitte, und auf den großen Jahrmärkten des Innern sieht man in diesem Fache noch Großartigeres.

Ganz eigenthümlich für Odessa aber sind die Tabacksgewölbe auf der anderen Seite des griechischen Basars, die an etwas Aehnliches, die eleganten Theebuden Petersburgs, erinnern. Alle Tabacke, die hier verkauft werden, sind türkische, die Verkäufer „Vendo's“ aus Konstantinopel oder „Karaiten“ aus der Krim, und die ganze Einrichtung der Buden ist daher ebenfalls aus der Türkei herüber gekommen. Allein es hat sich dieselbe hier in den weiten Räumen Odessa's mit einer Gemächlichkeit und Eleganz entfaltet, wie wohl schwerlich irgendwo in den winkeligen, engen Gassen der Hauptstadt des Pabischas. Es ist natürlich, daß die Lebensbedürfnisse, worauf ein Volk am meisten hält und die ihm am nothwendigsten sind, auch bei diesem Volke in dem besten und vollkommensten Zustande gefunden werden. So geht z. B. nichts über die unübertreffliche Leichtigkeit und Anmuth russischer Schlitten, gegen welche deutsche Schlitten als wahre geschmacklose Balkengerüste erscheinen; so trifft man nirgends Galanterie- und Modewaaren feiner und zierlicher als bei den Franzosen; so wird das Bier am besten bei uns Deutschen gebraut. Und so muß man in einen türkischen Tabacksladen gehen, um Alles, was auf Rauchen und Taback nahen oder entfernten Bezug hat, in dem allervollkommensten und in jeder Hinsicht unübertrefflichen Zustande zu sehen.

Die Sachen, welche in diesen Tabacksläden (tabatschnije lawki) verkauft werden, sind folgende: Taback, Cigarren, Pfeifenröhre, Pfeifenköpfe, Pfeifenspißen, Feuersteine und Stahl, Tabackbeutel und vielfacher anderer Pfeifenzubehör und Pfeifenschmuck. — Von den Tabacken giebt es die verschiedensten Sorten. Die beste heißt hier „Sultanski Taback“, Kaisertaback, wie wir sagen würden. Sie erscheint in länglichen, feinen, meist grünen Säckchen, in deren jedem eine Okka (etwa 3 Pfund) verpackt ist, und die mit goldenen arabischen Inschriften geziert sind. Die beste Sorte ist in cubischer Form in kleine ägyptische Säcke von Taffet gehüllt und ebenfalls mit allerlei goldenen Inschriften versehen. Der „Sultanski“ ist der feinste; der stärkste Taback aber heißt „Ssamson“, bei dessen Benamung die Türken vielleicht an die Stärke des Simson gedacht haben. In der That hat dieser Simson schon manchen nicht an ihn gewöhnten starken Raucher bezwungen.

Man giebt ihm diese Stärke durch eine sorgfältige Auswahl der Blätter und durch eine gewisse künstliche Zubereitung, von der mir ein Tabackshändler viel vorerzählte, ohne daß ich aber etwas davon verstand. Nach dem „Ssamson“ kommt der „Persitschan“ und dann der gewöhnlichste und am meisten gerauchte „Dübeck.“ Von diesem giebt es verschiedene Sorten, den „Korsiaka“, „Wonissia“, und den leichtesten von allen Tabacken, den „Boktscha.“ Diese letzteren Sorten sind alle in größeren und weniger eleganten Säcken eingepackt.

Sene besten Tabacksorten in den glänzenden Packetchen stehen alle der Reihe nach in hübschen Guirlanden an der Wand der Bude, die der Thür gegenüber ist, vor welcher der Zahltisch steht, und die überhaupt die Prachtwand des Cabinets ist. An den Seitenwänden liegen die größeren Tabackspackete, aber auch in größter Ordnung aufgetischt. An beiden Seitenwänden stehen alsdann ferner die großen türkischen Pfeifenröhre, lauter sogenannte Weichselröhre, alle nach ihrer Größe geordnet. Die größten, die 10 Rubel kosten und 10 Fuß lang sind, heißen hier „Antipki“, von dem türkischen Worte „antip“, sagte mir ein Grieche, welches blos so viel als „lang“ bedeutet, das aber die Russen, indem sie noch ihr „ki“ angehängt haben, zu einem Eigennamen dieser Röhre stempelten.

Höchst geschmackvoll geformt sind die türkischen Pfeifenköpfe mit Vergoldung und zuweilen auch einigen anderen sehr wohlgefällig unterlaufenden Farben. Ihre Form ist ohne Zweifel das Vollendetste, was sich bei einem Pfeifenkopfe erreichen läßt. Die Variationen auf eine gewisse ursprüngliche Form sind zahllos, und wenn man wählen soll, so hat man immer die Qual, da man schwer herausfindet, welcher am hübschesten am Pfeifenrohre stehen möchte, denn alle sind gleich reizend. Es ist zu bewundern, wie ein Volk, das in vieler Hinsicht so wenig Geschmack hat, in Bezug auf Pfeifenköpfe den feinsten und ausgebildetsten Gout von der Welt verräth. Alle diese niedlichen blinkenden Köpfchen sind theils auf den Bretern vor den Tabacksäcken in langen Reihen herumgelegt, theils auch hübsche große gläserne Becher damit gefüllt, die mit Symmetrie auf den Etagären vertheilt werden. Eben solche Glas- und Krystallvasen — wahrscheinlich ein Odeffa'scher und kein türkischer Luxus — sind mit Feuersteinen und Feuerschlägen angefüllt, die gerade wie in unseren Conditorenbuden aufgestellt sind, so daß man Mühe hat, die Feuersteine nicht für Bonbons zu halten. Uebrigens fand ich diese in ganz Südrußland verbreiteten türkischen Feuerschläge ihrer Kleinheit wegen sehr unbequem, das einzige Unbequeme, was ich hier bemerken konnte. In gläsernen Kästen vor dem Zahltische liegen dann gewöhnlich noch viele der kostbarsten Bernsteinspitzen, wie man sie bei uns nicht sieht und wie sie nur in der Türkei zubereitet werden, und

vieler brillante Pfeifenschmuck, den man leicht mit ein paar Blicken genießt, den man aber schwer mit vielen Worten beschreibt, so wie auch eine besondere Art kleiner Pfeifenköpfe „na wintach“ (mit Schrauben). Diese können auseinander geschraubt werden, um in einer eigenen kleinen Kapsel des Gefäßes ein kleines mit Wasser angefeuchtetes Schwämmchen zur Kühlung des Rauches anzubringen. Als wenn dieß Alles noch nicht genug wäre und um den feinen Tabacksgeruch mit noch feineren Gerüchen zu würzen, haben sie auch eine Menge orientalischer Odeurfläschchen zwischen den Tabackspacketen vertheilt, die einzige Waare, die sie noch nebenher bei'm Taback verkaufen. Die Cigarren treten in diesen Läden als Nebensache zurück und sind in Schubladen und Auszügen versteckt. Der türkische Taback ist stets sehr sorgfältig, äußerst fein und gleichmäßig geschnitten. Gewöhnlich kommt er schon so geschnitten aus der Türkei. Doch befindet sich auch in jedem Laden zum Zerkaufen des ungeschnittenen Tabacks die türkische Schneidemaschine „Chawan“, die ich, wenn es ohne Zeichnung anginge, näher beschreiben würde. Doch ist auch nicht viel damit verloren, da ich ja dieß Alles nicht für Tabacksträmer zu schreiben wünsche, sondern für Philosophen, die über den Charakter der verschiedenen Nationen zu denken lieben, und diese werden sich damit begnügen, daß mittels dieser Maschine der Taback so fein wie Häfchen wird. „Das ist ein Maschinchin“, sagte mir ein Karait, „damit wird der Taback gut. In Rußland schneidet man ihn immer so grob wie Kohl.“ — Danach wird unser deutscher Taback wohl nicht feiner sein als Häfchen. Denn die Russen schneiden ihn noch immer in viel zartere Streifchen als wir.

Außer dieser hübschen Aufstellung und Anordnung der eleganten Waare sind diese „tabatschnije Lawki“ auch noch sonst sehr wohllich eingerichtet und mit Spiegeln und Divans versehen. Denn es ist Sitte der Orientalen, nicht blos hier den Taback zu kaufen, sondern ihn auch zugleich zu rauchen. Man findet daher hier immer ein paar rauchende und schwägende Griechen, Türken oder Armenier, die den Tabacksladen für ein halbes öffentliches Haus halten, wie das Kaffeehaus, wie die Badezimmer, wie die Barbierstube.

Die Tabacksbuden bilden den Uebergang vom griechischen Basar zu einem anderen großen Plage, auf dem sich

3) russische, tatarische, orientalische Manufacturwaaren, so wie auch deutsche zweiten Ranges befinden. Die Russen pflegen den Theil ihrer Kaufgewölbe, in dem man Baumwollenwaaren, Lächer, Kattune u. s. w. verkauft, „Krasnije rjadi“ (rothe Budenreihen) zu nennen, und dieser Ausdruck ist auch hier gäng und gebe. Gewöhnlich sind die Krasnije rjadi in den anderen russischen Städten nur ein Theil des großen, Alles vereinigenden „Gostinnoi dwor“ (Kaufhofes). Einen solchen

gibt es aber nicht in Odeffa; allein schon Beweis genug, wie sehr hier alles ächt Russische zurücksteht.

An diesem Plage sind nun die Hauptnationen Russen, Griechen, Deutsche und Karaiten (tatarische Juden). Jede dieser Nationen hat sich von den übrigen getrennt, so daß sich die Deutschen in einer Reihe zusammenhalten, eben so die Russen, eben so die Karaiten u. s. w. Auch hat jede ihre eigene Waare. Die Russen haben, wie überall, Moskau'sche und Wladimir'sche Fabrikate (in Odeffa giebt es gar keine Fabriken), so wie ebenfalls überall ihre freundlichen und ewig wiederholten Einladungen zum Kaufe: „schto bui iswoltje, schto bui kupaitje ss'?" (Was belieben Sie wohl, mein Herr? Was kaufen Sie etwa? Ich bitte, bei mir einzutreten! Sie finden bei mir Alles, was Sie wünschen). — Doch muß man diese Leute nicht hier erwähnen, wo sie sehr zurückgesetzt erscheinen, vielmehr nur in Moskau und Petersburg betrachten, wo sie in ihrem eigentlichen Elemente sind.

Die Deutschen, die Herren Straß, Heinzelmann u. s. w., bringen hier ihre schlesische Leinwand und ihre auf der Leipziger Messe gekauften Tücher und andere dergleichen Waaren, die etwas geringeren Werthes sind als auf der Richelieustraße, zu Markte.

Die Karaiten dagegen haben nur tatarische und orientalische Producte. Rothe „Zeß“, die hier schon viel getragen werden, persische Seidenzeuge (Termalamah), die an Dauer, Feinheit und Geschmack alle bunte Seidenewebe dieser Art übertreffen, und dann besonders ein gewisses gemeines, dickes, gelbliches, für den äußerst billigen Preis recht gutes Baumwollenzug, das man hier unter dem Namen „turetzkoi palatno“ (türkische Leinwand) kauft. Es kommt dasselbe aus Konstantinopel und ist so billig, daß es dadurch eine wahre Wohlthat aller ärmeren Klassen Odeffa's wird, die dasselbe tausendfach in ihrer Kleidung und ihrem Haushalte in Gebrauch genommen haben.

Die Griechen dieses Plazes sind alle blos „Afialtschiks“ wie die Russen sie nennen, d. h. Verfertiger und Verkäufer baumwollener Bettdecken. Sie selbst nennen sich „Paplumattas.“ Sie sind hier ausschließlich im Besitze dieses Gewerbes. Wie sonderbar! Warum kann nun keine andere Nation mit ihnen hierin rivalisiren? Und doch ist es kein Zufall, der die Lebensgeschäfte so durch einander würfelt. Diese Leute kommen meist aus Zaregrad (Konstantinopel), doch findet man auch mehre aus Trapezunt, Sinope und anderen kleinasiatischen Städten. Sie haben ein großes breites Gerüst in ihren Buden errichtet, auf dem man sie den ganzen Tag sitzen sieht, Baumwolle lockernd und Decken nähend und stopfend. Sie machen die seidenen und baumwollenen Decken gleich ganz fertig und hängen sie in großer Auswahl

zum Verkauf aus. Eigenthümlich, aber in der ganzen Türkei und in ganz Kleinasien verbreitet, ist die Weise, wie sie die Baumwolle auflockern. Sie haben dazu einen langen hölzernen Bogen, an dem eine dicke Darmsaite aufgespannt ist. Mit einem hölzernen Instrumente reißen sie die Saite an und lassen sie in einen vor ihnen liegenden Haufen von Baumwolle hineinspringen. Die Saite ergreift Etwas davon und schnellst es durch die Lüfte, so daß es dann ganz aufgelockert wieder zu Boden fällt. Mit einem dieser Deckennäher — *Panudo* hieß er und war aus Trapezunt gebürtig — sprach ich von der letzten Pest in Odeffa. Er wollte nichts davon wissen und sagte, es sei gar nicht die Pest gewesen, man habe den Lärm umsonst gemacht und für nichts und wieder nichts Handel und Verkehr zerstört. Diese Meinung ist allgemein bei den hiesigen Kleinasiaten und Orientalen, die wohl an ganz andere Pestscenen gewöhnt sind und sehr unzufrieden waren, daß man hier wegen einer solchen Kleinigkeit so viel Aufhebens machte. Er sagte ironisch, es möchte wohl die russische „Tschuma“ gewesen sein, aber gewiß nicht die türkische „Jemurtschak“ und die griechische „Panukla.“ Alle diese Namen bedeuten in den verschiedenen Sprachen die Pest.

Auf diesem Plage und auf dem vorigen, dem griechischen Basar, sitzen auch die meisten Geldwechsler, welches Gewerbe hier ausschließlich in den Händen der Juden ist. In allen russischen Städten, wo keine Juden sind, sind Großrussen die Wechsler. Ueberall aber, wo sich Juden befinden, laufen diese ihnen darin den Vorrang ab. Man muß sich bei'm Geldwechseln mit diesen Leuten wohl in Acht nehmen, denn sie sollen bei'm Abwägen des Goldes selbst den Wind so zu benutzen verstehen, daß er die Schale, die zu ihrem Vortheile ist, hinabdrückt.

4) Nach den Buden der Manufacturwaaren folgen wieder in entfernteren Ringen der Stadt die Eisenbuden, sogenannte „tschornije lawki“ (schwarze Buden), die Holzbuden, Kohlenmagazine, Brodhändler, der Trödelmarkt und endlich der Vicualienmarkt. Man pflegt diese ganze Gegend der Stadt mit dem Namen „staraja basar“)“ (der alte Basar) zu bezeichnen. Es mögen für den bloß Schaulustigen diese Buden wenig Interesse haben. Fast man sie aber aus dem Gesichtspuncte der eigenthümlichen physikalischen und geselligen Verhältnisse Odeffa's und seiner Umgegend auf, so gewährt eine jede Klasse von ihnen ein ganz eigenes Interesse, indem sie deutlicher als alles

*) Das Wort „Basar“ ist in ganz Südrußland gebräuchlich für Markt. Selbst jedes kleinrussische Dorf hat seinen „Basar.“ — Von hier geht dieses Wort bis Java und Sumatra. Denn auch dort, wie in allen zwischentliegenden Ländern, heißt Markt „Basar.“

Anderer lehren, unter welchen Bedingungen sich die menschliche Haushaltung hier entwickelt.

Was zunächst die Nationen betrifft, die auf diesen unter jenem Namen zusammengefaßten weitläufigen Märkten handeln, so sind es hier hauptsächlich die Russen, Großrussen wie Kleiner Russen, dann aber auch wieder mehrere Pendo's und Juden oder, wie man sie hier nennt, „unsere Leit“ aus Mohilew.“ — Es mischen sich hier gar nicht ein: die Karaiten, Italiener, die Armenier, und so gut wie gar nicht die Deutschen.

Fahren wir fort, aus dem Centrum der Stadt in immer mehr äußere Ringe hervorzutreten, so gut dieß bei der Unregelmäßigkeit des Einzelnen angeht, so kommen zunächst in langer Reihe die Eisenbuden, ausschließlich von Großrussen dirigirt, mit Ketten, Schrot, Nägeln, Axten, Kesseln und hunderterlei anderen Eisengeräthschaften, zum Theil aus Tula, auch mit ungeheueren Massen von Roheisen, bei deren Anblick man staunt, wenn man an ihre so entfernten Fundorte im Ural denkt. Allein in Rußland werden die schwersten Dinge mit einer Leichtigkeit und Billigkeit so schnell und weit transportirt, wie in keinem anderen Lande. Das Eisen Odeßs's z. B. kommt auf verschiedenen kleinen Flüssen aus dem Ural in die Kama und Wolga, geht von ihr in einige Nebenflüsse des Don über und kommt dann zu Lande auf der großen Wintermesse von Charkoff an, auf welcher es die Odeßs'er Juden aufkaufen und zu Lande, meist ohne Benützung des Dnieprs, noch 100 Meilen weiter an's schwarze Meer spediren.

In der Umgegend der Eisenbuden befinden sich auch die Kohlen- und Holzmagazine. Sonderbarer Weise befassen sich mit diesen beiden Artikeln fast durchweg Juden, vielleicht weil es meistens unbeholfene Moldauer sind, die diese Dinge herbeiführen und dabei über's Ohr gehauen werden können. Die Kohlenmagazine stehen alle in einer Reihe. Das Eschetwert kostete im Sommer 1838 sechs Rubel (1½ Thaler). Doch waren sie damals theurer, und sie kommen oft auf drei Rubel herab.

Daß die Holzmagazine in einer Stadt wie Odeßs, die 30 Meilen in der Runde kaum ein Wäldchen hat, unter eigenthümlichen Verhältnissen stehen müssen, läßt sich von vorn herein erwarten. Man sieht hier nicht ein einziges ordentliches Stück Holz; alle Stämme sind nur etwas mehr oder weniger dick als Bohnenstangen, alle nach ihrer sorgfältig ausgemessenen Länge und Dicke sortirt und zusammengestellt und genau auf Heller und Pfennig taxirt. Eichenstückchen aus der Moldau zu 60 bis 80 Kopeken, Eschenstämme für Wagenachsen von 80 Kopeken bis zu einem Rubel. Dabei in Bretern, wie Bücher in einer Bibliothek aufgeschichtet, eine Menge kleiner Holzbündelchen, in deren jedem 10 kleine, gleichlange, fingerdicke Stäbchen zusammengebunden.

Jedes Stäbchen kostet einen Kopeken und das Bündel zehn. Man kann sich gerade eine Tasse Kaffee damit wärmen. Ich dachte an die dicken Eichenstämme, die der wohlthätige Rath von Leipzig alle Jahre, einen jeden mit sechs Pferden bespannt und unter Führung von drei Raths-Marstallknechten, aus seinem schönen Eichenwalde herauschaffen läßt. Wenn die Leute einmal über Odessa fahren wollten, so könnten sie Aufsehen erregen und alle zusammenlaufende Nationen der Stadt zu sehen bekommen. — Freilich soll im ersten Frühlinge auch in Odessa zuweilen stärkeres Holz, als jene Bohnenstangen sind, erscheinen. Es sollen nämlich alsdann Flöße den Dniestr und Dniepr herunter kommen, und mehr es bei ruhigem Wetter wagen, über den Meerbusen von Odessa zur Stadt hinzurudern, doch viele oft jämmerlich von den Wellen zerschmissen werden.

Von den Holzraritäten-Sammlungen kann man gleich zum Mittelpunkt des alten Basars gehen, wo sich die Gartüchen „chartschewni lawki“ und die Brodbuden für das „tschornoi narod“ (das schwarze Volk) befinden, die sich sehr erklärlich hierher verlegt haben, wo sich immer am meisten geringes Volk umhertreibt. Die Gartüchen sind alle in einem großen, ganz gesonderten Gebäude, mitten auf dem Plage vereinigt, und das Brod wird in einer doppelten Reihe kleiner, freundlicher Holzboutiquen ausgegeben. Auf dem freien Plage sind viele Tische hingesezt, zu denen den Leuten die Speisen hinausgetragen werden, die sie mit Appetit verzehren, die aber manche vorübergehende Dame kaum ansehen mag. Indeß ist nur der äußere Anschein unappetitlich. Denn im Ganzen nährt sich die geringe Klasse hier ungleich viel besser als bei uns. Man kann annehmen, daß hier auf dem alten Basar geradezu die Allergeringsten speisen, und doch, so oft wir Abends diesen interessanten Mahlzeiten beiwohnten, sahen wir sie fast jedes Mal Fleisch oder gebratene Fische verzehren. Das ist denn auch bei der ungemeinen Billigkeit der Lebensmittel kein Wunder. Man kauft für einen Thaler ein ganzes Schaf, und gutes Rindfleisch kostet höchstens 12 bis 16 Kopeken (1 Silbergroschen) das Pfund. Kartoffeln, die bei uns das Hauptgericht sind, fehlen auf dem Küchenzettel des gemeinen Mannes fast ganz. Dafür ist freilich auch das Brod hier schlechter.

Rund um das banquettirende „tschornoi narod“ herum bilden große russische Theetische — denn mit dem Thee umzugehen, verstehen nun wieder nur die Großrussen — einen engen Kranz und schenken ihr den ganzen Tag hindurch begehrtes Getränk fleißig aus. Ich könnte noch viel von diesen Mahlzeiten erzählen, denn ich kam oft hierher, um das Volk zu studiren. Doch weiß ich nicht, ob nicht etwa einige in der Philosophie nicht sehr starke Gelehrter den Gegenstand zu indelikat finden möchten.

Das Brod backen hier hauptsächlich zwei Nationen, die Deutschen und die Griechen. Jene backen das gute weiße Brod, welches hier allgemein den Namen „Franzoll“ hat — wahrscheinlich von Franzbrod abgeleitet, diese aber die saueren und für einen feinen Gaumen ungenießbaren „Bulki“, eine Art von Schwarzbrod. Die deutschen Franzollverkäufer halten sich alle in einer Reihe und die Griechen in der anderen. Die griechischen Bäcker hatten fast alle das Bild des jungen Königs Otto. Also weilt doch auch jetzt noch im Skythienlande der Grieche,

„das Land der Väter mit der Seele suchend.“

Auch noch sonst haben die Griechen hier allerlei Buden mit Waaren aus Konstantinopel für das geringere Volk mit eigenthümlich plattgedrückten Würsten, nicht dicker als Pappe, mit langen Kränzen in dünnen Striemen getrockneten Fleisches, mit Del, Wachs, Honig u. s. w. „Brinse“, der Schaffkäse der Steppen, wird hier an allen Ecken der Straßen verkauft, gewöhnlich in junge Ziegenfelle verpackt. Der Dinge sind so viele, daß man kaum durchkommt, wenn man nicht auf allzugebuldige Leser rechnen mag.

Zur Seite ist der Trödelmarkt, wo natürlich nun wieder „unsere Leute aus Mohilew“ die Kaufleute sind. Es verhält sich mit diesen Antiquitäten, wie mit den Wechselgeschäften. In allen russischen Städten, wo keine Juden sind, machen die Großrussen die Tröbler. Wo aber Juden sich einnisten, da haben diese ihnen den Trödel entrungen. Die Trödelmärkte spielen in ganz Rußland eine bedeutende Rolle und bieten einen Ueberfluß alter verlegener Waare, wie man ihn selten in andern Ländern trifft; aus zwei Gründen: erstlich, weil die meisten neuen Waaren schlecht sind und daher schnell den Glanz der Neuheit verlieren, und zweitens, weil in keinen Haushaltungen ein so großer und beständiger Wechsel stattfindet, und kein Geschmack so beständig variirt und so schnell das Alte fahren läßt als der der russischen Reichen.

Die Gebäude zur Seite des alten so wie des neuen Basars, deren Parterre zu Buden benutzt wird, sind oben gewöhnlich Kornmagazine, und beide Märkte sind daher zugleich der Hauptsitz des Aufkaufs von Korn, das hier die Bauern anfahren, und welches gewöhnlich durch die Hände der Juden in die der Kaufleute übergeht. Zweierlei war in diesen Magazinen merkwürdig, theils, daß man hier überall Juden als Arbeiter fand und sie noch dazu als sehr fleißig und tüchtig lobte, theils, was man von den Künsten erzählte, welche die jüdischen Commissionäre mit dem Weizen anstellten, um ihm ein gutes Ansehen zu geben. Man behauptete, daß sie die schlechteste, schon halb verborbene Waare so wieder aufzuputzen wußten, daß sie ganz das Gewicht, das Ansehen, den Glanz, die Rundung des tadellosen Weizens

bekäme, und daß oft gar feine Kennerhände und Augen dazu gehörten, um die Fehler herauszufühlen.

In der That der ethnographische Geognost, ich meine, Der, welcher gern untersucht, wie die Völker sich über einander schichteten, und wie sie sich einander durchsetzten, und nach welchen Regeln sie sich in einander verwebten, findet hier in Odessa vollauf zu thun und zu genießen. Besonders groß sind diese Genüsse auf den nun weiterhin folgenden Plätzen, wo nur Genießbares zu verkaufen ist, ich meine, auf den Victualienmärkten, wo man die Bemerkung machen kann, daß fast jede Klasse von Victualien ihre eigene Nation hat, die sich mit ihr beschäftigt, ja daß oft jede eigenthümliche Abart einer solchen Klasse wieder einer eigenen Abart der Nation anheimfällt. So, um nur gleich von dem Letzteren ein Beispiel anzuführen, findet man bei'm Fleische sowohl Kleinrussen als Großrussen, jedoch bei'm Specke ausschließlich und allein Kleinrussen. Bei den Fischen findet man Griechen und Großrussen, jedoch bei den „Krasnije ruibi“ (den Haufen, Stören, Sterlet u. s. w.) blos Großrussen, weil nur sie allein den Kaviar zu bereiten verstehen. Da demnach, wie wir schon häufig bemerkten, auf den russischen Märkten Alles so hübsch in größere und kleinere Parteen zerfällt, so läßt sich auch hier das Ganze sehr leicht übersehen. Wir können hier folgende in der Wirklichkeit sehr scharf geschiedene Abtheilungen machen:

- 1) Der Fleischmarkt.
- 2) Der Fischmarkt.
- 3) Der Obst- und Gemüsemarkt.
- 4) Der Eier- und Hühnermarkt.

Bei dem russischen Fleischverkaufe wollte ich Anfangs viel auszusagen finden. Allein jetzt, nachdem ich mir noch einmal die Fleischbuden in der Kaiserstadt Wien näher angesehen habe, finde ich die Odessa'schen ganz vorzüglich, reinlich und appetitlich. In der That, wenn man sieht, daß eine kaiserliche Residenz solche Gräuel dulden und doch alle Tage so heiter, wie die Wiener es thun, zu Mittag speisen kann, so muß man die Kleinigkeiten, die man in Odessa tadeln könnte, lieber ganz verschweigen. Die Fleischer haben eine lange Reihe von Buden, die in einem Hause vereinigt sind. Vor den Buden steht ein Gerüst mit einer Menge von Haken, an welchen sie eine ganze Reihe verschiedener Braten zur Schau aushängen. Sehr sonderbar, wie eine Reihe kleiner Monstra, nehmen sich die Schafe mit Fettschwänzen hier aus, die mit abgezogenem Fell überall ihre dicken Fettklumpen präsentiren. Zuweilen findet man auch eine Sammlung separirter Schwänze auf den Tischen der Fleischer ausgelegt. Denn sie werden oft besonders verlangt, weil das Fett in ihnen süßer und angenehmer ist als das in den übrigen Theilen

des Thieres, besonders auch flüssiger ist und nicht so leicht erstarrt, weshalb es denn auch immer etwas höher im Preise steht. Vor den Thüren ihrer Buden ist gewöhnlich eine Scene aus dem Leben auf einem Gemälde dargestellt, entweder eine Dame mit einem Sonnenschirme, welcher der Schlächter einen Ochsen, ein Schaf und ein Schwein vorführt, seinen Hut abnehmend und seine ganz ergebenste „potschteni“ (Empfehlung) machend, oder ein Herr, dem der Fleischer die mit Fleisch bepakte Wage präsentiert, indem er gegen des Käufers Vermuthung, es möchte wohl nicht richtig gewogen sein, mit Hand und Fuß protestirt. Es ist nämlich hier, wie in ganz Rußland, nichts Seltenes, daß wohlhabende Damen die Einkäufe selbst besorgen, weshalb auch der Markt beständig mit allerlei Equipagen besetzt ist. Besonders scheinen die Griechen viel Vergnügen an diesem Kleinhandel für die Küche zu finden. Ich sah oft griechische Fürsten mit den Verkäufern auf's Genaueste um die Waaren handeln, wie bei uns die Dienstmädchen, weggehen und wieder kommen, und endlich mit einer Gans unter dem Arme, mit ein paar Fischen in der Hand und mit einem Bunde Zwiebeln über den Rücken zu ihrer Equipage laufen. Das Bild mit der Wagschale hat dem Fleischer gewiß sein böses Gewissen eingegeben, denn mit diesem steht's bei allen nicht sonderlich. Sie machen, wo sie nur können, gern ein kleines Profitchen. „Seien Sie so gut, und bleiben Sie hier einen Augenblick bei dem abgewogenen Fleische stehen,“ bat mich ein deutscher Colonist, der eben 2 Pud Fleisch eingekauft hatte. „Ich will nur meinen Sack vom Wagen herunter holen und traue dem Rußen nicht.“ Als ihm die Leute das Fleisch einpackten, blieb ein großer Braten, der etwas auf die Seite zu dem übrigen, noch nicht verkauften Fleische gefallen war, liegen. Ich behauptete, dieser gehöre dem Colonisten auch noch. Sie versicherten hoch und theuer, dieses Stück gehöre nicht dazu, ließen es zum nochmaligen Abwägen kommen und waren dann wieder eben so bereit in Entschuldigungen, wie sie sich so hätten versehen können. Der Colonist zahlte für das Pud gutes Ochsenfleisch (40 Pfd.) 2 Rubel 40 Kopeken (1 Fl. Rheinisch), d. h. also ungefähr $1\frac{1}{2}$ Kreuzer das Pfund!

Die Naturforscher lehren, daß man gewisse Insecten nur immer bei gewissen Blumen und Sträuchern finde. Aehnliche Bemerkungen dringen sich hier dem Ethnographen auf. So findet er bei'm Speck, der hier als ein vom Fleische ganz gesonderter Artikel behandelt wird, gewiß keine andere Nation als die Kleinrussen, die das süße Fett der Schweine mehr lieben, als die Bären den Honig. Der Speck kommt hier meistens aus der Ukraine und Podolien. Denn die Steppe selbst ernährt aus begreiflichen Gründen nur wenig Schweine. In ganz Südrußland wird der Speck nicht geräuchert, wie bei uns, sondern bloß gesalzen und mit Knoblauch eingerieben, auch wohl mit

Kümmel bestreut, und alle kleinen und großen Speckstücke, die man aus einem Schweine herauschneiden kann, in Ochsenmagen verpackt, die dann mit Bindfaden zugenäht und so für den Winter aufbewahrt oder verschickt werden. Diese mit für einen kleinrussischen Gaumen so angenehmen Raritäten gefüllten Magen liegen nun theils ganz, theils angeschnitten auf dem Tische des Speckverkäufers und außerdem noch eine Menge kleiner und großer Speckstückchen, zu einem halben oder ganzen Pfunde oder zu mehreren Pfunden, wie man sie zu einem Imbiß, oder zum Frühstück, oder für die ganze Familie braucht. Hier muß man nun, um zu begreifen, in welchem Grade speckliebend diese Nation ist, hören, wie theils der Verkäufer seine Waare lobt, theils die Käufer sie kritisiren: „He, he, Mütterchen, kauft, kauft, bei mir!“ ruft der langbärtige Speckmann, „meine Waage ist richtig und mein Speck „ist süß.“ — „Er ist ein Bißchen gelblich, Dein Speck.“ — „Was gelblich! „Er ist ja so weiß wie Schnee, Mütterchen und so süß wie Mandelkern. „Da koste einmal.“ Er schneidet ein papierdünnes Streifchen ab, und die Alte läßt es sich in den Mund stecken. „Nicht wahr, das schmeckt?“ — „Es „ist aber nicht Knoblauch genug daran.“ — Sie befühlt ein anderes Stück. „Willst Du lieber dieses? O das ist das feinste von allen! Du kannst Dir „den schönsten Borscht davon kochen, oder Du kannst es auch auf Brod „essen.“ — Er schneidet wieder ein Stückchen ab, legt es auf Brod und speist es selbst mit der Miene des größten Wohlbehagens. — Dieß macht der Alten noch mehr Appetit. „Nun, gib mir ein Pfund.“ — „Ein „Pfund willst Du nach Hause bringen? Nun, dann mußt Du schon zwei „nehmen. Denn Du wirst doch nicht lassen können, eins davon unterwegs „aus Deinem Korbe zu naschen. So, da hast Du. Verspeise es mit Wohl- „gefallen. Trinke hinterher einen Schnaps, und ich gebe dir mein Wort, Du „hast besser gefrühstückt als eine Generalscha (Generalin). — Hier hast „Du auch noch eine kleine Pribawka (Zuthat) und komm' wieder zu mir, „wenn Du wieder Etwas brauchst.“

Ogleich es größere Fischmärkte in Rußland giebt, als der von Odessa ist, so sind doch auch hier die Fische außerordentlich billig. Auch giebt es mehrere kostbare Arten, die diesem Markte eigenthümlich sind. Zu den letzteren gehören insbesondere der „Kephall“ (Kopf) und der „Petuch“ (Hahn). Letzterer wird so genannt seiner schönen buntfarbigen ungemein großen Flossen wegen, die er wie Pfauenschweife ausbreitet. Der häufigste Fisch ist die „Skumbria“ (eine Makrele), die hier in großen Zügen, wie der Haring, jährlich in dem Meerbusen von Odessa aus- und einwandert, und gefalzen in großen Quantitäten durch ganz Südrußland bis tief in Polen hinein verschickt wird. Nach den Skumbrias sind die am häufigsten erscheinenden Meerfische die

„Kambuli“ (Steinbutten), die bei uns nur die Reichen essen, die hier aber auf Jedermanns Tische erscheinen, alsdann die „Bitschki“ (Meergründel), von denen das schwarze Meer eine große Menge verschiedener Arten ernährt. Auch Haifische werden mitunter verkauft, welche die Italiener und Griechen essen. Der „Ssudak“ (Sander), ein zarter Fisch, ist so häufig, daß ich 10 Stück von mittlerer Größe zu einem Rubel (8 Silbergroschen) verkaufen sah, alsdann der Meerkarpfen, der Wels, der Hausen, alle zu Spottpreisen. Die sogenannten „Krasni ruibi“ (die verschiedenen Störarten), die Hausen, Sewrugen, Sterlette, kommen hier fast alle aus der Mündung des Dniestr. Ich sah einen Hausen von 18 Fuß Länge zu Markte bringen. Er hatte so viel Fleisch wie 2 Ochsen und gab 80 Pfd. Kaviar, d. h. nach einer mäßigen Berechnung ungefähr 100,000,000 Eier und 2 Pfd. Hausenblase. Es war interessant zu sehen, wie schnell und gewandt die Russen mit der Tranchirung und Zubereitung dieser großen Masse umzugehen wußten. Der Fisch wurde noch halblebendig zu Markte gebracht, schnell geschlachtet und zerlegt. Einige bemächtigten sich des Laichs, sonderten ihn mit hölzernen Messern von den Häuten, wuschen und salzten ihn, packten ihn in 4 große Schüsseln und boten auf der Stelle den Vorübergehenden den allerfrischesten Kaviar von Ddessa zu einem hohen Preise an. (Nach einigen Tagen schon verliert der Kaviar an Frische und fällt fast um die Hälfte des Preises.) Ein Anderer nahm die Blase heraus, deren innere Haut den schönen beliebten Leim giebt, pußte aus der äußeren Haut, welche gegessen wird, sorgfältig alle werthvollen Reste der inneren ab und bereitete den Leim zum Trocknen. Während dessen hatten Andere in kurzer Zeit den ganzen Fisch in kleine Stücke zerlegt, Kopf und Schwanz an arme Leute verschenkt und das Uebrige gesalzen und in Tonnen verpackt. Auf diese Dinge verstehen sich die Großrussen. Auch wird aus dem Dniestr eine sehr große Art von Krebsen — fast so groß wie kleine Hummer — in bedeutenden Quantitäten herangebracht. Man sieht an Markttagen ganze Reihen von Wagen mit diesen Dniestr-Krebsen vollgepackt. Für ein paar Kopelen schleppen die Leute ganze Körbe voll weg. Auch Tintenfische, von denen die Griechen große Liebhaber sind, werden in Ddessa feilgeboten, doch meistens nur getrocknet unter den Waaren aus Konstantinopel. Das schwarze Meer liefert keine. Um den Fischfang des schwarzen Meeres zu heben, hat man auch Fischer aus Malta kommen lassen. Diese Leute machen sich aber hier in dem ihnen so fremden Elemente ziemlich unbeholfen. Sie kennen nicht die Geseze, nach denen die Fische des schwarzen Meeres leben, kommen und davon gehen, und lernen auch sehr schwer die russische Sprache. Sie gedeihen hier nicht besser, als die Kephals und Pechtuchs gedeihen würden, wenn man sie aus dem schwarzen in's tyrrhenische

Meer versetzen wollte. Die meisten sind daher auch schon wieder nach Malta zurückgekehrt. Man hat bei ihrer Verschreibung wohl nicht recht bedacht, daß Einer bei Malta ein ganz vortrefflicher Fischer sein kann, ohne darum es auch bei Ddessa sein zu müssen.

Der Geflügel- und Eiermarkt ist in Ddessa ungefähr eben so eingerichtet, wie in allen anderen russischen Städten, ein großer abgeschlossener Hof mit einer Menge von Buden, die voll Hühner, Enten und Gänse sind. Da ist ein Geschnatter und Gefakel ohne Ende, und nun dazwischen die schnattemden Judenweiber, die hier Eier und Hühner im Großen aufkaufen, um sie weiter in der Stadt wieder im Kleinen zu verschleifen. Sie plagen mit Dingen, Handeln, Schreien den armen russischen Eierverkäufer oft bis zur Verzweiflung. „Pakt Euch zum T...! Ihr seid schlimmer als er“, hörte ich einmal im Uebermaße der Verzweiflung einen Russen zwischen einen Haufen Judenweiber hineinschreien, die ihn an den Armen und an den Rockschößen zupften und zu einem niedrigen Preise zwingen wollten. „Ich verkaufe Euch die Eier nicht anders als 3 Rubel das Stück. Man hat längst 20 „Russen und Deutsche abgefertigt, ehe man mit einer von Euch zum Schluß „gekommen ist.“

Der Obst- und Gemüßemarkt, in dessen Nähe sich der Eiermarkt befindet, zeigt wieder andere Völker, besonders deutsche Kolonisten, die hier auf großen vierspännigen Wagen mit den Producten ihrer Gärten erscheinen, und im Herbste Bulgaren, die hier ungeheure Massen von Arbusen, Gurken, Melonen, Pommadors (Pommes d'amour) und anderen Früchten ihrer Baschtans (Melonengärten) zu Markte bringen, besonders Zwiebeln, von denen die Russen so große Freunde sind und in die sie ganz auf dieselbe Weise einbeifen, wie wir in die Aepfel. Dieser Artikel wird hier so viel verzehrt — gehackte Zwiebeln, in Fett gebraten, sind ein russisches Gericht, das sie mit Löffeln speisen, — daß es ordentliche Großhändler blos in Zwiebeln giebt, und in der Nähe des Gemüßemarktes sieht man eine lange Reihe von Magazinen, wo ganze Räume mit Zwiebeln angefüllt sind, wie die Kornmagazine mit Weizen.

Mit dem Vögel- und Gemüßemarkte ist man an den Gränzen der Stadt angelangt, und hier breiten sich dann weite Räume aus, auf denen noch gröbere und gemeinere Waaren verkauft werden, die sich in die Stadt nicht gut en gros einführen ließen. Diese Räume werden

5) der „Priwodni Basar“ (der Anfahr-Basar) genannt, wiederum eine Schaubühne für andere Nationalitäten, insbesondere, außer den Kleinrussen, für die Moldauer und Zigeuner.

Die Hauptwaaren, die hier auf diesem „Anfahr-Markte“ in ungeheuer

ren Quantitäten erscheinen, sind die verschiedenen Brennstoffe, deren sich die Stadt Odessa bedient. Es hat aus sehr begreiflichen Gründen dieser Ort ein so componirtes Brennmaterial, wie vielleicht keine zweite bedeutende Stadt der Welt. Man kann sagen, daß hier fast Alles gebrannt wird, was nur in Flammen aufgehen will und dabei natürlich nicht zu theuer ist. Die vornehmsten Stoffe sind: Holz aus Polen und Bessarabien, Steinkohlen aus England, Holzkohlen aus der Gegend von Kischeneu, Schilf aus dem Dniepr und Dniestr, Stroh aus den Dörfern, Burian (strunkiges Unkraut) aus den Steppen, getrockneter Mist und verdorrte Weinrebenzweige aus den deutschen Kolonien. Jedes dieser verschiedenen Brennmaterialie hat seinen verschiedenen Werth, und das eine wird bei dieser, das andere bei jener Gelegenheit angewandt, das Stroh in allen Backöfen, Kohlen und Holz in den Küchen der Reichen, das Schilf und der Mist bei den Armen u. s. w. Dabei hat sich eine große Kennerschaft der von jedem dieser Materialie zu erwartenden Nachhaltigkeit der Gluth unter dem Publikum ausgebildet, und man geht darin so weit, daß man selbst die verschiedenen Arten der Unkräuter taxirt und classificirt, und z. B. sehr wohl weiß, daß die salpetrige Schafgarbe weit besser higt als die Strünke des wilden Klee's, und daß Stroh weit mehr Nachhaltigkeit in der Asche birgt als Schilf u. s. w.

Vom Holze und den Steinkohlen sprachen wir schon oben, und ich füge nur noch hinzu, daß man hier einen Wagen voll genießbarer Krebsen um denselben und zuweilen um einen geringeren Preis kaufen kann als eine Ladung guten Brennholzes.

Die moldauischen Holzkohlenwagen, die alle ausschließlich blos aus den bedeutenden Wäldern in der Umgegend von Kischeneu kommen, fallen auf diesem Markte durch ihre eigenthümliche Form besonders auf. Die Leute haben nämlich, um mehr von den leichten Kohlen laden zu können, ein gewaltig hohes Flechtwerk auf ihre kleinen Wagen gesetzt, das außerordentlich ungeschickt aussieht und bis oben hin mit Kohlen gefüllt wird. Jeder Wagen sieht wie ein auf Räder gesetzter Thurm aus, und wenn sie so alle in langen Reihen und Quarrés zusammengefahren stehen, so glaubt man eine feste Wagenburg zu sehen. Das künstliche Flechtwerk wird gewöhnlich auch mit sammt den Kohlen in Odessa verkauft, wo sich zu jedem Holzsplitterchen Liebhaber finden.

Noch viel zahlreicher sind hier aber die Strohwagen, Heu- und Schilfwagen, an Markttagen in so ungeheurer Menge, daß man sich wirklich in den Straßen und Reihen, die sie bilden, verirren kann. Es ist dieß natürlich. Denn als Brennmaterial ist das Stroh und Schilf sehr voluminös, und ein paar hundert Fuder flackern leicht am Tage im Feuer auf, um der Stadt nur ihren Kaffee zu kochen. Eben so ist das Heu als Viehfutter theils

sehr billig, weshalb man nicht sparsam damit umgeht, theils nicht sehr nahrhaft, weshalb das Vieh viel frisst, theils aber auch deswegen so sehr begehrt, weil Odeffa sehr viel Vieh ernährt. Alle russischen Städte haben weit mehr Lebendiges in ihren Mauern als die unsrigen, aber Odeffa verhältnißmäßig mehr als alle anderen, theils weil die Thiere billiger als irgendwo sind und Jedermann sich leicht Pferde, Ochsen und Kühe halten kann, theils weil die Stadt so viel Fleisch verspeist, wie keine andere russische, theils weil auch ihre Talgsiedereien schon viele Ochsen und Schafe in ihre Nähe bringen, endlich, weil die Eigenthümlichkeit ihres Handels ungemein viel Zugthiere erfordert, indem sowohl die allermeisten Waaren hier per See ankommen und alle zu Lande abgehen, als auch in der Stadt selbst wegen der Ablegenheit des Quarantäne-Hafens außerordentlich viel gefahren werden muß *). Man sieht daher auch in keiner Stadt solche Heu-Quantitäten aufgestapelt. Die ganze Stadt ist eigentlich von einem Wall von Heu umgeben. Die Heuhändler bauen nämlich keine Häuser für die Aufbewahrung dieses Artikels, sondern sie häufen ihn, nachdem sie ihn auf dem Markte aufgekauft haben, zu haushohen Dämmen oder Mauern an. Einige machen auch ein Quarré daraus, wohnen in der Mitte dieses Quarrés, setzen vorn eine Thür ein und haben vor der Thür eine Wagschale aufgehängt, auf der sie ihr Heu verwägen. Diese Art von Heumagazinen zieht sich um die ganze Stadt herum.

Der getrocknete und in gewisse Formen gebrachte Mist heißt in Odeffa „Kirpitsch“, und so auch in der ganzen Steppe. Eigentlich bedeutet Kirpitsch einen Ziegelstein. Man hat den Namen auf jenes Brennmaterial wohl wegen der Aehnlichkeit der Bearbeitung und Formung übertragen. Wer nicht gern von einer solchen Sache liest, muß das Folgende überschlagen. Doch können dem Ethnographen und Nationalökonomem einige Notizen darüber vielleicht nicht unwillkommen sein, da so viele Menschen sich von dieser Arbeit nähren und deren Product eine so bedeutende Rolle im ganzen Süden Rußlands in allen Haushaltungen spielt. Da der Holzangel sich schon in der Ukraine und im Kiew'schen fühlbar macht, so beginnt auch hier schon die Benutzung des Mistes als Surrogat des Brennholzes, und man sieht daher im Sommer in allen Dörfern die Zäune und Mauern der Häuser mit Mistkuchen belegt, welche die Leute an der Sonne trocknen lassen. Doch bereitet man ihn hier nur in kleinen Massen, und in den Städten sieht man den Kirpitsch kaum. In den Steppen aber gehört die Bereitung des Kirpitsch zu den regelmäßigen Arbeiten des Landbewohners. Der Mist wird zu diesem Zwecke eben

*) Wie viele Seehandelsplätze laden nicht unmittelbar aus den Magazinen in die Schiffe.

so sorgfältig gesammelt, wie bei uns zum Düngen. Die Leute häufen ihn im Herbst in großen Massen auf ihren Höfen zusammen, lassen ihn dort den Winter über liegen, arbeiten ihn im Frühlinge mit ihren Pferden mehrere Male durch, schneiden ihn in Formen, wie bei uns den Torf, und lassen ihn im Sommer trocknen. Man sieht selbst in der Steppe die Hirten sorgfältig allen Mist aufheben, den sie auf einen Haufen sammeln und, wenn der Vorrath bedeutend genug ist, auf einem Wagen nach Hause führen. In Odessa beschäftigt sich eine Menge armer Leute mit dieser Arbeit, besonders auf dem Basar, von dem wir jetzt reden. Sie haben sich hier kleine Erdhütten, zum Theil auch aus Kirpitsch gebaut, sammeln sorgfältig, indem sie ihre Frauen und Kinder auf die Straßen schicken, das Material, lassen es überwintern, kneten es im Frühlinge und bringen es dann in allerlei, zum Theil sehr wohlgefällige und elegante Formen. Die meisten sind wie Galetti (Schiffszwieback) geformt mit einer Menge kleiner Löcher. Um den Kirpitsch recht gut und wirksam zu machen, ist es vor allen Dingen nöthig, ihn tüchtig durchzukneten, und es zeigt sich auch bei diesem Geschäfte, wie sehr die menschliche Hand bei allen Handarbeiten den Vorzug vor allen Maschinen und anderen Instrumenten habe. Denn die Leute versichern, daß die mit der Hand gekneteten Kirpitsch weit besser seien als die bloß von Pferden getretenen. Die fertigen Kuchen legen sie zu kleinen Pyramiden von durchbrochener Arbeit über einander, damit Wind und Sonne zum Trocknen leichter durchwirken können. Der neue Basar in Odessa ist immer mit einer Menge solcher kleiner Pyramiden bedeckt, welche die Leute zum Verkauf ausstellten. Es ist zu verwundern, obgleich für die armen Leute gut, daß noch kein industriöser Kopf darauf gefallen ist, die Sache in's Große zu betreiben. Es müßte Bedeutesendes dabei zu verdienen sein. Der Mist, der sonst weiter nicht benutzt wird und den die Kirpitsch-Fabrikanten aus den Stallungen für ein Trinkgeld an den Kutscher bekommen, ist fast umsonst zu haben, und ein Fuder Kirpitsch, welches zwei Pferde wegziehen können, kostet immer seine 6 bis 8 Rubel.

Endlich haufen nun auch noch auf diesem Privosdni-Basar, wie gesagt, die Zigeuner. Da sie alle ohne Ausnahme Schmiede sind, so haben sie ihre Zeltreihe eben hierher verlegt, wo die meisten Pferde und Wagen zusammenkommen. Es sind lauter krim'sche oder tatarische Zigeuner, keine moldauischen, die man übrigens sonst doch auch in Odessa sieht. Ihre Sprache ist die tatarische, ihre Religion, so viel man überhaupt von einer Religion bei ihnen sprechen kann, die mahomedanische. Sie kleiden sich ebenfalls mehr oder weniger tatarisch. Die Weiber und Mädchen haben einen rothen, mit Goldmünzen besetzten Fes auf dem Kopfe, ihr Haar ist in 20 Zöpfe geflochten,

wie das der Tatarinnen, und sie rauchen den ganzen Tag wie die Männer. Ich sah eine Zigeunerin, die so wenig das Rauchen lassen konnte, daß selbst, wenn sie Wasser holen ging, sie ihre Pfeife nicht aus dem Munde legte. Sie wohnen in den erbärmlichsten Zelten von der Welt, gegen die jede lappische „Gamme“ oder jedes kalmückisches Filzzelt noch als Palast erscheinen würde. Es ist wirklich der merkwürdigste Anblick von Faulheit und Indolenz, den man haben kann, bei schlechtem Wetter diese Leute in ihren Zelten kauern zu sehen, die ihnen nicht mehr Schutz gewähren als ein Mantelflicken einem Reiter. Ich habe sie zuweilen aus der Krim ankommen und sich hier auf dem Odeffa'schen Basar etabliren gesehen. Zwei oder drei fixe Kerls, die in ein paar Tagen ein Haus aufbauen könnten, hämmern und binden ein Zelt zusammen, das ihnen oft unter den Händen noch wieder auseinander fällt. Sie greifen 5 schiefe und krumme Stangen auf, stellen 4 davon kreuzweise an einander und legen die fünfte als Dachbalken darüber. Mit Schilf oder Gras binden sie die Enden an einander und werfen dann eine Leinwand darüber, deren erbärmlicher Zustand vermuthen läßt, daß sie von irgend einem gescheiterten Schiffswracke gestohlen sei. Unter diesen Wetterschirm, der sich gewöhnlich auf der einen Seite an ihren Wagen lehnt, kriechen sie dann unter. Der Vater ist alle Mal Schmied, die Mutter tritt bei der Arbeit rauchend den Blasebalg, die Kinder werden in die Stadt geschickt zum Betteln. Die älteren Töchter müssen kochen und dem Vater, der bei'm Schmieden mit den Weinen in einer Grube steckt, das Handwerkszeug herlangen und sonst zur Hand gehen. Weil sie nämlich keinen hohen Ambos errichten können, an dem sie stehend schmieden könnten, so haben sie die Erfindung gemacht, sich bei'm Ambos eine Grube zu graben, in welche sie die Füße stecken und aus der sie dann so halb sitzend aus der Grube herausschmieden. Sie sollen übrigens manche Kunststücke ihres Handwerks verstehen, so namentlich alles Scharfe und Schneidende sehr geschickt verbessern und bessere Schärfe hervorbringen als andere Schmiede, weshalb man auch immer eine Menge Sensen, Beile u. s. w. bei ihnen zur Reparatur liegen sieht. So gleichgültig sie gegen alle ihnen von der Witterung angethane Unbill zu sein scheinen, so wenig sind sie es gegen die Genüsse des Lebens, besonders gegen die Gaumengenüsse. Sie sind im höchsten Grade lecker- und naschhaft, freilich meistens nur in Dingen, die nur sie allein als eine Nischerei ansehen. Die Gekröse von einigen Thieren essen sie viel hundert Mal lieber als die von anderen, und ihre delikateste Speise sind Schweinigel. Da diese Thiere hier nicht sehr häufig sind, so zahlen sie oft den Erwerb einer ganzen Tagesarbeit für ein paar Igel. Um den Igeln die Stacheln bequem nehmen zu können, schneiden sie ihnen am Vorderfuße die Haut ein wenig auf und blasen dann durch dieses

Löschelchen das ganze Thier wie eine Lonne auf, — nebenbei gesagt ein mir neues und unerklärliches Experiment — halten das Loch mit dem Finger zu, schaben dann die Stacheln ab und verzehren den gebratenen Igel, wie ein Gourmand bei uns einen Fasan. Ich sah einmal einem Zigeuner zu, wie er fünf Igel so präparirte. Ich fragte, ob denn das gut schmecke. „Ach, Herr,“ sagte er, „das ist der leckerste Bissen auf der ganzen Welt. Es ist das süßeste Fleisch. Es kostet mich aber auch viel. Ich habe für das Stück einen „Rubel bezahlt.“ — Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob unsere und die spanischen und englischen Zigeuner in Bezug auf Igel denselben Geschmack und dieselbe Kochkunst haben. Sollte dieß aber sein, so wäre es doch höchst merkwürdig, daß die Sitten und Neigungen sich bei diesem Volke von der Krim bis nach Schottland so gleich blieben! — Einmal kam eine ganze wilde Truppe schwarzer nackter Zigeunerbuben und Zigeunermädchen bettelnd auf mich zugestürzt. „Dai pan! Dai pan!“ („Gieb, Herr! Gieb!“) Es war dieselbe Geschwisterschaft, der ich schon den Tag zuvor eine Kleinigkeit gegeben hatte. „Ich habe euch ja schon gestern gegeben!“ — „Nein, Herr, nein!“ „Nein!“ — „Nun ich will euch noch ein Stück geben. Das könnt ihr „unter euch theilen.“ — „Dai pan! Dai pan!“ — „Wer ist der Älteste „unter euch?“ — „Der, der!“ — „Traut ihr ihm?“ — „Wärim, wärim“ (Wir trauen, wir trauen!) — Als ich ihnen gegeben hatte, liefen sie gleich zum nächsten Russen, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, und kauften sich süße Pflaumen und Bonbons, nackt, wie sie waren, das Rabenvolk! Dann ging der Trödel schreiend und sich streitend die Straße weiter. Ein Fuhrmann, dem sie unter die Füße liefen, klatschte mit der Peitsche dazwischen. Alles schrie und spie auf ihn, und so ging es mit fliegenden Haaren die ganze Straße hinunter. Das älteste Mädchen trug noch ein ganz kleines Kind auf dem Arme. Ueberall, wo der Haufe mit anderen in Streit gerieth, legte sie gleich das Kind mitten auf die Straße in den Staub hin und stritt und zankte sich mit. Ich sah nie so wildes und flüchtiges Gefindel! Die tatarischen Zigeuner sind alle von dieser Art. Die moldauischen stehen schon viel höher und sehen auch mit großer Verachtung auf ihre krim'schen Brüder herab. Uebrigens findet man oft sehr schöne Gestalten unter ihnen, Augen wie Kohlen, Haar wie Rabengefieder und besonders sehr edel geformten Wuchs, wie bronzene Statuen.

Man sieht aus diesem Allen, daß der Priwosdni-Basar Odeßas nicht manchfachen Interesses entbehrt. Besonders gern spazierte ich auf ihm des Abends umher, kurz vor einem folgenden Markttage. Weil die Leute fast alle sehr weit aus der Steppe zur Stadt herein haben, 4, 8 bis 15 Meilen weit, ja manche, die Holz- und Kohlenfuhrleute, 20 bis 30 Meilen weit, so

kommen sie schon immer den Tag vorher und campiren die Nacht auf dem Markte. Dann sieht man überall zwischen den Kohlenwagen und Strohsudern die Feuer auflobern, um welche sich die Moldawaner und Kleinrussen versammeln, ihre Mamaliga (Polenta) mit Brinse (Schaffkäse) zu verzehren. Eben so brennen in den Zelten der Zigeuner Feuer, an denen sie ihre Igel braten. Es gewährt dann, wenn die Leute so ruhig sind und zum Conversiren Zeit haben, ein besonderes Interesse, von Gruppe zu Gruppe umherzugehen und mit ihnen von ihren Verhältnissen zu schwätzen, zumal da ihr liebes wiedererkäuendes Zugvieh dann auch zahlreich umher liegt und das Bild des Friedens vollendet.

Da wir nun einmal bei'm Abend sind und bei'm Frieden, so können wir auch noch gleich einen Spaziergang auf den Ddessa'schen Friedhof machen, der ganz nahe an den Privosdni-Basar gränzt, zumal da er mit wenigen Bemerkungen abzufertigen ist. Die Hauptbemerkung, die sich einem Deutschen hier vor allen Dingen aufdrängt, ist die, daß Gott Einen bewahren möchte, auf diesem unheimlichen Kirchhofe seinen endlichen Frieden suchen zu müssen. Er ist ein so wüstes und trauriges Steppenfeld, wie nur irgend sonst andere russische Grabstätten, die alle nicht sehr erbaulich sind. Verfallene Monumente von dem verhaßten Kalksteine, die noch schneller sich in hideuse Trümmer lösen als der Leichnam in der Erde, und selbst die marmornen Monumente, die man etwa bei einem italienischen Sculpteur machen ließ, stehen so tief im blumen- und anpflanzungslosen Grase, als sollte der Kirchhof zu einer Viehweide dienen. Allerdings erzählte man mir auch sogar so etwas davon, daß die Kühe des russischen Popen, der darauf wohnt, recht gute Milch geben sollten. — Einigenmaßen kann, wenn man an italienische Kirchhöfe zurückdenkt, die angenehme Bemerkung wieder trösten, daß alle Religionen und Völker hier so friedlich beisammen liegen. Katholiken, Protestanten, Griechen, alle christlich vereint innerhalb derselben Mauern. Hier ruht ein Italiener: „Qui riposa li ossa di Pietro Gennaro. „Nato in Lugano 1786. Morto in Odessa 1836.“ — Dort eine Polin: „Tu lezy Rozalia Saczeniowska. Umarta 1832 i Konezywcy lat piet-„nascte.““ Dann ein Russe: „Pokrissa miloi prach do radostnago utra“ (Ruhe, du liebe Seele, bis zum frohen Morgen). — Dann wieder: „Hier „ruht Christian Markmann aus Baugen.“ Die deutsche Abtheilung war, zu meiner großen Genugthuung bemerkte ich's, entschieden die am sorgfältigsten und freundlichsten unterhaltene, mit vielen hübschen Bäumen besetzt und mit Akazienbüschen umgeben. Doch sagte man mir, daß es dem Prediger sehr viele Mühe koste, die Sache so in Stand zu halten, wegen beständiger Streitigkeiten, in die er darüber mit dem Popen verwickelt sei.

Hinter dem Priwosdni-Basar und dem Kirchhofe kommen dann noch in den Vorstädten die Vieh- und Pferdemärkte. Außer einigen Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten der Steppenoche und Pferde fiel mir hier weiter nichts Besonderes auf, als daß die Leute sich hier bei'm Viehhandel eben so eifrig und ganz auf dieselbe Weise die Hände wund schlagen, wie die Italiener, Schweizer und Tyroler an den Gränzen der Alpen, auf ihren dortigen großen Viehmärkten, und daß es hier wie dort gleich lange dauert, ehe der Handel endlich zum Abschluß kommt. Es giebt eine Menge Sitten, die die Reise um die Welt machen, wie z. B. auch die Johannisfeuer, die hier bis in die Krim hinein im Frühlinge auf allen Mongolengrabhügeln brennen, wie sie Leopold von Buch zufolge auch bis zur äußersten Spitze des Nordcaps erscheinen und die fast auf einen allgemeinen, einst über ganz Europa hin verbreiteten Feuerdienst schließen lassen könnten.

M i s c e l l e n .

Nach dieser ungefähren Skizzirung der Handels- und Lebensverhältnisse Odeffa's, die wir freilich noch bedeutend vervollständigen könnten, wollen wir nun noch eine kleine Nachlese aus den übrigen Bemerkungen unsers Tagebuchs geben, die etwas zur Charakteristik der Stadt beitragen. Da es nur Kleinigkeiten sind, so ist es vielleicht gut, die in dem Vorigen beobachtete Ordnung zu verlassen und sie in dem Gemisch zu geben, wie sie sich darboten.

Es ist natürlich, daß, wie wir bei den Märkten eine Vergröberung und gesteigerte Geringfügigkeit der Waaren mit dem weiteren Hervortreten aus dem eleganten Centrum der Stadt in die äußeren Vorstadtringe bemerkten, sich auch auf dieselbe Weise und in demselben Verhältnisse eine Menge andere Dinge verschlechtern; so insbesondere die Wirthshäuser und Schenken, die sich in der Nähe der Märkte befinden, so auch die Ziswoschtschiks (Ziaker), die sich immer zu ihnen halten. Die letzteren haben hauptsächlich 3 Stationen in Odeffa. Eine um den griechischen Basar herum, wo die zwispännigen eleganten Droschken stehen, für die wohlhabenden Leute. Die Kutscher sind Russen, welche sich von allen hiesigen Nationen am besten auf's Fuhrwesen verstehen. Die zweite Hauptstation in dem Ringe des alten und neuen Basars, wo die Kutscher meistens Griechen sind, die ein schlechteres Fuhrwerk haben und geringere Preise. Die dritte endlich noch weiter hinaus, wo nur Juden die Kutscher sind, mit erbärmlichen kleinen Einspännern. Uebrigens läßt sich über die Equipagen Odeffa's im Allgemeinen noch bemerken, daß ihnen nichts an Eleganz abgeht, daß man aber nie sechsspännig fährt, wie in den Provinzstädten Charkoff, Poltawa u. s. w., wo

man selbst bei der geringsten Visite 6 Pferde vorspannt, selten vierspännig, wie in Petersburg, meistens nur zweispännig oder einspännig, wie in Riga.

So gut das Fuhrwesen der Russen, so schlecht ist es mit ihrem Uhrwesen bestellt, besonders mit dem der Stadtuhren so schlecht, daß es in ganz Rußland nicht einmal Stadt- und Thurmuhren giebt, die, wie bei uns, durch gewichtige Schläge das Fortschreiten der Zeit, wie vom Himmel herab, in das Getümmel der Stadt hinein kundthun. Dem Uebel, das dieser Mangel an öffentlichen Uhren veranlaßt, nach denen sich Alle richten könnten, ist schwer abzuhelpen, da die russischen Städte nirgends so hohe Thürme haben, wie die unsrigen, und auch die Priesterschaft schwerlich erlauben würde, die Glockenthürme der Kirchen zu einem so ungewöhnlichen Zwecke zu benutzen. In Odessa bringt man mit einer Kanone einigermaßen eine allgemein durchgreifende Ordnung in die Zeit. Es ist ein Meridian am Boulevard errichtet und dabei eine Kanone, die, so wie die Sonne Mittags um 12 Uhr durch den Meridian geht, dieß Ereigniß aller Welt verkündigt. So wie dieser mittägliche Kanonendonner durch die Lüfte schallt, sieht man plötzlich auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Leute ihre Taschenuhren hervorziehen und in den Häusern zu den Wand- und Hausuhren laufen, um ihren Gang zu reguliren.

„Ja, ihre goldenen und silbernen Uhren reguliren sie, damit sie zur rechten Zeit zur Börse kommen, wo Geld zu verdienen ist, damit sie das Diner nicht versäumen, wo man gut speisen kann. Aber reguliren sie auch wohl das Uhrwerk ihres Innern? Ist auch wohl nur Einer unter jenen Sechszigtausend, der sich den Kanonendonner des Mittags an das innere Ohr seines Gewissens schlagen lasse, daß es erwache und sich erinnere, daß es auch zu anderen Dingen hohe Zeit sei? Unter euch Allen läßt sich kaum Einer dergleichen einfallen, und würde es nicht, wenn auch der Engel der Zeit selber die Kanone vor eueren Augen abfeuerte.“ So ungefähr würde Abraham a Sancta Clara zu den Odessaern sprechen. Guter Abraham! Wie würdest du dort verlacht werden und deine leuchtenden Perlen den Blinden vorwerfen. „Denn großer Gott,“ sagte mir ein deutscher Kolonist, der mir von den mancherlei Betrügereien erzählte, die in Odessa im Handel und Wandel gäng und gebe wären „es ist unglaublich, wie dort an allen Ecken und Enden betrogen wird. Ich kenne die übrige Welt nicht und weiß nicht, wie es dort her geht. Denn ich bin als ein sechsjähriger Bursche mit meinem Vater in's Land gekommen. Aber Odessa kenne ich und so viel weiß ich, wenn es auch anderswo nicht besser hergeht, so ist die ganze Welt nicht mehr werth als Sodom und Gomorra. Die Stadt ist von einem Ende zum anderen aus Betrug zusammengesetzt, und es ist dort kein Stein

„ehrlich auf den andern zu liegen gekommen, und wenn der liebe Gott einmal mit dieser Stadt in's Gericht gehen will, so darf nicht Stumpf und „Stiel von ihr übrig bleiben!“ — Die schädlichsten Bevölkerungselemente, welche dem Verkehr und Handel der Stadt beigemischt sind, sind die Juden und Griechen. „Beide schlimm!“ sagte mir ein deutscher Kaufmann, „und „der Eine immer noch ärger als der Andere. Doch hasse und verachte ich am „Schlusse der Rechnung die Griechen noch mehr als die Juden.“ — Wegen dieser vielen betrügerischen Hände, die der Ddessa'sche Weizen, den die Natur so gut liefert, wie anderswo, passiren muß, ist er denn auch weniger werth geworden, wenn er den Hafen von Ddessa verläßt, und steht in England in geringerem Preise als Weizen aus anderen Häfen. Freilich trägt zu dieser Herabdrückung des Preises auch der Zustand des Ackerbaus in den Steppen bei, der noch ziemlich unvollkommen ist, namentlich die Art des Dreschens unter freiem Himmel auf der nackten Erde, wo die Körner mit Staub vermisch werden, welcher dann nie mehr ganz herauszubringen ist.

Die Engländer mögen sich oft über die mancherlei Mängel des Ddessa'schen Weizens ärgern. Aber, welchen Anstoß würden sie erst nehmen, wenn sie sähen, wie schlecht hier der Sonntag gefeiert wird, und mit welchem Rummer würden sie dieß Brod essen, wenn sie wüßten, daß es in der Regel gerade am Sonntage zur Stadt geführt und verhandelt wurde. Der Sonntag, an welchem die Leute von ihren alltäglichen Feldarbeiten ruhen, ist dadurch der Haupt-Markt- und Geschäftstag der Stadt geworden. Denn sie benützen ihre freie Sonntagszeit zum Einfahren des Weizens zur Stadt und bewirken dadurch, daß gerade den Sonntag am meisten gehandelt und gewuchert wird. Zum Theil mag diese ärgerliche Erscheinung auch durch die vielen Juden herbeigeführt oder befördert sein, die wohl auf ihren Sabbath streng halten, aber eben deswegen wünschen mußten, daß der Sonntag für Geschäfte frei sein möchte, damit sie so nicht zwei Tage der Woche einbüßten. Zum Theil läßt sich bemerken, daß es in allen südrussischen Städten allgemeine Sitte ist, am Sonntage große Märkte abzuhalten. Allerdings ist dieß Vielen ein großes Aergerniß gewesen, und viele fromme Leute, Geistliche und Gouverneure, haben sich mit Predigen und Verbotten dagegen gesetzt. Auch mehre deutsche Kaufleute haben sich zuweilen verabredet, ihre Läden am Sonntage sämmtlich zu schließen. Selbst der Kaiserin fiel 1828 bei ihrer Anwesenheit die skandalöse Sache sehr mißfällig auf. Allein sie ist so zur Gewohnheit geworden, daß sie immer wieder von Neuem einreißt, und jetzt noch immer wie zuvor am Sonntage in Ddessa das größte Geschäftsleben stattfindet.

Nichts ist für einen Fremden interessanter, als in Ddessa ein Haus

bauen zu sehen. Wir erwähnten schon des schwammigen Materials, aus dem die meisten Wohnungen errichtet werden. Unter den flinken Händen der Großrussen schießen diese Gebäude wie Schwämme aus ihrem Fundamente in die Höhe. Man braucht nur ein paar Wochen dann und wann an einem und demselben Häuserbau vorübergegangen zu sein, um ein ganzes Riesengebäude aus dem Grunde heraus fix und fertig heraufsteigen zu sehen. Dieß ist um so wunderbarer, da, wenn man den Stein nicht allzugenuß betrachtet, Alles so fest und großartig wie aus Quadern gebaut aussieht. Die Steine sind nicht schwer, und die Arbeiter bringen sie leicht auf einander. Ist die Fläche der einen Seite vielleicht nicht ganz vollkommen, so helfen sie mit dem Beile nach. Ist irgendwo ein Stück zu viel, so haben sie es schneller abgesehen als einen Holzblock. Muß der Stein eine gewisse Form haben, so ertheilen sie ihm auf der Stelle ein paar Meißelschläge, welche die Sache in Ordnung bringen. Es ist, als wenn man ein Haus aus Kuchenteig backen wollte. Die kleinen Muscheln, aus denen dieser Stein besteht, haben alle dieselbe Lage, d. h. sie liegen unter einander parallel. Der Stein widersteht natürlich am besten dem eindringenden Regen u. s. w. in einer Richtung, welche auf die flache Seite der Muscheln perpendicular ist. Die Steine müssen darnach in den Steinbrüchen zugehauen und auch beim Baue der Häuser richtig gelegt werden, d. h. alle Muscheln mit dem Boden parallel, horizontal, oder, wie die Leute sich hier sonderbar und unbestimmt ausdrücken, „der Stein „muß so gelegt werden, wie er gewachsen ist.“ Man giebt den so gebauten Häusern ein Alter von 30 bis 40 Jahren. Ich habe manche Häuser aus Holz im Norden gesehen, die weit über 100 Jahre standen. Das ungeheuerere Muschellager, das die früheren unbekannten Natur-Revolutionen zur Freude der russischen Baumeister, Podrátschiks, und Mauergefellen, die einen vorzüglichen und nie versiegenden Nahrungsweig darin finden, unter der ganzen Steppe hin angehäuft und ausgebreitet haben, hat doch eine verschiedene Festigkeit an verschiedenen Orten, entweder, weil die Muscheln hier oder dort fester zusammengestampft wurden, oder weil ein anderes Bindungsmittel dazwischen trat. So unbedeutend diese Verschiedenheiten sind, so hat man sie doch entdeckt und benutzt und kennt verschiedene Orte, von denen bessere Muschelsteine kommen. Man bezieht die vorzüglichsten, d. h. die am wenigsten schlechten, aus Bessarabien. Welche Ursachen mögen dort wohl die Muscheln fester an einander gefügt haben? Die Steine, so wie sie zersägt aus den Steinbrüchen kommen, haben alle dieselbe Form und dieselbe Länge (14 Werschok). Die Breite und Höhe des Quadrats des Längendurchschnitts ist verschieden, und darnach werden die Steine verschieden benannt. „Peterik“ heißt ein Stein, wo die Seite jenes Quadrats 5 Werschok beträgt, „Scheferik“

bei 6 W., „Wosmerik“ bei 8 W. u. s. w. Die Preise steigen aber natürlich auch im Verhältnisse mit der Anzahl der Werschoks. 100 Peteriks kosten 18 Rubel, 100 Wosmeriks schon 70 bis 80 Rubel. Das Schlimmste ist, daß der Kalk zwischen diesen Steinen gar nicht haftet, und noch schlimmer, daß er selber sehr schlecht ist. Nach dem Löschen läßt man den Kalk gar nicht ruhen, wie bei uns, sondern verbraucht ihn auf der Stelle. Auch sagte mir ein Baumeister, daß der Kalk dieser Gegend sich sonderbarer Weise bei'm Löschen so wenig erhize, daß man die Hand ganz bequem hinein halten könnte, ohne sie zu verbrennen.

Die Haupt-Schenkwirthe, Traiteurs und Restaurateurs in Ddessa sind für die Wohlhabenden Italiener, auch französische Charquutiers, für die Geringeren deutsche Kolonisten, griechische Weinkeller, russische und bulgarische „Traktirs.“ Bei den Bulgaren ist es reinlicher als bei den Russen. Das Meiste wird hier unter der Erde gezechet, und der Keller sind hier zahllose, da sie in dem stets trockenen, festen und doch nicht harten Steppenboden sehr leicht groß und geräumig gemacht werden können. Jedes Haus hat den schönsten und vortrefflichsten Keller, und wenn bei einer späteren Völkerwanderung Ddessa, wie Olbia, wieder zu Grunde gehen sollte, so werden, wenn auch nichts bleibt, doch seine Keller noch lange für die Stadt zeugen. Den statistischen Angaben zufolge sollen hier über 500 öffentliche Keller sein. (In Schnizler's Statistik stehen sogar 1064).

In derselben Statistik steht aber auch, daß es in Ddessa 563 Brunnen gäbe. Wo diese sind, weiß ich nicht. Allerdings giebt es in den Vorstädten hier und da mehre kleine Brunnen, selbst auf dem Peressip, wo doch alles Wasser salzig ist. Allein so viel ist gewiß, daß, wenn diese sich auch auf die Anzahl von 563 belaufen, doch nur ein einziger davon namhaft und etwas werth ist. Dieß ist die sogenannte „Malaja Fontan“ (kleine Quelle), $2\frac{1}{2}$ Werst von der Stadt entfernt. Aus dieser Quelle trinkt sich fast die ganze Stadt. Da bisher der schon oft projectirte Aquaduct von hier aus noch nicht zu Stande gekommen ist, so ist das Wasserschöpfen und zur Stadt Fahren eine Arbeit, die ungefähr 2000 Menschen beschäftigt. Diese Wasserfuhleute haben kleine Wagen mit Tonnen, wie in ganz Rußland, und ihre Wasserkaravane hört den ganzen Tag nicht auf, sich von der kleinen Quelle durch die Steppe zur Stadt hinzuziehen. Das Wasser ist auf diese Weise ein ziemlich theurer Artikel. Man abonniert sich bei jenen Leuten monatlich mit 20 bis 40 Rubel, je nach der Größe der Haushaltung. Ein Kaufmann, dessen Haushalt durchaus nicht zu den größten gehörte, sagte mir, daß das Koch- und Trinkwasser für sein Haus ihm jährlich 450 Rubel (über 100 Thaler) koste. Außer jener Quelle giebt es nur noch eine schöne Quelle

bei Odeffa, die sogenannte „Bolschaja Fontan.“ Doch liegt sie schon 10 Werst von der Stadt. Auf diesen beiden Quellen beruht das ganze Heil der Stadt. Sollte ein unerwartetes Naturereigniß diese Gewässer verstopfen, so müßte Odeffa, wenn es nicht Salzwasser trinken wollte, entweder verdursten, oder sich in eine ganz andere Erdgegend verlegen. Denn alle anderen Brunnen in den Vorstädten, wo man auch hier und da Wasser verkauft, sind größtentheils salzig oder blos im Herbst zu gebrauchen, und meistens auch nur zum Tränken des Viehes bestimmt.

So schwierig es also oft in Odeffa ist, sich mit einem guten Glase süßen, frischen Wassers den Durst zu löschen, so leicht stillt man, wie wir auch schon oben bemerkten, den Hunger. Dazu hier nur noch einige Belege. Zu meiner Zeit kosteten hundert zum Wintervorrath eingekaufte dicke Kohlköpfe $1\frac{1}{2}$ Rubel, d. h. der Kopf ungefähr 1 Pfennig. Das Pud (40 Pfund) frischer Bohnen und Erbsen wurde im Anfange Juni zu 2 Rubel (15 Silbergroschen) verkauft. Das war der erste schöne theuere Preis für die Erstlinge. Nachher fielen sie auf 60 bis 40 Kopeken, d. h. das Pfund auf noch nicht einen Pfennig. Zuletzt konnten die Bauern sie nicht mehr für den Preis pflücken und zur Stadt fahren, und ließen den Rest, den sie nicht selbst aßen, den Vögeln auf dem Felde. Im Sommer 1838 sah ich die deutschen Kolonisten ihre Winterkartoffeln ausräumen. Sie warfen hohe Haufen auf's Feld und ließen sie verfaulen. Es waren ja neue da. Sie hatten die alten nicht alle verkaufen können, weil Niemand mehr etwas dafür bot, und sie ärgerten sich über des Himmels Segen, weil er ihnen in den Kellern faulte und das Hinausschaffen so viele Mühe machte. Die Stadt Odeffa befindet sich daher auch immer in dem angenehmen Zustande der Sättigung. In keiner Stadt erinnere ich mich so viel Eßbares ausgestellt gesehen zu haben. Das Getreide liegt selbst in allen Straßen herum; besonders war dieß in dem Sommer meines dortigen Aufenthaltes der Fall, wo es häufig geregnet hatte und daher viel feuchtes Getreide zur Stadt gekommen war. Da sah man den goldenen Weizen in allen Straßen auf Tüchern ausgebreitet, von Arbeitern umgeschauelt und der Sonne ausgesetzt. Ich habe dergleichen Arbeiten nie anderswo auf den Straßen gesehen.

Sonst leidet das Odeffaer Getreide an Feuchtigkeith, wenn sie nicht durch betrügerische Künste hineingebracht wurde, wenig, denn das Klima ist im Ganzen außerordentlich trocken. Doch glaube ich, daß die Stadt selber mehr Regen empfängt als die ganze Umgegend. So viel ich darüber während meines Aufenthaltes nachfragte und beobachtete, lief es immer darauf hinaus, daß es in der Stadt mehr geregnet hatte als in der Umgegend, und sehr häufig sah ich über der Stadt Wolken hängen, wenn die Umgegend hell war.

Die Stadt mit der natürlichen Weise durch eine Concentrirung von mehr als 60,000 Menschen und vielleicht eben so vielem Vieh eigenthümlich modificirten Luftsäule über ihr ist auf der völlig flachen Steppe, wo durchaus gar kein anderer Gegenstand zu finden ist, der sonst noch stärkeren Einfluß auf die Atmosphäre ausüben könnte, wie eine Insel auf dem Meere anzusehen, und allerdings mag sich wohl schon ihre Einwirkung auf Concentrirung des atmosphärischen Niederschlags bemerklich machen, besonders wenn man dabei noch das Gebüsch der sie umgebenden Gärten in Anschlag bringt.

Wie sehr überhaupt dieser neue Anbau der Steppe auf die Natur wirkt, zeigte mir wieder die Insectensammlung, welche ich bei einem hiesigen Kaufmanne sah und worin sich eine Reihe von Schmetterlingen fand, die erst in den letzten Jahren zuerst um Odeffa erschienen waren. Es ist Schade für Odeffa, daß es diese Sammlung aller der wenigen Insecten, welche die Stadt umschwirren, verliert. Der Besitzer war eben dabei, sie für ihre Versendung nach London einzupacken. Es war das einzige Vollständige, was das an allen Sammlungen so arme Odeffa bisher besaß, freilich auch nur als ein ziemlich unbenutztes Capital.

Eben so arm wie an wissenschaftlichen Sammlungen ist die Stadt an Fabriken. Das Einzige, was ich der Art entdecken konnte, waren ein paar Macaronifabriken und einige Reepschlagereien. In den letzteren werden viele Stricke für die türkische Flotte gemacht. Ich lernte einen großen Reepschläger kennen, der allein jährlich 20,000 Pud Stricke nach Konstantinopel schickte. Sie drehen hier Stricke bis zu der immensen Dicke von $\frac{2}{3}$ Arschin (fast einer Berliner Elle). Von diesem Stricke wiegen 100 Saschen (Klafter) 240 Pud. Ob wohl in der englischen Marine noch solche Riesenschlangen von Stricken vorkommen? Oder ob sie da nicht längst durch minder voluminöse Materialien ersetzt sind? — Uebrigens, obgleich die Gebäude der Reepschlagereien sehr gut waren, und die Drehbahn 300 Saschen (Klafter) lang, so war doch der Aufwand von Menschen wegen Mangelhaftigkeit der Maschinerie ungeheuer. Bei einem Stricke von zwei Verschock Durchmesser waren 18 Menschen beschäftigt, und bei dem Drehen jenes Riesenstrickes nicht weniger als 90.

Die Galetti- und Macaronifabriken in Odeffa, Taganrog und an einigen anderen Gränzpunkten des Meeres und der Steppe sind eine bemerkenswerthe Erscheinung. Odeffa hat allein drei große Fabriken dieser Art, die sehr bedeutende Geschäfte machen. Ihre Waare geht theils nach Süden hin, für das Wassermeer, theils nach Norden, für das Grasmeer bestimmt, wo jedem Reisenden die Galetti oft eben so erwünscht sind wie auf der Meeresküste. Die Vorräthe in den Magazinen dieser Fabriken an Schiffszwiebacken,

Macaronis von hunderterlei Formen und anderen getrockneten Broden sind wirklich in Erstaunen setzend. Eine derselben versendet allein an Macaronis jährlich 20,000 Pud in's Innere des Reiches. Es waren mir manche kleine Erfindungen interessant, die man sich des Klimas wegen zu machen genöthigt gefunden hatte. In Italien wären sie unnöthig gewesen und konnten daher als vom Klima hervorgerufene Modificationen der Fabrication angesehen werden.

Mit den Schulen der verschiedenen Nationen sieht es hier ebenfalls wohl nicht brillanter aus als mit den Fabriken. Man wird dieß nicht anders erwarten und daher um so mehr überrascht sein, doch für jede Nation hier Schulen zu finden. Die Kinder der höheren Stände und die schon entwickelteren Schüler vereinigt zwar alle das Lyceum, aber für die Handwerker u. s. w. existiren italienische, armenische, deutsche, karaitische Schulen u. s. w., auch eine große hellenische Handelsschule (Ellenemporikon Skoleion), die 200 Schüler unterrichtet. — Auch die Juden haben kürzlich eine eigene, ihnen bestimmte Schule erhalten, in welcher 300 Kinder im Deutschen, Hebräischen, Russischen, Französischen und anderen sie für's Lyceum vorbereitenden Wissenschaften unterrichtet werden. Der Director dieser Schule ist selbst ein Jude, und zwar ein sehr aufgeklärter und denkender Mann, der mit Hülfe von acht Lehrern das Ganze leitet und eben jetzt damit beauftragt war, auch in Kischeneu und anderen südrussischen Orten für die dortigen zahlreichen Juden Schulen anzulegen. Ueberhaupt geht es mit dem Unterrichte der Juden in Rußland, die bisher in großer Verwahrlosung lebten und aus tausenderlei Gründen an den für Christen bestimmten und von Christen dirigirten Schulen wenig Antheil nahmen, merklich weiter. Jene Odeßasche Schule besteht seit 15 Jahren, und seit 6 Jahren ist auch ein jüdisches Seminarium in Warschau errichtet, das für die bereits gestifteten und noch zu stiftenden Schulen die Lehrer liefern soll.

Die wenigen eigenen Schiffe, welche die Stadt Odeßa besitzet — 40 bis 45 — gehören ausschließlich griechischen Häusern. Einige große Häuser haben 5 bis 6 Schiffe, sonst fast jedes einigermaßen bedeutende griechische Haus eins. Sie sind zum Theil in Griechenland gebaut und fahren blos unter russischer Flagge, zum Theil aber auch in Cherson — in Odeßa giebt es natürlich keine Schiffswerft. Doch kommt dort ein Schiff ungemein hoch zu stehen. Eine Brigg von 1500 Tschetwert (100 Last) kostet ohne Takelage 25,000 bis 30,000 Rubel und ist daher ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mal so theuer als die Riga'schen und andere nordische Schiffe. Dabei sind diese Cherson'schen Schiffe noch sehr wenig dauerhaft gebaut, wie mir alle Bewohner der Küste versicherten, welche sehr competente Richter darüber sind. Denn da ihnen

gewöhnlich das Geschäft zu Theil wird, die durch einen Sturm an ihre Küsten verschlagenen Schiffwracks auseinander zu nehmen, so wissen sie am besten, welches Schiff ihnen die größte Mühe machte. Sie freuen sich immer, wenn das gescheiterte Schiff ein Cherson'sches war, denn dann ist die Arbeit leicht. Der Schulze einer benachbarten deutschen Kolonie war aber in Verzweiflung über einen englischen Schiffsrumpf, den er von der Assuranz-Compagnie gekauft hatte und den er, obgleich noch einige hundert Centner des schönsten Eisens und einige Wintervorräthe Holz darin steckten, doch unbenutzt am Ufer liegen ließ, weil er berechnet hatte, daß ihm die Zerstückelung und Heraus-schaffung der Schiffreste theurer zu stehen kommen würde, als sie selber nachher werth seien.

Die Fahrten, welche die Schiffe von hier aus in verschiedene Weltgegenden machen, sind dem Journal d'Odessa zufolge, aus dessen verschiedenen Angaben ich eine Durchschnittszahl nahm, von folgender Dauer:

Man fährt von Odessa nach Konstantinopel mit Segelschiffen 5 bis 6 Tage,

=	=	=	=	=	Smyna	=	=	15	=
=	=	=	=	=	Messina	=	=	20 = 25	=
=	=	=	=	=	Algier	=	=	25 = 30	=
=	=	=	=	=	Aegypten	=	=	30 = 35	=
=	=	=	=	=	Neapel	=	=	25 = 30	=
=	=	=	=	=	Livorno	=	=	30 = 35	=
=	=	=	=	=	Triest	=	=	35 = 40	=
=	=	=	=	=	Genua	=	=	35 = 40	=
=	=	=	=	=	Marseille	=	=	45 = 50	=
=	=	=	=	=	England	=	=	60 = 70	=

Merkwürdig ist in Vergleich mit den übrigen die Schnelligkeit der Fahrten nach England, wahrscheinlich als ein Product des besseren englischen Schiffswesens zu betrachten. — Als ein Beispiel, wie schnell man in den Quarantäne-Anstalten in Odessa spedirt werden könnte, wurde die Polacre Giuseppe citirt, die von Castellamare gekommen war, in Konstantinopel sich zwei Tage aufgehalten, ihre Observanz in Odessa ausgehalten, dort ausgeladen und wieder Ladung eingenommen, die Anker gelichtet und dieß Alles in 29 Tagen abgemacht hatte.

Obgleich der Odessaer Handel noch äußerst jung ist, so sind doch auf der Rhede der Stadt schon so viele Schiffe vom Anker gerissen, daß das Tauchen und Fischen nach Ankern schon eine eigene Industrie geworden ist. Dieser Industriezweig hat bereits einen Russen wohlhabend gemacht, der ein eigenes Magazin für diese Anker und einen eigenen Handel mit ihnen

etablierte. Ich sah bei ihm 50 bis 60 der größten Anker zu 120 bis 140 Pud. So baut immer der Eine sein Glück auf des Anderen Unglück.

Auch in den in der Stadt cursirenden Geldmünzen und Massen spiegeln sich wieder ihre eigenthümlichen Populations-Verhältnisse. Das meiste kleine Geld ist polnisches. Es zeigt sich sehr wenig russisches. Gold kommt wenig vor, und was davon da ist, sind holländische und österreichische Ducaten, wie in Polen. Die größeren Geschäfte der reichen Kaufleute werden aber nicht in Golde, sondern in russischem Papier gemacht. Von den Gewichten sind die großen — russische (Pude), die kleineren, aus alten Zeiten stammend, der vielen Orientalen wegen — türkische, z. B. die Decca's (sowohl Maß als auch Gewicht).

Die Zusammengesetztheit der Bevölkerung Odeffa's hat hier auch den Deutschen sogar Concurrenten gegeben in einem Gewerbszweige, in dem sie sonst in ganz Rußland die ihn ausschließlich Cultivirenden sind. In allen russischen Städten nämlich giebt es sonst keine anderen Apotheken als deutsche. Hier aber finden sich neben den deutschen auch noch griechische, italienische und polnische Apotheken, und zwar in so großer Menge, daß, wenn sie alle so gut eingerichtet als zahlreich sind, und die Aerzte, von denen, nebenher gesagt, die vornehmsten ebenfalls Deutsche sind, die richtigen Mittel zu wählen wissen, es um die Gesundheit der Stadt wenigstens zwei bis drei Mal so gut stehen muß als bei uns.

Früher, als Odeffa noch kleiner war, und man die Stadt noch gern mit allem Lebendigen bevölkerte, was bei ihr anstrandete, um sie zu heben, als man ihr sogar einen Freibrief gegeben hatte in Bezug auf die entlaufenen Sklaven, die sich hier niederlassen durften unter dem Schutze der Stadt, ohne von ihren Herrschaften aus dem Inneren requirirt werden zu können, war es natürlich, daß alles mögliche Gefindel hierher strömte, und es kam viel Gemeines nach oben. Dieß hat nun nicht von allen Nationen das Beste, sondern gerade das Abenteuerlichste hierher geführt, so auch von den in ihren Ursitzen ziemlich entfernten Moskowiten oder Großrussen, weshalb denn auch diese hier im Vergleich mit den Kleinsrussen, den eigentlichen Inhabern des Landes, keine besondere Achtung genießen. Sie haben hier den Spiznamen „Kazappi.“ Dieß Wort soll ein tatarisches sein und so viel als „Schlächter“ bedeuten, aber hier ist es so gäng und gäbe, daß Manche gar keinen anderen Namen für Großrussen kennen. Die Kleinsrussen werden hier für ehrlicher, fleißiger, sittlicher und in jeder Hinsicht besser gehalten als die Großrussen, denen man alle möglichen Schelmereien und Unmoralitäten zutraut, während im Norden an den Gränzen Kleinrußlands

gegen Großrußland gerade das Umgekehrte stattfindet. Dort hält man den Großrussen für viel thätiger, erfindungsreicher, speculativer und stellt ihn in jeder Hinsicht höher als den indolenten, unzuverlässigen und trunksüchtigen Kleincrussen, für den man den Spitznamen „Cacholl“ (Zopf) erfunden hat, weil die Kleincrussen sich das Haar rund herum abschneiden und nur in der Mitte des Kopfes einen Schopf Haare stehen lassen. Die Deutschen, welche in Petersburg „Schmerz“, — wahrscheinlich weil sie immer so viel von ihren Schmerzen, Herzen und anderen Reimen dieser Art reden — in Moskau „Kalabassniki“ (Wurstmacher) heißen, haben hier den Spitznamen „Kartoffele“, weil sie die größten Kartoffelliebhaber des Landes sind. In der That zum Theil treffende, zum Theil wenig schmeichelhafte Benennungen für uns. Doch hoffe ich gleich im Folgenden bei Gelegenheit der deutschen Kolonien zu zeigen, daß wir Deutsche auch noch andere Künste verstehen als das Wurstmachen, Kartoffelneffen und die sentimentale Herz- und Schmerzreimerei.

Ausflüge in die Steppen.

„Nil fore dulce mihi Scythica regione putavi
Jam minus hic odio est, quam fuit antea locus.“

Umgebung von Odeſſa.

In den Städten, den großen Versammlungsplätzen der Menschen, hat der Reisende so viel Neues zu sehen, auf allen Straßenecken begegnet ihm so viel Unbekanntes, und ein einziger Blick umfaßt hier so viel Interessantes, daß der Ankömmling, davon verwirrt, nicht recht weiß, was er sieht, wo er beginnen, wo er enden soll. Es gehören einige Zeit und vielfache Nachsuchungen dazu, bis er einigermaßen seines Stoffes Herr wird, bis er den leitenden Faden in diesem Labyrinth findet, bis er weiß, wohin er Alles zu stellen hat und unter welchem Gesichtspuncte er die verschiedenen bunten Dinge betrachten muß. Es ging auch mir wieder in Odeſſa so, und ich hörte nicht auf, die Stadt zu durchwandern und zu durchforschen, als bis ich einigermaßen wenigstens den Bau des Ganzen durchblickte. Mein lieber Kun=laje hatte mich bald in den ersten Tagen meines Aufenthaltes verlassen. Er war nach dem taurischen Bosphorus und dem asow'schen Meere abgegangen, wo ihm ein Freund in seinem Testamente eine kleine Insel vermacht hatte, deren Besiz er antreten wollte. Ich machte nachher die Bekanntschaft einiger mir sehr lieb gewordenen Professoren vom Lyceum, unter denen sich Finnländer, Schweden und Russen befinden, und mehrerer angesehenen und sehr achtungswerther deutscher Kaufleute und lebte so ganz angenehm, indem ich dabei keinen Tag versäumte, mittels der schönen Wellen des schwarzen Meeres mein Leibliches und Geistiges anzufrischen. — Nun erst wagte ich es, an die Umgegend Odeſſa's zu denken und einige Ausflüge zu machen, die in vieler Hinsicht belehrend waren. Anfangs beschränkten sie sich nur auf die umliegenden Landhäuser. Nachher dehnte ich sie weiter aus, bis zu den deutschen Kolonien und zum Dniestr.

Es ist eine allgemeine Sitte der wohlhabenden Städtebewohner aller Länder, ihre Stadt nur als ihren eigentlichen bleibenden Aufenthalt für den Winter zu betrachten und mit dem Frühlinge das schöne, blühende und grüne Land zu suchen, weshalb alle Städte auch ihre Nachbarschaft mit freundlichen Gärten und Landhäusern besamen. Daher die reizenden „Bastiden“ bei Marseille, die hübschen „Lütken“ bei Christiania, daher die soliden „Vorwerke“ der Bremer und Hamburger, die „Sommerlogis“ der Leipziger, die „Sommerfrischen“ der Bogenener und Innsbrucker, die kleinen freundlichen „Höfchen“ der Nigenser, die prachtvollen und luxuriösen „Datschen“ der Petersburger auf den Inseln der Nawa, und daher endlich auch die „Chutors“ der Odeffaer, die auch sogar den Muth gehabt haben, in ihre Steppe hinauszuziehen und hier ein Garten- und Landleben zu versuchen, das ihnen die Natur so durchaus verweigert zu haben schien.

Woher eigentlich die sonderbare Benennung „Chutor“ kommen mag, habe ich nirgends erfahren können. Wunderlich! Kaum steht Odeffa fünfzig Jahre, und schon befindet sich so Manches über seine Entwicklung in Dunkel gehüllt. Deutsch ist das Wort nicht, russisch und italienisch auch nicht. Keine Nation will es als das Ihrige anerkennen, und doch brauchen es alle. Nur schreiben einige „Hutor“, und die deutschen Kolonisten sprechen „Futter“, als wenn es von „Füttern“ herkäme. — Die meisten dieser Chutors würden, wie man sich leicht denken kann, bei jeder anderen Stadt eine ziemlich unbedeutende Erscheinung sein, denn sie liegen größtentheils auf völlig flachem Boden, ohne alle Aussicht, wie ein Lerchennest im Felde. Die ungemein großen Schwierigkeiten, die sich hier der Anpflanzung der Bäume und Gebüsche entgegenstellen, erlauben natürlich nur, sich auf einen kleinen Raum auszudehnen, weshalb denn die Gartenkunst nie große Sprünge wird machen können. Ich sah mehrer dieser Chutors, an welchen die Besitzer nach ihrer Versicherung Hunderttausende verschwendet hatten, und wo doch kaum mehr als etwas Gebüsch, ein Haus und einiger Schatten zu sehen war. Das Problem, das der Gartenkunst hier gegeben ist, ist wirklich unglaublich schwierig. Es gilt, einen völlig ununterbrochenen, platten, quellenlosen Boden, der im Sommer von einer ausdörrenden Sonne und im Winter von einem hyperboräisch rauhen Nordwinde überstrichen wird, mit hübschen Gartenanlagen zu versehen. Dennoch aber, wenn man nur vom relativen Werthe spricht, kann man sich denken, wie reizend und lieblich die kleinen freundlichen Gehöfte und angenehmen Schatten der Chutors Dem erscheinen, der aus der Steppe oder dem staubigen Odeffa zu ihnen gelangt, — ganz wie die Dasen in der Wüste, und die Kaufleute haben Recht, viel auf ihre Chutors zu verwenden und alle Sommerabende zu ihnen hinauszuflüchten. Auch ist die

Freude und Theilnahme an den Dingen keinem absoluten Maßstabe unterworfen, und ein Dbeffaer freut sich auf seinem einfachen Chutor eben so sehr, als ein Römer auf seiner prachtvollen Villa. Mir zeigte mit großem Entzücken ein Kaufmann eine Birke in seinem Garten und versicherte, es sei die größte in ganz Dbeffa und folglich auf vierzig Meilen weit in der Runde. Er hatte seine innige Freude am Wachsthum seines Baumes, dessen Dicke und Höhe er wohl schon hundert Mal ausgemessen hatte. Er war jetzt 15 Fuß hoch, und unten konnte man ihn schon kaum mehr mit vier Fingern umspannen. Doch gleich gefellte sich auch zu dieser innigen Freude sehr warme Besorgniß und Furcht, der Baum möchte doch nach einiger Zeit leiden und ausgehen. Im Norden giebt es Gutsbesitzer, die hunderttausende der wundervollsten Birken auf ihren Gütern haben und dafür nicht so viel Sorge und Liebe tragen, als dieser Mann für sein einziges, rares Bäumchen. Derselbe zeigte mir auch Maiblümchen, die er von der krim'schen Südküste hierher verpflanzt und die ihm die unaussprechliche Freude gemacht hatten, in seinem Garten zu verwildern und nun unter verschiedenen Bäumen ihre weißen Glöckchen aus dem Grase zu erheben. Eben so hatte er aus der Krim Schlüsselblumen kommen lassen, die, wie er versicherte, bis jetzt noch in seinem Garten allein zu sehen wären. Ein Gartenfreund muß die Natur hier im Kleinen zu genießen verstehen, sonst sieht es mit seinen Freuden sehr schlimm aus. Wie unter den Bäumen die Akazien am besten gedeihen, die man in allen Chutors wiederfindet, so scheint es mir, daß unter den Blumen die Georginen die am meisten verbreiteten sind. Denn man sieht in jedem Garten einen reichen Flor von diesen prunkenden Kindern der Flora. Ja man kann es als eine kleine geographische Merkwürdigkeit ansehen, daß die Georgine, die doch auf europäischem Boden eine noch so neue Pflanze ist, sich schon so bedeutend durch ganz Südrußland verbreitet hat. Auch in der Ukraine und Kleinrußland war in den Gärten, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, die Georgine die zuerst auffallende Blume. Vielleicht ist eben sowohl der Geschmack der Russen für ihre schönen Farben, als die Zuträglichkeit des Bodens die Ursache davon.

Die einzige Ausnahme von jener Flachheit der Dbeffa'schen Gartenanlagen macht eine kleine Reihe von Chutors, die sich auf Abstürzen der schwarzen Meeresküste angesiedelt und daher eine Lage haben, die man einigermaßen romantisch nennen könnte. Doch ist der Fleck, wo dieß möglich war, so klein, daß nur sechs Landsitze darauf Platz gefunden haben, die der reichen Kaufleute Marasli, Rainaud u. s. w. Sie sind das einzige wirklich Schöne, was Dbeffa in dieser Art aufzuweisen hat, weshalb auch die Kaiserin von Rußland im Jahre 1828, als der Kaiser vor Warna stand, hier residirte. Ich wanderte

eines Morgens hinaus, theils dieser Ehtors wegen, theils aber auch der merkwürdigen Abstürze der Küste wegen, welche die Russen „Obruiwi“, von „obruiwatj“ (losreißen), nennen. Alle Küsten des Pontus, von der Mündung des Dniepr bis zu den Mündungen der Donau und eben so auch die Küsten der Limans sind diesen Einstürzen ausgesetzt. Nur stellenweise erscheinen sie abgerundet, mit Gras bewachsen und gleichsam vernarbt. Die Ursachen dieser Abstürze sind verschieden. Theils nagt das Meer an dem Fuße der Küste, spült ihn aus, und die oberen, frei überhängenden Schichtenstücke der Steppe stürzen nach, theils spült sich das ablaufende Regenwasser hier und da Löcher ein und giebt Anlaß zum Abfallen großer Brocken, theils endlich — und dieß ist die am häufigsten eintretende Ursache, welche auch die größten Folgen hat, — unterspülen am Rande der Steppe zwischen zwei tiefliegenden Schichten selbst unter dem Niveau des Meeres hervortretende Quellen die oberen Steppenschichten, indem sie breite Höhlen bilden, in welche dann ganz breite und große Abschnitte der Steppe hinabsinken. Daß sich die Ursache des Abbrisses häufig in der Tiefe befinden müsse, zeigt sich sehr deutlich darin, daß sich die losgerissenen Abschnitte 10 bis 12 Klaftern tief ganz perpendicular hinablassen. Ich sah bei Odessa ein großes Steppenstück, das sich erst vor wenigen Monaten gesenkt hatte und bei dem alle Folgen des Sturzes daher noch sehr deutlich und unverwischt waren. Es war ein Erdstück von 30 bis 40 Fuß Breite und 500 bis 600 Schritt Länge. Es war völlig perpendicular 9 bis 10 Klaftern tief an dem Rande der etwa 25 bis 30 Klaftern hohen Steppe hinabgesunken, alle abgeschnittenen Schichtenstücke waren dabei in vollkommen horizontaler Lage geblieben. Dabei war die Hauptmasse völlig unversehrt und unzertrümmert erhalten, und auf der ganzen Länge des Stückes führte noch der Weg hin, auf dem man noch vor wenigen Wochen oben am Rande der Steppe hingefahren war. Das Meeresgestade war durch die sinkende Masse um etwa 15 bis 20 Fuß von unten herauf gehoben, und auf dieser Höhe, an deren Fuße nun die Brandung spülte, lagen die Muscheln und Steinchen, welche noch kurz vor dem Bruche das Meer gewälzt hatte. Auch sonst war das Land zwischen dem sinkenden Bruchstücke und dem Meere noch vielfach verschoben und gehoben, zerrissen und übereinander gedrängt und mit Trümmern von Kalkfelsen und Erdklumpen bedeckt. Bäume, die auf diesem Lande wuchsen, waren umgestürzt und vergraben, Theile von Gärten völlig zerstört und zwei Wohnungen durch die Verschiebung ihres Fundaments zerrissen und zusammengestürzt. Die Leute der Nachbarschaft erzählten, sie seien in der Nacht, in welcher die Senkung geschehen, erschreckt zu einander gelaufen, denn es habe 12 Stunden hindurch beständig gedonnert und gekracht, und auch der Boden ihrer Wohnungen

habe wie bei einem Erdbeben gezittert und geschwankt. Der Anblick des Ganzen war ziemlich wild; der herabgestürzten und zertrümmerten Gartenurnen, der überschütteten Bäume und Weinreben, der gespaltenen und öden Häuser, der entstandenen Klüfte, des zerrissenen Bandes der Heerstraße und des dem Meere enthobenen Strandes.

Ich habe mehre andere Stellen am Ufer gesehen, wo die sinkenden Massen hart am Strande kleine Felsen und Inselchen aus dem Grunde des Meeres über sein Niveau herausgehoben hatten. Diese „Dbruiven“, um den russischen Ausdruck beizubehalten, haben sich an manchen Orten zu verschiedenen Zeiten mehre Male hinter einander wiederholt, so daß dann hier das Ufer sehr zerstört erscheint und daß vom Rande der hohen Steppe bis zum Strande des Meeres mehre Stufen von verschiedener Höhe unterschieden werden können. Durch den Regen wäscht sich mit der Zeit das Eckige und Rauhe an diesen Stufen ab, sie begrasen sich, werden fest und zum Anbaue geeignet. Und eben auf der oberen Fläche solcher Dbruiven haben sich nun auch jene hübschen Chutors angesiedelt. Wenn man die ganze Wüstenei der Steppe hinter sich hat, von der man glücklicher Weise gar nichts sieht, und die des Meeres vor sich erblickt, über dem man noch 10 bis 12 Klaftern hoch erhaben ist, so kann man sagen, daß sie ein äußerst reizender Punct sind, ein kleines Miniaturbild von Berglandschaft mitten zwischen zwei unabsehbaren Flächen. Die Dbruiven haben hier und da kleine schroffe Vorgebirge hinausgeschoben, auch eine kleine Bai fast cirkelrund eingefast, die man zu sehr hübschen Partien benutzt hat. Die Bäume, Reben und Sträucher wachsen auch besser, da sie hier natürlich viel günstiger stehen als auf der hohen Steppe. Die kleinen niedlichen Eidechsen haschen sich in Menge in den Gartenanlagen, die so angenehmen Schutz gewähren, und Vögel sollen sich hier ebenfalls häufiger finden. Nur Schade, daß das Ganze, wie man sagt, auf so schwachen Füßen steht. Denn diese Dbruiven, die jetzt so fest zu stehen scheinen, könnten sich doch noch einmal wieder verschieben und dann der kleinen eleganten Kolonie einen argen Streich spielen.

Auf dem Rückwege von Rainaud und Marasli, hier sehr berühmte Namen, kehrte ich erstlich noch bei einem ebenfalls in den Dbruiven sehr malerisch am Wege liegenden Kosackenposten und dann bei einem Gärtner ein. In dem Kosackenhäuschen fand ich einen transdanubischen Kosacken, der hier den Strand bewachte. Seine beiden Kameraden waren unten am Wasser und fischten für ihre kleine Haushaltung. In ihrer Hütte, die auf der Spitze eines Vorgebirges unter einigem Gebüsch halb versteckt lag, und in der ich gern ein wenig ausruhte, fand ich Alles recht ordentlich, einen Spiegel, ihre Waffen, ihr Betten, ihre Kessel und andere Geräth-

schaften, und ihre drei Lanzen hoch auf den Spitzen des kleinen Vorgebirges, Alles reinlich und gut gepugt, sei es nun, daß die Ordnungsliebe der Kosacken, oder die strenge Aufsicht von oben davon die Ursache war. Ich unterhielt mich mit dem Kosacken von seinem Dienste und seiner früheren Lebensgeschichte. Er erzählte mir, daß, seitdem sie russisch wären — seit dem letzten Türkenkriege 1828, wo bekanntlich diese Kosacken zu Rußland übergingen — man zwei Regimenter aus der jungen Mannschaft ihrer Dörfer formirt habe, jedes zu 700 Mann, die am schwarzen Meere vertheilt wären. Er sagte, bei den Türken hätte es ihnen viel besser gefallen; er habe selber auch dem Pascha — so nennen die Kosacken hier allgemein den Padischa — gebient. Da hätten sie ein viel lustigeres Leben gehabt, 50 Rubel alle vier Monate. Hier hätten sie so wenig, daß der Vater ihnen aus dem Dorfe noch zuschicken mußte. Dann hier den schweren Dienst, nie hätte man einen Augenblick frei, und wenn man die Wache hätte, mußte man immer stehen, wie eine Bildsäule. Der Pascha wäre gar nicht böse geworden, wenn man sich auch ein wenig dabei in's Gras gelegt hätte, ja man hätte die Sache schlafend abmachen können. Freilich hätten sie auch schwere Feldzüge machen müssen, durch Anadoli gegen die Bergbewohner (Kurden) und gegen die „Arab“ (Araber) bis über Jerusalem hinaus, die so schwarz seien, wie die Steppenerde. Aber wenn man den Kopf eines solchen „Arab“ unter dem Säbel hätte, so zeige er Zähne so weiß wie der Schnee. Jedoch hätten sie dann für ihre Strapazen auch Beute genug machen können und wären reich an ihre Donaumündungen zurückgekehrt. „Denn in der Türkei“, sagte er, „ist Alles, was Dir nur in die Seele kommt, Wald, Brod, Früchte, Mädchen. Aber hier ist nichts als Step, Step, Step, wso krugom step „(rund herum die Steppe).“ — Am schlimmsten, sagte er, wäre der Dienst in der „Garantirnaja“ und besonders auf den „Barambacht“ (so nannte er, wie die meisten Kosacken, die „Quarantäne“ und die „Brandwachen“), denn da wußte er zuweilen selbst nicht recht, wen er todt-schießen sollte, wen nicht, und es gäbe zuweilen Strafe, wo er es sich gar nicht erwartet hätte. — Wie aus einer alten unkenntlichen Inschrift studirte ich noch eine Zeit lang Geographie aus den Erzählungen dieses weitgereis'ten Mannes, und beendete meine kleine Reise dann, indem ich meinen Rückweg über einen großen Weingarten des Grafen Woronzow nahm. In diesem Weingarten traf ich einen deutschen Gärtner, der mir erzählte, daß im vorigen strengen Winter von 60,000 hier befindlichen Weinstöcken nur 20,000 übrig geblieben wären; alle übrigen seien erfroren, die ganze Anpflanzung sei also so gut wie zerstört. Man urtheile hiernach, inwiefern man diese Gegenden noch unter die Weinländer rechnen kann. Sehr merkwürdig war es, daß alle die Stöcke ohne

Ausnahme gerettet worden waren, die man nach der Weise aufgebunden hatte, wie sie bei den Kosacken am Don üblich ist. Nach dieser Weise werden immer acht Rebstecklinge in ein Loch gesteckt; drei oder vier von ihnen fassen Wurzel und treiben dann nach allen Seiten hinaus. Um sie herum werden vier Pfeiler in Quadrat in die Erde gesteckt und mit Querstangen verbunden, an denen auf allen vier Seiten die Reben hinaufgezogen werden, so daß das Ganze das Ansehen einer trichterförmigen, nach unten spitz zulaufenden Laube gewinnt. Der Gärtner sagte, es entwickle sich freilich auf diese Weise viel Holz und wenig Trauben, allein da das Holz eben daher auch nie so saftig, sondern trockener wäre, so erfröre es auch weniger leicht. Man müßte diese am Don schon sehr alte Weise auch hier einführen. Die Eingeborenen des Landes wissen immer am besten, was ihrem Klima frommt.

Eine ganz eigenthümliche Art von Gärten, die man um Odeffa herum, wo sie sich sehr häufig finden, zu studiren Gelegenheit hat, sind die *Melonen-gärten* der Kleinrussen, welche sie „*Baschtans*“ nennen. Das Wort wie die Sache ist tatarisch und von den Tataren höchst wahrscheinlich auf die Kleinrussen übergegangen, und jetzt finden sich diese „*Baschtans*“ nicht nur bei den Tataren der Krim und bei denen des Kaukasus (im unteren Kurthale, welches fast durchaus von Tataren bewohnt ist, bis Baku und Derbend), so wie auch jenseits des kaspischen Meeres in der großen Tatarei, sondern auch im ganzen südlichen Rußland, so weit der fette Steppenboden und die Kleinrussen gehen, bis nach Kiew, Charkoff und Saratoff hinauf durch die Länder aller Kosacken und die ganze Ukraine. Und es sind die Producte dieser *Baschtans* theils so innig mit dem Leben der alle diese Gegenden bewohnenden Menschen und namentlich mit dem der Bewohner Odeffa's verwebt, theils sind sie der Natur des Bodens so angemessen und überhaupt so sehr das in seiner Art Schönste und Vollkommenste, was die Steppen liefern, daß es unverzeihlich wäre, sie hier zu übergehen. Die wenigen Bemerkungen, die wir über die Cultur und Producte dieser Gärten zu machen Gelegenheit hatten, wollen wir daher hier zusammenfassen.

Die Hauptgewächse in diesen *Baschtans* sind fast lauter Pflanzen, die zu den Cucurbitaceen gehören, Melonen, Arbusen (Wassermelonen), Gurken u. s. w., und auf ihre Erziehung, besonders aber auf die der Arbusen, der Krone der *Baschtans* und der Lieblingsfrucht ganz Südrußlands, ist es bei ihrer Anlage vorzugsweise abgesehen. Außer den genannten Pflanzen erscheinen aber auch noch in den *Baschtans* folgende: Sonnenblumen, Zwiebeln, Rettig, türkische Hirse, Kukuruz (Mais), Paradiesäpfel und in der Krim wie bei Odeffa, überhaupt in den südlichen Gegenden, „*Baklajan*“, außerdem aber sonst gar nichts. Man kann die *Baschtans* also als die

eigenthümlichsten Steppen-Gemüsegärten definiren, welche alle diejenigen Früchte und Gemüse erzeugen, deren Genuß diese Völker vorzugsweise lieben, und deren Production das Klima und der Steppenboden vor allen anderen begünstigt.

Um die Wichtigkeit und das Interesse der Sache sogleich in ein helleres Licht zu stellen, wollen wir zuvörderst etwas von der Anwendung und den Eigenschaften einer jeden dieser Früchte sagen und dann von der Anlage und Cultur der Baskhtans selbst.

Vor allen Dingen von den *Arbuse n*. Diese treffliche, saftreiche Frucht scheint die Natur fast mit besonderer Bezugnahme auf die Steppen erschaffen zu haben. Denn wie die *Alces* in den Sandwüsten Afrika's und mehrere *Cactus*arten in den *Llano's* Südamerika's, welche sorgsam kostbares Naß für die dortigen Thiere hegen, so gedeihen die *Arbuse n* vorzugsweise in den wüsten, trockenen Steppen und ziehen gerade in den trockensten Jahren mittels ihrer mageren und dünnen Stiele und Wurzeln ihre süßesten und erquicklichsten Säfte zusammen. Sie werden in dem ganzen Steppensüden so groß, saftig und süß, daß sie als eine wahre Wohlthat für das Land betrachtet werden müssen und als ein vortrefflicher Ersatz für gutes Quellwasser gelten können. Daß sie auch vorzugsweise als Durstlöcher im Lande angesehen werden, zeigt schon die Redeweise der Kleinrussen, wenn sie eine *Arbuse* essen wollen. „Ach, ich bin erschrecklich durstig“, sagen sie, kaufen sich dann eine *Arbuse* und verspeisen sie. Bei jedem Frühstück und Mittagessen steht ihnen daher statt der Wasserflasche eine *Arbuse* zur Seite, in die sie zu ihrem Brote und Specke zu Zeiten einbeißen, wie man sonst ein Schlückchen aus dem Glase nimmt. In der That ist auch das ganze Innere der guten *Arbuse n* nichts als ein cremeartig geronnener Saft, der ohne Nachrest auf der Zunge schmilzt. Sie haben eine eigene Weise, die *Arbuse n* anzuschneiden. Zuerst schneiden sie ihr die äußere Schale da weg, wo der Stengel ansaß, und stellen sie auf die gewonnene Fläche hin; alsdann schneiden sie den Deckel ab, und nun machen sie eine Menge Paralleleinschnitte der Länge nach, jedoch so, daß Alles noch zusammenhängt. So stellen sie sie auf den Tisch hin, und dann langt sich jeder der Mitesser ein Stück nach dem anderen heraus. Es ist unglaublich, welche Massen von *Arbuse n* hier zu Markte geschleppt werden. Selbst in kleinen Städten, wie *Poltawa*, sieht man ganze Berge von ihnen auf den Märkten. Jeder liebt und ißt diese schöne, erfrischende Frucht, und sie erscheint regelmäßig bei der Tafel des Vornehmen, wie bei der des Geringen. Viele Leute trinken des Morgens so *Arbuse n*, wie wir den Kaffee, und wenn Jemand in den Steppen über Land fährt, so wird er gewiß nicht vergessen, sich ein paar *Arbuse n* in den Wagen werfen zu lassen,

die vor den gläsernen Weinflaschen das voraus haben, daß sie nie zerbrechen. Es giebt mehre Orte in den Steppen, die ihrer guten Arbusen wegen berühmt sind, so in der Ukraine Tichwin, in Besarabien Akerman. Nach Odessa kommen die besten aus der Krim mit dem Dampfsschiffe. Interessant ist es, den Kennern bei'm Einkaufe auf dem Markte zuzusehen. Sie wissen theils nach dem Aeußeren jeder Frucht auf ihr Inneres zu schließen, theils nach dem Tone, den sie giebt, wenn man mit dem Finger anklopft. Sie pochen daher an jede Arbusen, bis sie eine gefunden haben, die ihnen die rechte zu sein scheint. Die Arbusen sind hier so süß, daß man sie überall ohne Zucker ißt. Weil sie zart sind und leicht verderben, so hat man natürlich Methoden erfunden, sie zu conserviren. Das Beste soll sein, sie mit Thon zu umhüllen und so in den Kellern zu verpacken. So kann man sie bis tief in den Winter hinein frisch erhalten. — Es giebt sehr verschiedene Arten von Arbusen. Einige haben ein ganz weißes Fleisch, einige ein gelbliches, andere ein rosenrothes. Diese habe ich, vielleicht nur von der Farbe verführt, immer für die besten gehalten.

Neben den süßen Brunnen der Arbusen sind zunächst die Melonen zu nennen. Auch sie werden in einer bei uns unerhörten Menge gezogen. Ein deutscher Kolonist aus den Steppen erzählte mir, daß er in Würtemberg zuerst Melonen bei der Tafel seines Königs habe essen sehen, wo er sich unter den Zuschauern befunden. Hier in der Steppe konnte er nun selbst so viele essen, als er Lust hatte. Man sieht hier die Melonen fuderweise zu Markte bringen, und es gewährt einen für uns nicht wenig sonderbaren Anblick, wenn man zerlumppte Bettler auf den Straßen zuweilen Melonen zu ihrem trockenen Brode essen sieht. Indeß gedeiht diese Frucht hier nicht zu dem hohen Grade von Güte, wie die Arbusen, und es scheint wohl, daß sie eine speciellere Fürsorge und Cultur von Seiten des Gärtners verlangt, als ihr hier zu Theil wird, um einen gewissen Grad von Feinheit und Zartheit zu erlangen.

Zahllos in den Baschtans sind die Varietäten der „Tickwi“ (Kürbisse). Nirgend sieht man sie von solcher Größe und von so sonderbaren Formen. Einige sind aschgrau, wie die Steppenochsen, sie werden zuweilen so groß wie Mehlsäcke; andere haben auf hellem Grunde dunkelgrüne Streifen, aber immer regelmäßig zehn; einige sind über eine Elle lang und haben dabei nur einen bis zwei Zoll im Durchmesser; andere zeichnen sich durch ihre Kleinheit aus, haben ganz die Gestalt einer aus Holz gedrechselten Birne, oder ganz die Größe, Regelmäßigkeit und fast auch die Härte einer Billardkugel; wieder andere, als wollte die Natur den Menschen zum Besten haben, ahmen auf's Härchen die Farbe, Gestalt und Größe der Apfelsinen nach. Die wunderbarsten, die ich entdeckte — ich entdeckte aber fast alle Tage eine neue

Art — hatten eine runde plattgedrückte Gestalt. Unten gingen sie zu einem zierlichen Fuße zusammen, oben hatten sie 10 kleine gleichgroße Höcker herum und in der Mitte dieser 10 kleineren Auswüchse einen großen, wie zum Anfassen, ganz wie bei einem geschlossenen gläsernen Flacon, und dabei waren alle einander so vollkommen gleich, als wären sie bei demselben Drechsler gearbeitet. Man müßte sie Flaconkürbiß nennen. Wie äußerst merkwürdig! Wann traten die Samen zu diesen Flaconkürbissen an's Licht? Zur Zeit der Schöpfung der Welt? Wie sonderbar, daß die Natur damals auf eine Form versiel, welche erst Jahrtausende nachher der Mensch in den böhmischen Glasfabriken wieder erfand! Alle die letzteren kleinen Spielarten der Kürbisse haben ein trockenes holziges Fleisch, das nicht gegessen wird. Sie dienen nur zum Schmucke und Zierath. Die Apfelsinenkürbisse sieht man bei den geringen Leuten überall auf den Schränken zwischen Gläsern und Tassen stehen, wie in Holland die Seeconchylien. Die Flaconkürbisse fast man sogar hier und da ein und braucht sie wie die Kokosnüsse zu kleinen Geräthschaften. Die übrigen kauft man auf dem Markte als Spielzeug für die Kinder.

Nach den Kürbissen kann man die Gurken nennen, die ebenfalls in allen russischen Haushaltungen — nicht blos im Süden — eine so bedeutende Rolle spielen, wie wir sie nicht kennen. Nichts ist der Russe lieber als Gurken. Bei den Vornehmen sogar wird oft zum Braten nichts als Gurken präsentiert. Ich habe oft auf meinen Reisen um Mitternacht kalte Gurken essen müssen, weil sich in der Speisekammer des Wirthshauses nichts Anderes vorrätig fand. Die Russen schelten die Griechen zuweilen „*Selonnoi Grek*“ („du grasgrüner Grieche“), weil sie vieles Gemüse roh essen. In gewissem Grade aber trifft sie selbst dieser Vorwurf. Man sieht oft Frauen und Mädchen aus allen Ständen im Garten Gurken pflücken und mit Lust verspeisen. Wie sonderbar, daß solche specielle Geschmäcke, Neigungen und Vorlieben sich oft so entschieden und constant zeigen.

Vom Rettig läßt sich Aehnliches bemerken.

Von den Zwiebeln sprachen wir schon oben. Doch können wir noch den charakteristischen und durchgreifenden Unterschied zwischen den Klein- und Großrussen bemerken, daß diese die Zwiebeln wie Äpfel zum Brode abbeißen, während jene sie auf dem abgeschnittenen Brodstückchen zerdrücken und es damit beschmieren. Wenn man die Völker in ihren Sitten genau beobachtet, so glaubt man oft ein Naturforscher zu sein, denn Alles ist bei ihnen durch Gewohnheit und durch den jedem Volke eigenthümlichen und wie ein Naturgesetz aus ihnen herauswirkenden Charakter so fest und unabänderlich bestimmt, wie bei den Thieren. Wie das Pferd eine andere Manier hat, das Gras zu rupfen, als der Dohse, so hat auch jedes Volk seine eigene unver-

rückte Weise zu speisen u. s. w. — In dem Kochbuche der Kleinrussen findet sich eine Zwiebelsauce als die Krone aller Saucen. Sie zerquetschen Speck, Zwiebeln und Knoblauch, lassen es mit einander auf dem Feuer zergehen und gießen diese Sauce über alle Speise, die von Natur trocken ist.

Die Paradiesäpfel (*Pommes d'amour*, *Solanum Lycopersicum*) gedeihen in den Baschtans zu einer seltenen Größe und Schönheit. Man sieht sie freilich zuweilen auch bei uns, z. B. auf den Gemüsemärkten von Wien. Allein diese Wiener Paradiesäpfel sind wahre Krüppel und Zwerge gegen die Odeffa's und der Steppe. Sie werden im Spätsommer fuderweise auf die Odeffa'schen Märkte gebracht, alle untadelig schön, hoch purpurroth und mehr als faustdick. Es speist sie hier alle Welt, in Butter gebacken, in Saucen, in Suppen u. s. w. Sie haben hier einen vortrefflichen, etwas säuerlichen Geschmack. Auf dem Markte diese delikaten Früchte anzusehen, erregt schon im Voraus den Appetit und gewährt dieselbe Freude, wie der Anblick von allem in seiner Art Vollkommenen. Hier heißt diese Frucht allgemein „Pommasdor,“ vielleicht eine Verdrehung von *Pommes d'amour*. Wahrscheinlich hat sie indeß noch einen tatarischen Namen. Von Russen hörte ich auch die Benennung „applitschane.“

Zu diesem Allen kommen dann noch die „Baklajan,“ die auf dem Odeffa'schen Markte, wie auf allen tatarischen Märkten der Krim sehr häufig sind. Es ist eine dunkelviolette Frucht, in Gestalt und Größe der Gurke ähnlich. Man speist sie nur auf eine Weise, nämlich gebacken, mit einer Fleischfarce gefüllt. Sie sind so Gemüse und Fleisch zu gleicher Zeit und vertreten gewissermaßen die Stelle der großrussischen Pirogen (Fleischpasteten).

Von den samentragenden Gewächsen der Baschtans sind entschieden die vornehmsten die Sonnenblumen. Diese Blume, die bei uns bloß als eine — freilich nicht eben sehr ästhetische — Art von Zierpflanze erscheint, spielt bei den Steppenbewohnern eine nicht unbedeutende Rolle. Diese Leute, insbesondere die Kleinrussen, die überhaupt eine so nervöse Unruhe in den Zähnen haben, daß sie immer etwas zu beißen und zu knacken haben müssen, bei denen daher, wie wir schon oben bemerkten, auch Nüsse, Johannisbrod u. s. w. nicht unbedeutende Handelsartikel geworden sind, haben auch in ihrem Lande noch eine Menge von Kernen zu produciren gesucht, die sie allenfalls tadelnd zerbeißen können. Dahin gehören nun auch die Kerne der Sonnenblume. Es werden dieselben auf allen Ecken der Straßen und in den Dörfern verkauft, eben so wie auch die Melonen-, Arbusen- und Kürbiskerne, und es giebt Marktfrauen, die mit weiter nichts als mit diesen Kernen handeln. Die Leute haben eine unglaubliche Gewandtheit, bei so kleinen Kernen die

Schale vom süßen Fleische zu sondern, und knickern und beißen oft Tage lang so fort. Dem, der an die Seelenwanderung glaubt, ist es klar, daß die Kleincrussen entweder einmal aus dem Geschlechte der kernbeißenden Vögel hervorgingen, oder noch einmal in die sterblichen Hüllen dieser Thiere einfahren werden. Wenn sie über Land gehen, so nehmen sie gewöhnlich eine große Sonnenblumenscheibe unter den Arm und holen einen Kern nach dem anderen daraus hervor. Es gedeihen diese Pflanzen hier bis zu einer außerordentlichen Größe. Ich maß auf den Märkten, wo die Scheiben neben den Melonenhäufen aufgethürmt liegen, zuweilen dergleichen von 5 Fuß im Umfange. Die Stämme werden in den Gärten mehr als armsdick und theilen sich wie die Bäume in viele Aeste, an denen zuweilen 20 bis 30 Scheiben hängen. Man erkennt die Baschtans von Weitem an den gelben Sonnenblumen; denn sie sind das Höchste, was in ihnen vorkommt.

Türkische Hirse und „Kufurus“ (Mais) erscheinen in den Baschtans nur gleichsam als Zuthat und Zierath zur Verbrämung. Denn natürlich hat man auch eigene große Felder für ihre Anpflanzung.

Da in den Baschtans kein perennirendes Gewächs vorkommt, sondern Alles darin nur vom Frühlinge bis zum Herbst dauert, so werden sie alle Jahre von Neuem angelegt. — Gewöhnlich hat jeder Steppenbewohner in der Nähe seines Hauses oder auch im Felde seinen eigenen kleinen Baschtan, in welchem er sich seine genannten Lieblingsfrüchte zieht. In der Nähe der Städte aber macht das Anlegen der Baschtans und das Pflanzen ihrer Gewächse ein eigenes, nicht unbedeutendes Gewerbe aus, mit dem sich bei Odeffa insbesondere die Bulgaren befassen. Diese Leute miethen nahe bei der Stadt oder auch in der Mitte der Steppe ein Stück Land, oft von 6 bis zu 15 Morgen Größe, versehen sich mit den nöthigen Sämereien, bauen sich in der Nähe des gemietheten Landes eine Hütte und beginnen im Anfange Aprils ihre Gartenarbeiten. Sie wählen sich gewöhnlich hartes altes Steppenland, weil in dem weichen mehr Unkraut wächst, brennen das Gras ab, außer dessen Asche aber sonst kein Dünger nöthig ist, und setzen die Samen, einen jeden zu seiner Zeit. Das Ganze ist gewöhnlich nicht in Felder eingetheilt, weshalb denn ein Baschtan der bunteste Gemüsegarten von der Welt ist. Doch kommen in die Mitte gewöhnlich die Arbusen und Melonen, überall zwischen durch die Sonnenblumen, auswärts Streifen mit Zwiebeln, auch wohl rothen Beeten und Rüben, zwischen denen Gurken und Wassiljan ranken. Als Einfassung geben sie wohl dem Ganzen Hirse und Mais zur Umzäunung, oder auch eine Art von Pfeffer (Perez), dessen rothe Schoten das Hauptgewürz in der Steppe sind, bei'm Branntwein, bei den Suppen, bei den Saucen, zum Frühstück u. s. w. Das Ganze umstellen sie mit einer

Menge von Fellen, der überall in den Steppen so häufigen Erdhäsen wegen, welche die Melonenkerne sehr lieben, bitten den Himmel Anfangs um etwas Regen und nachher um andauernde Trockenheit, und lassen dann Alles keimen, grünen, blühen und reifen. Der Arbeiten sind dabei sehr wenige, und wenn sie in ihrer Hütte nicht schlafen, so umwandeln die „Baschtaniks“ (so nennt man diese Art von Gärtner) ihre Baschtans blos zur Bewachung. Im Spätsommer bei'm Reifen der Melonen haben sie dieselben besonders gegen die überall in den Steppen herrenlos umherstreifenden Hunde zu schützen, welche die Melonen (sonst aber nichts, auch nicht die Wassermelonen) mit Begierde fressen. Anfangs Octobers ist Alles abgeerntet, und dann geht schon wieder das Vieh auf dem Gartenboden. In guten, im Ganzen trockenen und zur rechten Zeit feuchten Jahren lohnt sich die leichte Arbeit der Baschtaniks bedeutend. Doch geht es ihnen zuweilen auch schlimm, wenn die Ernte misfrieth, weil ihre Auslagen für die vielen Sämereien groß sind.

Deutsche Kolonien.

Die besondere Theilnahme, welche jeder Deutsche an dem Gedeihen und Wohlergehen seiner deutschen Landsleute in fremden Landen nehmen muß, und auch das allgemeine Interesse, das die deutschen Kolonien in Rußland, wo sie eine so merkwürdige und höchst einflußreiche Rolle spielen, jedem über Völker- und Staatenverhältnisse Denkenden gewähren müssen, bewog mich, nach Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, meinen Aufenthalt auf einige Zeit in eine der zunächst liegenden Kolonien zu verlegen, um einige Bemerkungen über sie machen zu können und zu gleicher Zeit die Gegensätze der verschiedenen Nationalitäten, welche die Steppen bevölkern, näher in's Auge zu fassen. Ich wählte dazu Lustdorf, einen freundlichen deutschen Ort, hart an der Küste des schwarzen Meeres, 12 Werst im Süden von Odeffa, mit dessen Schulzen ich bereits wegen Quartier u. s. w. Verabredung getroffen hatte, und so stieg ich denn eines Morgens zu Pferde, um zu meiner Steppen-Saison-Station abzugehen.

Ich ritt durch die Gärten und Chutors Odeffa's, bei der „kleinen Fontaine“ vorbei, wo die Leute, wie die Danaiden, mit unaufhörlichem Wasserschöpfen beschäftigt waren, und machte zunächst Halt in einem von Kleinarussen und Moldauern bewohnten Dorfe „Funtal“ (verdrehtes Wort für „Fontaine“, weil hier wieder eine Quelle war), um den Steppengarten eines reichen Griechen zu besuchen. Ich fand seinen ganzen Harem im Garten, ein paar Töchterinnen und ein paar Griechinnen. Der deutsche Gärtner klagte mir Gottes Klage über alle die Rabalen dieser Weiber, die er immer mit Blumen

und Früchten versehen mußte, um sich nur ihren Verläumdungen nicht auszusetzen. Ich glaubte fast im Oriente zu sein, obgleich mich der Garten selbst wenig daran erinnerte. Denn außerdem, daß er dem griechischen Fürsten ungeheure Summen gekostet hatte, wie mir der Gärtner erzählte, da man jedem Baume ein eigenes künstliches Erdreich hatte schaffen müssen, und außer einigen hübschen Kiosks am hohen Steppenufer fand sich wenig Besonderes. Doch konnte man die italienischen marmornen Urnen dahin rechnen, deren fast so viele waren als Bäume. Der Herr hatte sie alle mit weißem Kalk überstreichen lassen, weil man ihm einfältiger Weise Urnen von verschieden gefärbtem Marmor geschickt hatte und er sie alle weiß sehen wollte!

Von Funtal ritt ich weiter auf ein russisches Kloster zu, das ebenfalls mit seinen weitläufigen Steppengärten dicht am Ufer lag. Die Anlage stammte eigentlich von einem moldauischen Edelmann her, der als Flüchtling hierher gekommen war und durch Cultivirung und Bepflanzung dieses Erdflecks sich den Dank der Regierung erworben hatte, welche jedes Bestreben der Art auf eine großartige Weise belohnt, ihm die ganze Anlage zu einem hohen Preise abgekauft und dann zur Errichtung eines Klosters an Priester verschenkt hatte. Es standen jetzt hier schon zwei neue Kirchen — die russischen Klöster haben immer mehre Kirchen, 3, 4 bis 5 — und große, geräumige Klostergebäude. Den Blumenbeeten des Gartens hatten die frommen Mönche ihre frühere weltliche Gestalt genommen und in ihre Form allerlei Anspielungen auf kirchliche Gegenstände zu legen gesucht. Die einen zeigten die Zeichnung eines Kreuzes, andere eines Sternes u. s. w. Am Ufer hatten sie in ihren müßigen Stunden in die festen Lehmschichten der Steppe ebenfalls allerlei kleine komische Dinge ausgearbeitet, Kreuze, Pyramiden, kleine Berge, eine Menge Plattformen, die mit Treppen verbunden waren, und Höhlen nach Art der frommen Höhlenbewohner und Eremiten Kiew's. Sie besaßen auch einen tiefen Brunnen, aus dem das Wasser mittels eines Tretrades geschöpft wurde, und um sich selber die Mühe des Tretens zu ersparen, hatten sie ein paar Hunde abgerichtet, welche in dem Rade galoppirten wie die Eichhörnchen. — Das Allermerkwürdigste, was ich in diesem Kloster fand, waren aber ein paar Inschriften, die ich auf den Marmorsteinen zweier Gräber entdeckte und mit eben solchem Vergnügen, wie ein Antiquar Inschriften unter den Ruinen von Carthago, copirte, weil mir ihr Inhalt so ganz und gar den kindlichen Geist der russischen Volkspoesie und Denkweise enthüllte. Auf dem einen Marmorsteine, unter dem der verheirathete Sohn zweier noch lebenden Aeltern begraben lag, war mit großen goldenen Zügen Folgendes eingehauen:

„Mutter: Wohin hast du dich verborgen, o Licht meiner Augen?“

„Vater: Warum entflieht das Nestjunge *) seinen Alten?“

„Frau: Ach du warst mir lieber als die Lichter der Sonne!“ **)

„Alle zusammen: Aber zu Gott hat unser Sohn (Freund) seinen Flug genommen. — Nimm, o Gott, seinen Geist zum Frieden auf in deinen gesegneten „Berghimmeln ***)“, und möge uns der heilige Geist seines Schutzens ****) „in unserem tiefen Kummer trösten.“

„Dem Sohne der alte Vater, zweiter Gilde Kaufmann Peter Ssomlew, „die gute Mutter und die liebe Frau.“

Diese ganze Inschrift bezeichnete so vielfach russischen Geist und russische Sitten, daß ich schwerlich eine bessere finden konnte. Doch fand ich noch eine fast eben so rührende nahe dabei, ebenfalls auf einem großen Marmorsteine mit goldenen Buchstaben:

„Hier liegt Ssawa Peter's Sohn.“

„Du schläfst, geliebter Sohn! Aber deine Mutter wacht weinend. Sie bedeckt dich mit diesem Steine, und dein trauriger Vater seufzt tief aus seiner Seele und spricht: Wohin ist mein Ssawa gegangen? Will er nicht mehr auf dem „Schooße seines Vaters spielen? Ach sie haben ihn mit diesem Steine bedeckt! „Seine Aeltern blieben in blühenden Jahren zurück und sein Schwesterchen Acsinia. Er starb den 6ten Juli 1833.“

Kann man sich eine rührendere Inschrift auf seinem eigenen Grabe wünschen? Es ist, als wenn sie unmittelbar aus dem Herzen auf den Stein geflossen wäre. Der alte Mönch, der bei mir stand, wollte sich halb tod lachen, daß ich mir so viele Mühe mit diesen „pustaki“, „Narrenspößen“, wie er sie nannte, gäbe.

Das Kloster liegt auf einer Art von schwach in's Meer hervortretender Halbinsel und auf der Spitze dieser Halbinsel ist ein für Odessa sehr wichtiger Leuchtturm erbaut. Das Glas auf diesem Leuchtturme gab man für englisches aus. Doch zweifelte ich daran, denn es hatte mehr Bläschen und Fehler. Dieß sollte nicht sein. Denn bei einem Leuchtturme können oft ein paar Flecke im Glase das Wohl eines Schiffs entscheiden. Ohne die Flecke wäre das Licht vielleicht noch ein paar hundert Schritte weiter auf der See sichtbar gewesen; ein Schiff würde sich dann nicht verirrt haben und nicht auf der entgegengesetzten Küste gestrandet sein. Man sieht von hier aus zu Zeiten bei recht klarem Wetter den Leuchtturm auf der gegenüber liegenden

*) „Ptenzi“, Nestkinder der Vögel.

**) „ssolnitschnich lutschei“, „die sonnigen Lichter.“

***) „w' gornich nebessach twoich“, „in deinen bergigen Himmeln.“ Das russische Volk denkt sich den Himmel immer auf Berggipfeln.

****) Die Russen glauben, daß jeder Mensch einen „Angel chrانيتel“, „Schutzensengel“, im Himmel habe. Es giebt so viele Schutzensengel, als es christliche Namen giebt, so daß also alle Alexander zum Beispiele denselben Schutzensengel haben und so alle Georg u. s. w.

Spitze von „Tendra.“ Die Klosterhalbinsel ist den Schiffen gefährlich und war ihnen früher häufig verderblich, weil eine zerstörte Verlängerung von ihr als Sandbank noch weit in's Meer hinausragt.

Vom Kloster aus ritt ich nun vom hohen Steppenufer hinunter auf einem kleinen Fußpfade, der zwischen dem hohen Rande der Steppe und dem noch tieferen Strande des Meeres in der Mitte über alle ehemals vom zerrissenen Steppenplateau herabgefallenen Landmassen, mit einem Worte, nach unserer obigen Erklärung in den „Dbruiwen“ hinführte. Die verschiedenen Schichtenstücke hatten sich allmählig wieder mit Vegetation bedeckt, und zwischen den hohen üppigen Unkräutern standen hier, vor den schlimmen Einflüssen der nackten Steppe geschützt, viele Hollundersträucher, Weißdornbüsche, Brombeeren und selbst einige Bäume, zwischen denen sich der Fußpfad auf- und niederwand. Zur Linken hatte ich unter mir die Brandung und weiterhin die unabsehbare Fläche des Meeres, auf welchem sich mehre Fahrzeuge zeigten, die ihres Weges von dem Bosphorus herzogen. Denn die große vielbefahrene Handelsstraße auf Konstantinopel ging hier nahe am Ufer vorüber. Zur Rechten hatte ich das schroff ansteigende Steppenplateau, dessen Abfall von einer Menge von Habichten, Dohlen, Eulen und anderen Vögeln belebt war, die hier ihre Nester an völlig unzugänglichen Stellen, Höhle bei Höhle, gebaut hatten. Der schroffe, von aller Vegetation entblößte Abhang zeigte deutlich alle die verschiedenen Schichten, aus denen in dem Laufe der Jahrtausende bis auf unsere Zeit sich das Plateau der Steppe erbaut hat, oben anderthalb Ellen schönen fetten Humus, gleich darunter 3 bis 4 Ellen dick die fatale, unheilbringende Kalkerschicht, darunter einige Klaftern dick einen gelben Lehm, alsdann 5 bis 6 Klaftern tief einen rothen Lehm, unter diesem eben so dick und noch mächtiger jenes mürbe Muschelschichtlager, aus dem die Stadt Odeffa erbaut ist, und unter diesem bis an's Ufer des Meeres einen festen blauen Thon. Alle die oberen Schichten, selbst den Kalkstein, durchsickert das darauf niederschlagende Wasser und bleibt erst auf dem blauen Thone stehen, auf dem es sich sammelt. Daher müssen auch alle Brunnen, die man gräbt, wenigstens bis auf diesen Thon hinabgehen, und eben deshalb kommen auch alle Quellen nach dem Meere zu über dem blauen Thon zu Tage und fließen über ihm, wie auf einer undurchdringlichen Unterlage, ab. Der blaue Thon ist die letzte Schicht, welche man durch Ausgrabungen kennt, weil kein Interesse — als höchstens ein wissenschaftliches — die Leute veranlassen konnte, tiefer zu graben. Auch setzt sich dieser blaue Thon selbst unter das Meer fort, das in ihm hier wie in einem Thonbecken ruht und dessen Brandung ihn überall bespült, wo er nicht von dem aus anderen Gegenden herbeigeführten Trümmersande bedeckt ist. Auch bildet eben dieser Thon den

Ankergrund der Ddessa'schen Schiffe. Die außerordentliche Einförmigkeit der oberen Fläche der Steppe kann nur eine Folge der inneren Einförmigkeit ihres geognostischen Baues sein. Es läßt sich daher umgekehrt aus jener oberen Fläche auf allgemeine Gleichförmigkeit dieses Baues schließen. Die Lage der Schichten, wie wir sie hier kennen lernten, mag daher durchweg in der ganzen Steppe ungefähr dieselbe sein, nur mit dem Unterschiede, daß vielleicht die eine Schicht hier etwas stärker, dort etwas schwächer ist, oder die eine und andere hier und da ganz verschwindet.

Es gab allerdings einen breiteren Weg zu meiner deutschen Kolonie, als ich zog den schmälern und einsameren vor und freute mich hier unendlich, mich in einer Gegend zu befinden, die von wenigen Leuten betreten wird, in der ich keinen Eigenthümer entdeckte, die gewiß noch von keinem Reisenden beschrieben wurde, und wo ich mich also eine Zeit lang vollkommen als Herrn und sogar als ersten Entdecker und Beschreiber betrachten konnte. Solche Striche sind in der jetzigen Zeit rar, und ich ließ daher in meinem neuen Besisthume und entdeckten Königreiche meinen Braunen einen ganz gemüthlichen Schritt hintreiben, längs der hohen Mauer des Steppenplateaus, das mich der ganzen übrigen Welt entzog. Ach, welch' seliges Glück, so als sein eigener Herr in einem kleinen Küstenkönigreiche mit dem Meere, dem Himmel und sich selber allein und von aller Welt durch eine nur Vögeln zugängige Mauer geschieden zu sein, besonders für Einen, der, wie ich, bei der Vertheilung der Erdoberfläche zu spät kam und nie einen Quadratschuh Erde besessen, vielmehr sich immer als ein besitzloser Pilger darauf umhergetrieben hat! — Doch was sehe ich? Dennoch auch hier ein Besitzer, ein fremder Eigenthümer in meinem Reiche? mitten in den wilden, zerrissenen und buschigen Dbruiwen?

Glücklicherweise war es kein Palast, sondern nur eine bescheidene Hütte eines einsamen Kolonisten, die mir von ferne zuwinkte. Ich ließ es mir gefallen, denn da kam nur der Pilgrim zum Eremiten. Eine kleine rauchende Hütte, mit einem geräumigen Plätzchen umgeben, ordentlich eingehägt, rund umher Stallung und grasendes Vieh, nebst einem bescheidenen Obstgarten, und dieß Alles hoch auf der Stirn einer großen, vor Jahrhunderten vom Steppenplateau herabgestürzten Trümmermasse, die jetzt fest lag und sich unbeweglich von den wilden Wogen der Brandung umspülen ließ, ähnlich wie Rainaud's Chutor bei Ddessa. Mein Weg führte mich an die Pforte des Hofes, und ein bulgarischer Kolonist trat daraus hervor, sie mir zu öffnen. Ich ließ mich eine Zeit lang bei den guten Leuten nieder. Denn obgleich der Abend bereits in den Dbruiwen eingetreten war, und die Sonne, die für uns schon hinter der Steppenwand untergegangen war, nur noch die ent-

ferntesten weißen Segel der Schiffe beleuchtete, so war mir doch diese Ansiedelung zu interessant und ich hatte bis zu meiner Kolonie nicht mehr weit.

Die Bulgaren haben den allgemeinen Ruf in der ganzen Steppe, daß sie die Leute sind, welche sich am meisten mit Arbeit plagen. Sie sollen selbst oft noch fleißiger als die Deutschen sein. Dabei sind sie die strengsten Haushalter unter allen hier angesiedelten Völkern, halten auf jeden Kopfen, verschwenden nicht, trinken und spielen nicht. Diese bei Vielen löbliche Sparsamkeit artet aber auch oft bei Anderen in schmutzigen Geiz aus. Sie leben, wenn sie auch noch so reich sind, in kleinen Semlänken (Erdwohnungen) und verscharren ihr Geld so, daß weder die Frau noch die Brüder und Kinder von den Schätzen des Hausherrn wissen. „Ein Bulgar,“ sagte mir einmal ein Deutscher, der mehr ihre Schattenseite aufgefaßt hatte, „arbeitet wie ein Pferd, schleppt zusammen wie eine Elster und lebt wie ein Schwein.“ — Die Viehzucht und der Viehhandel sind ihre liebsten Beschäftigungen, und sie sind — die großen Grundbesitzer natürlich ausgenommen — die größten Herdeneigenthümer der Steppe. Es wurden mir Bulgaren namhaft gemacht, die 7000 bis 12,000 Ochsen und dabei noch große Schafherden besaßen. Außerdem sahen wir auch schon, daß sie sehr häufig die Baschtaniks dieser Gegenden sind.

Ein solcher war auch mein Wirth. Ich fragte ihn, wie es ihm ginge: „Slawa Bogu! proshiwom tak pa malenku,“ sagte er in ziemlich geläufigem Russisch: „Ruhm sei Gott! wir leben so bei klein Bißchen!“ — Dieß ist eine eigenthümliche Redensart der Russen, die sie ganz und gar charakterisirt. Sie leben „bei klein Bißchen,“ unbekümmert um die Zukunft, „brockenweise,“ so wie ihnen die Augenblicke aus dem Stundenglase zutropfeln. Freilich leben wir Menschen alle so nur „pa malenku,“ und es wäre in der That der Mühe werth, diese Idee und Redensart in alle Sprachen zu übertragen. Denn das Leben wäre ja auch in seiner völligen bitteren Ganzheit nicht zu verdauen, wenn wir diese Last nicht brockenweise aufnehmen wollten. Der immer mit seinem sorgenvollen Gemüthe in die Zukunft hinausgehende Deutsche thut dieß nicht. Daher macht er sich viele trübe Stunden. Der Russe versteht es von allen Nationen am besten. Daher lebt er selbst in der gedrücktesten Lage froh und zufrieden. Wenn man den Russen fragt: „Wie lebst Du?“ so antwortet er fast nie etwas Anderes als: „Slawa bogu! tak pa malenku!“ Auch das „Slawa bogu,“ das die Russen allen Antworten vorsezen und mit dem sie bei Allem Gott den Ruhm geben, ist charakteristisch für sie. Sie sind in dieser Hinsicht von eben so religiösen Sitten und frommen Redeweisen wie die, auch sich beständig in der Idee von Gott bewegenden und seinen Einfluß in den unbedeutendsten Ereignissen des täg-

lichen Lebens erkennenden Mohammedaner. Mein Bulgar sprach ganz so wie die Russen *). „Ihr habt hübsche Kühe, wie ich sehe?“ sagte ich zu ihm. „Slawa Bogu! schest.“ (Ruhm sei Gott, sechs), „und Euer Hühner= „volk gedeiht?“ — „Ruhm sei Gott, sie mehren sich.“ — Dabei fiel mir ein russischer Kaufmann ein, den ich einmal auf einem Markte fragte, wie er in dieser Messe gehandelt habe. „Slawa Bogu, otschen plocho!“ war seine Antwort. „Ruhm sei Gott, hundsgeheim.“ Als ich ihn fragte, warum er denn sage: „Ruhm sei Gott,“ wenn er so schlecht gehandelt habe, antwortete er: „Weil man Gott für Alles rühmen müsse, für das Gute, wie „für das Schlechte.“ Ich dachte damals an die alten Skythen, über deren Sitten- und Denksprüche sich schon die Hellenen wunderten.

In der Hütte fanden wir die Bulgarin, seine Frau, die mehr bulgarisch geblieben war als er, wie denn die Frauen immer in ihren stillen Kreisen das Nationale länger bewahren und hegen als die Männer. In Ermangelung von Kindern, denn ihre Ehe war kinderlos geblieben, spielte sie mit ihrem knurrenden „Basilus“ und ihrer lieben häuslichen „Marie,“ oder, wie die Russen diese Namen abkürzen und verdrehen, mit „Waschka“ und „Maschka.“ Diese beiden Namen haben nämlich in ganz Rußland die Hauskake und ihr Herr Gemahl erhalten, die stets den heimlichen Platz auf dem Ofen einnehmen, von sehr friedlicher und zuthätiger Gemüthsart sind und von ihrem Hausherrn durchweg sehr geschätzt werden. Die Stube war, wie es in der Steppe Sitte ist, hoch mit Gras ausgestreut und rund umher mit allerlei kreuzweise über einander genagelten Blumen und wohlriechenden Kräutern ausgeschmückt, besonders in der Nähe des Heiligenbildes, wo ein kleines freundliches Lämpchen brannte. Da ich den beiden Lieblingen der Hausfrau, dem Basilus und der Marie, auch ein wenig schmeichelte, so erhielt ich auch beim Abschiede einen Strauß Thymian oder „Tscheptschek,“ wie sie es bulgarisch nannten, zum Geschenke und mußte mich damit ausschmücken. Auch tractirten sie mich gastfreundlich mit Milch, obgleich man sonst sagt, daß die Bulgaren weniger gastfreundlich sind als die Russen. Man pflegt in dieser Beziehung die Nationen der Steppe so zu ordnen: Großrussen und Kleiner Russen stehen als die gastfreundlichsten obenan; dann kommen die Bulgaren und Deutschen; die Griechen und Moldawaner kommen zuletzt. Alle Bulgaren, die ich zu sehen bekam, glichen in allen Stücken außerordentlich den Kleiner Russen, sowohl in ihrer Person, Kleidung, ihrem Körperbau, Bart und ihrer Coiffure, als auch in ihren häuslichen Einrichtungen, und gewiß sind diese

*) Die Bulgaren sind auch in Bezug auf Völkerverwandtschaft die nächsten Brüder der Kleiner Russen.

Nationen sehr nahe mit einander verwandt. Es giebt in der Umgegend von Odeffa allein 10 bis 12 bulgarische Kolonien. Ich fragte den Bulgar, der, nebenbei gesagt, sehr gesprächig war, warum er sein Vaterland verlassen habe, ob es ihm dort schlecht gegangen sei. „Nein,“ sagte er, „aber wie das so geht. Man weiß selbst nicht recht zu sagen, wie es geht. Bei uns schrie damals alle Welt, Rußland sei das gelobte Land. Da bekäme man große Ländereien geschenkt, ohne Zins und Abgaben, Kühe, Pferde, Gänse, Hühner, Alles umsonst dazu. Russija! Russija! hieß es, da müssen wir hin! Der Nachbar ging, der Bruder ging, und so ging ich auch mit. Wäre ich dort geblieben, so wäre es mir vielleicht besser gewesen.“ — Ich nahm Abschied von den guten Leuten und trachte meines Weges weiter, indem mir das Geschrei: „Russija! Russija!“ noch in den Ohren forttönte, welches jetzt ein allgemeines Weltgeschrei zu werden droht. Großer Gott! Wie weit geht nicht jetzt der Name Russija. Es ist der Ruf von mehr als 100 Völkern des Erdbodens, die ihn verehren, und von hundert anderen, die ihn fürchten.

Bald darauf betrat ich das Gebiet meiner deutschen Kolonie Lustdorf. An ihrer Gränze kam ich zunächst an eine schöne Quelle, an welcher man eine Wollenwäscherei erbaut hatte. Die Quelle war, wie mir die Leute erzählten, lange streitig gewesen zwischen dem Kloster und der Kolonie, und beide hatten einen Proceß darum geführt, der bis nach Petersburg gegangen und dort zu Gunsten der Kolonie entschieden worden war. Obgleich die Quelle nur armsdick war, so zogen die Kolonisten doch ein Einkommen von 500 Rubeln daraus, denn so viel mußte ihnen der Odeffa'sche Kaufmann, dem die Wollenwäsche gehörte, Pacht bezahlen. Es war noch hell genug, um deutlich zu sehen, daß die Quelle unmittelbar auf dem blauen Thone abfloß. Von dem Kalksteine über ihm hatte sie eine kleine Höhle ausgespült.

Mit Eintritt der Dunkelheit kamen mein Brauner und ich endlich an dem kleinen Liman an, an dessen Ufern auf der hohen Steppe Lustdorf liegt. Ich ritt hier vom Meeresufer hinauf und fand bei dem Schulzen meine beiden Zimmerchen schon in freundlicher Bereitschaft und die guten Leuten mich längst erwartend.

Der „Gospodin Schulz,“ wie die umwohnenden Russen, die eine große Hochachtung vor den Schulzen der deutschen Kolonien an den Tag legen, und sie wohl gar nicht selten „Wasche Blagorodie,“ „Euer Wohlgeboren,“ anreden — der Herr Schulz also war ein sehr achtungswerther und verständiger Mann, Herr Lang mit Namen, der während der Zeit meines Verweilens in seinem freundlichen Hause mein aufrichtiger Freund und in Bezug auf so manche interessante Verhältnisse des Landes mein Lehrer wurde. Er hatte eine Frau, die mit wackerer und unermüdlicher Thätigkeit sich des

inneren Haus- und Kinderregiments annahm und meine Küche zu besorgen versprach, und eine siebenzehnjährige schmutze Tochter, Bäbele, die meine Aufwärterin und mein Stubenmädchen sein sollte. Auch die alte Mutter des Schulzen war noch unter den Lebenden, eine siebenzigjährige Frau, die schon als vierzigjährige in's Land gekommen war und daher noch das Schwäbische so rein und lauter sprach, als wäre sie eben frisch vom Neckar angelangt. Sie lebte nun nach dem Tode ihres Mannes den Rest ihrer Tage bei ihrem Sohne und stopfte ihren jüngern Enkeln die Strümpfe und Kleider, las den Salat aus für die Küche, schälte Kartoffeln, palte Bohnen und Erbsen und las alle Abende in der Bibel.

„Sehr auffallend,“ sagt ein gewisser deutscher Reisender in Rußland, „sehr auffallend war mir der deutsche Dialekt, als ich mich bei Sarepta den Ufern der Wolga näherte.“ In der That schlägt einem Deutschen das Herz warm, wenn er sich so lange unter allerlei Fremden umhergetrieben hat, und nun auf einmal so mitten unter lauter liebe Landsleute und vaterländische Einrichtungen kommt, wie in ein kleines Stückchen seiner geliebten Heimath mitten in entfernter Wüste. Ich war wie zu Hause bei den guten Leuten, die Alles thaten, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Mein Zimmerchen hatte Sopha, Tisch und Stühle, und die Fenster waren mit Geranien und kleinen Myrthen geziert. Auf der einen Seite blickte ich in den kleinen Blumengarten meiner einstweiligen Lebensfreundin Bäbele und auf der anderen in den Hof der Wirthschaft, wo der Schulz und ich noch denselben Abend ein Zelt arrangirten, unter dem ich Morgens meinen Kaffee einnehmen wollte. In meiner Schlafkammer war freilich nur ein Strohbett, allein ich sah bald, daß herrlich darauf zu schlafen wäre.

Nachdem ich mit dem Schulzen noch einen Abendspaziergang in seinen Weingarten gemacht und seine Wirthschaft etwas übersehen hatte, lud mich seine Frau zu Holzerbküche und Milch ein, die Bäbele schon in meinem Zimmer servirt hatte, und ich meinerseits lud wieder den Schulzen ein, sie mit mir zu verspeisen, und er blieb seit der Zeit mein täglicher Tisch- und Gesprächsgenosse und mein beständiger Begleiter auf allen meinen Spaziergängen und Ausfahrten. Jene „Holzerbküche“ sind ein schwäbisches Gericht. Sie sammeln dazu die Blüthen des Hollunders am Meeresstrande, tauchen die ganze Dolbe in einen Eier- und Mehlteig, backen sie so mit Butter und verspeisen sie mit Zucker und Appetit. Dieß thaten denn auch wir, und der Schulze erzählte mir dabei die Geschichte eines Schiffbruchs, der sich hier im letzten Herbst ereignet hatte, und dessen traurige Ueberbleibsel, einen zerstörten Schiffsrumpf, ich im Vorüberreiten im Sande bemerkt hatte.

Ich traute bei der Erzählung dieses Schiffbruchs meinen Ohren kaum.

Denn es kam darin so viel von Eis, Schnee, Kälte und erfrorenen Engländern vor, daß ich glaubte, der Schulz habe Kapitän Rosens Reise in die Bafins-Bai gelesen, und erzähle mir ein Stückchen nach dem Modell derselben. Allein er versicherte mir, daß Schiffbrüche in Eis und Schnee an dieser Küste gar nichts Seltenes seien, und tischte mir gleich noch ein paar ähnliche Geschichten aus früheren Herbstern auf, die ich ihm nacherzähle, weil sie zur Charakteristik dieses Landes beitragen können, wo insbesondere auch die Quaran-täne=Gesetze es so schwierig machen, den unglücklichen Schiffern Hülfe zu bringen.

Im Herbst 1836, wo schon im Anfange Decembers das Meer bis sieben Werst weit von der Küste zugefroren war, wurde ein griechisches Fahrzeug von einem starken Nordostwinde in das Eis der Küste getrieben, blieb darin stecken und fror fest. Die Schiffer gaben das Schiff verloren und suchten sich über das Eis auf das Ufer zu retten. Während ihrer Reise auf dem Eise wurde aber die Bewegung des Meeres so stark, daß die Decke zerbrach, und die armen Schiffer auf den Eisschollen in die größte Noth geriethen. Einige suchten sich zu dem Schiffe zurückzuretten, allein auch dieses schwankte bereits wieder auf den Wellen, und vor und hinter ihnen war ihnen der Weg abgeschnitten. Man bemerkte ihre Noth vom Ufer, und auch hier war guter Rath zur Hülfe theuer, um so mehr, da die ganze Mannschaft des Schiffes sich bald auf verschiedenen Eisschollen zerstreut hatte. Doch machten sich ein paar Kosacken und ein paar deutsche Kolonisten, jede Partie mit 3 Bretern und Stangen versehen, in verschiedenen Richtungen auf's Eis hinaus. Mit großer Kühnheit schoben sie überall, wo sie Lücken zwischen den Schollen fanden, ein Bret über diese hinaus und balancirten über diesen schwankenden Bretern hinüber, indem sie überall die größten und zusammenhängendsten Eismassen ausuchten. Es gelang auf diese Weise den kühnen Kosacken, zu drei Griechen sich hinzuarbeiten, denen sie ihre Stangen und ein Bret zuwarfen, und die sich dann auf dieselbe Weise zu dem Ufer retteten. Die Deutschen waren weniger glücklich. Sie arbeiteten auf eine Eismasse los, auf welcher der griechische Kapitän, der Steuermann und ein Matrose standen. Allein es fand sich zuletzt eine so breite, eislose Lücke, daß die Breter zur Brücke nicht hinreichten. Die Eisscholle, auf der die unglücklichen Schiffer standen, entfernte sich immer mehr in die See hinaus, und endlich entschlossen sich diese, in's Wasser zu springen und zu den Deutschen hinanzuschwimmen. Sie zogen ihre Kleider aus; der Kapitän band sich seinen Geldsack um den Leib und sie schwammen heran. Allein nur der Matrose kam durch. Dem Steuermann und dem Kapitän kam eine auf den Wellen tanzende Eisscholle entgegen, unter der sie verschwanden, und eine Beute der Wellen

und Fische wurden. Die Matrosen sagten nachher, Gott habe diese Eisschollen ihnen zur Strafe geschickt, denn die Beiden hätten das Schiff mit Fleiß in's Eis geführt, in der Hoffnung, sich mit ihrem Gelde zu retten und das Schiff, das nur 6000 Rubel werth, aber zu 14,000 Rubeln versichert gewesen, los zu werden. Indessen war es dunkel geworden, und doch hörte man noch mehr Stimmen auf dem Eise wimmern. Da aber mittlerweile zwischen den Eisschollen große Lücken entstanden waren, so war es möglich, mit einem Boote durchzukommen. Die Kosacken warfen sich daher in einen Barkas (Boot), fuhren in die Dunkelheit, indem sie nach dem Geschrei der Unglücklichen lauschten, hinaus, und fischten sie halb erstarrt auf. Alle, außer jenen Beiden, wurden gerettet, am Ufer erwärmt und in die Quarantäne gebracht.

Ein ander Mal, in der Mitte Octobers, ich weiß nicht, welchen Jahres, war ein starkes Schneegestöber mit Sturm, und alle Leute hielten Häuser und Thüren zu. Als mein Schulz von Lustdorf aber zufällig, um nach dem Wetter zu sehen, seine Thür öffnete, erblickte er zwei fremde Männer von betrübtem Aussehen, die er sogleich für englische Matrosen erkannte, und die sich ihm näherten. Er befahl ihnen, sich der Pest erinnernd, mit Pantomimen und Worten, sogleich zu stehen und nichts zu berühren. Die Leute gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie Schiffbrüchige wären, und daß sich am Meere noch mehr von ihnen befänden. Er sperrte sie einstweilen in ein leer stehendes Nebenhaus ein, wo seine Frau sie mit dem Nöthigen durch's Fenster versah. Dann brachte er das Dorf auf, und sie eilten zum Strande. Sie fanden hier acht arme halb erfrorene Engländer, die sich vergebens abquälten, an den hohen, mit Eiszacken und Schnee behangenen Stepenusern emporzuklimmen. Man warf ihnen Stricke zu und lootste sie mit Mühe herauf. Denn die Leute waren schon matt geworden und fielen von den Stricken wieder herunter. Die Geretteten wurden gleich auf einen bestimmten Platz gewiesen, wo sie in gemessener Entfernung niederklauern mußten, um keinen der Kolonisten zu berühren. Das Schiff lag, von den Wellen ganz aus dem Wasser herausgeworfen, in dem Schnee und Sande des Ufers. Es befanden sich auf ihm noch der Kapitän, der Steuermann und der Schiffszimmermann. Die beiden Letzteren hatten sich schon matt und halb erstarrt hingesezt. Der Kapitän machte sich noch auf dem Rande des Schiff's Bewegung. Man deutete ihm an, er sollte sich auch heraufziehen lassen. Aber er erklärte, er könne seine Kiste nicht verlassen, die seine Schiffspapire und sein Geld enthielte, und sie zu heben oder zu öffnen sei er zu schwach. Die Kolonisten durften sich der Pest wegen nicht an das Schiff wagen, das hinten von der Brandung zertrümmernde Stöße erhielt. Der Kapitän wollte

seine Papiere nicht verlassen, die beiden Anderen konnten sich nicht rühren, und alle drei schienen dem Untergange geweiht. Da kam auf die sogleich vom Schulzen abgefertigte Botschaft noch zur rechten Zeit Pestmannschaft von der Quarantäne, die an Bord eilte, und den Rest der noch athmenden Seelen rettete.

Eben so schlimm klangen die Geschichten von den zur Winterszeit in der Steppe Verirrten und bei Nacht oder Nebel an dem fatalen hohen Steppende Herabgestürzten und Verunglückten, an dem man gleichmäßig von der See, wie von den Steppen aus scheitert, so wie seine Leuchthürme so wohl auf der See als auf der Steppe als Wegweiser dienen, und so wie auch die Galletti in Odeffa gleichmäßig für die Steppe, wie für die See gebaht werden. — Unter solchen Erzählungen näherte sich die erste Nacht in meinem mir später so lieb gewordenen Lustdorf. Es war noch dazu gerade ein Sonnabend, seit alten Zeiten mir der liebste Abend der Woche. Sehr „auffallend“ war es mir, den deutschen Dialekt“ auch im Gesänge zu vernehmen. Die deutschen jungen Burschen saßen die halbe Nacht zusammen und sangen alte deutsche Lieder z. B. „Freu't Euch des Lebens,“ „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ und andere, die ich seit langen Jahren nicht gehört hatte, und von denen ich mir nicht hatte träumen lassen, daß ich sie am Gestade des ungastlichen Pontus zunächst wieder hören sollte. Wie ich mir gedacht hatte, schlief ich auf meinem Strohe vortrefflich — ich hatte auf russischen Poststationen schon härter gelegen — und als am anderen Morgen die freundliche Båbele mir die Laden öffnete, und eine so sonntägliche Sonne neben ihr in's Fenster schien, auch der Schulmeister gleich darauf den Sonntag einläutete, war mir so heimatlich zu Muthe, daß ich — ja daß ich mit Entzücken zum dampfenden Kaffee griff, mir recht deutsch eine Tasse nach der anderen wohlschmecken ließ, und mir dann auf einem Morgenspaziergange die Kolonie besah.

Die Kolonisten hatten bei der ersten Gründung ihres Dorfes ihm den Namen „Kaiserheim“ gegeben. Als aber der Herzog von Richelieu einmal auf einem Spazierritte hierher kam und näher über diesen Namen nachdachte, fand er es unpassend, daß man ohne weitere Veranlassung und ohne besondere Bewilligung vom Kaiser diesen Namen gewählt habe, und bat die Kolonisten, sich lieber einen anderen zu nehmen, und diese taufte dann ihr Dorf so um, wie es jetzt noch heißt. Die Häuser des Orts sind alle recht nett gebaut, freilich nur einstöckig und aus dem mürben Muschelkalkstein, aber alle ordentlich gehalten, mit freundlichen grünen Läden vor den Fenstern, und mit geräumigen Zimmern. Zu letzteren hat freilich Lustdorf eine besondere Veranlassung, da es im Sommer häufig von Badegästen besucht wird, die sich hier einmieten und die Seebäder gebrauchen. Doch bezeichnet es hübsch

das Fortschreiten der Kolonie, daß dieß in den 30 Jahren ihres Bestandes schon die dritte innere verbesserte Bauart war. Anfangs hatten sie von der Regierung nur windige und schlechte Schilfhäuser bekommen, in denen sie im Winter vor Kälte umkamen. Darauf gruben sie sich, den Russen nachahmend, in die Erde und bauten sich Erdhütten. Endlich, als sie ihre Geschäfte besser geordnet hatten und wohlhabender geworden waren, arbeiteten sie sich dann zu ihren jetzigen stattlichen Wohnungen empor. Ganz derselbe Gang fand in anderen deutschen Kolonien statt, die ich später kennen zu lernen Gelegenheit fand. Die Häuser liegen zu beiden Seiten einer breiten Straße, jedes von geräumigen Gehöften umgeben. Hinter den Häusern liegen die unbedeckte Tenne, die eben so unbedeckten „Skirten“ (Häufen) des Getreides, Strohes und Heues, und hinter diesen kommen die Wein-, Obst- und Gemüsegärten. Die Straße des Dorfes ist mit schönen Akazien bepflanzt, und vor den Fenstern eines jeden Hauses ohne Ausnahme befindet sich ein kleiner, nett unterhaltener Blumengarten, dessen Bepflanzung immer den erwachsenen Töchtern des Hauses obliegt. Diese standen jezt am Sonntagmorgen in hübscher reinlicher Kleidung am Zaune und theilten ihren Lieblingen unter den jungen Burschen des Dorfes, die sich auf der Straße herumtrieben und mit den Mädchen scherzten, Rittersporn und Levkojen aus.

Als der Schulmeister zum zweiten Male läutete, trat die alte neunzigjährige Mutter des Schulzen mit weißer Haube und weißer Schürze über blauem Kittunkleide aus dem Hause hervor, um zur Kirche zu gehen. Ich geleitete sie dahin, sie erzählte mir unterwegs, daß es lange gedauert und Vieles das Leben gekostet hätte, bis die Kolonie in so guten Stand gekommen, wie ich sie jezt sähe. Die Noth der ersten Zeit der Ansiedelung wäre groß gewesen, und sie wäre noch eine von den Wenigen, die jene Stürme überlebt hätten. Die meisten Deutschen wären schon vorher umgekommen, ehe sie noch einmal das für sie angewiesene Land hätten in Besitz nehmen können. Ihre Reise nach Rußland allein schon sei schrecklich gewesen. Sie habe zwei Sommer und einen Winter gedauert. Eine Partie sei die Donau hinuntergegangen bis an die Mündung. Dieser sei es am schlimmsten ergangen. Denn in der Donau-Mündung seien böse Krankheiten unter ihnen ausgebrochen, die einen großen Theil von ihnen aufgerieben. Die andere Partie sei über Wien, Mähren und Gallizien gegangen, habe in letzterem Lande überwintert und dann den Weg über Podolien fortgesetzt. Anfangs hätten sie, die Frauen, alle erschreckliche Furcht vor den Russen gehabt, und sie schreckte noch immer ein wenig zusammen, wenn unerwartet ein Russe in's Zimmer trat. Dazu sei noch die Furcht vor den Türken gekommen, die damals noch im Besitze der anderen Seite des Dniestr gewesen wären. Sie hätten immer

jedes Schiff, das herangesegelt wäre, für die raubsüchtige türkische Flotte angesehen. — Das Schlimmste, sagte der Schulz, der auch mit uns ging, sei aber gewesen, daß sie an Ort und Stelle beinahe so gut wie gar nichts vorbereitet gefunden hätten. Das Land sei freilich da gewesen, für jede der 40 im Orte angesiedelten Wirthschaften 25 Dissiätin, aber die Häuser seien so schlecht gewesen, daß sie sich bald in die Erde vergraben hätten, wie die Russen, dabei die gelieferten Ackerpflüge so betrübtes Machwerk, daß sie bei'm Pflügen umgebogen seien wie Blech. Auch hätten sie, die ja gar keinen Begriff davon gehabt hätten, unter welchen Breitengrad sie gekommen wären, — Manche hätten in der Meinung gestanden, das Land gehöre noch zu Podolien — nicht gewußt, was sie mit dem Lande anfangen sollten. Ob düngen, ob nicht? Wann säen? Wann pflügen? Ja und was säen, was pflanzen? Die Russen, deren Sprache sie nicht verstanden, hätten sie nicht darüber belehren können. Die Wohlhabenden von ihnen hätten daher russische Knechte in Dienst genommen und hätten diese nun auf ihrem Felde und in ihrer Wirthschaft schalten und walten lassen. Diese Knechte seien von ihnen mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden. Ihnen wäre das beste Essen gegeben worden, und man hätte sie gleichsam wie geheiligte Personen angesehen, und es hätte geheißen: „Nur um Gottes willen den Russen befriedigt, auf dem unser Heil beruht.“ Die Aermern hätten dann nur nachgemacht, was die Wohlhabenden mit ihren Russen vorgemacht, zur selben Zeit mit ihnen gesäet u. s. w. Mit der Zeit habe sich das Blatt aber in doppelter Hinsicht sonderbar gewendet: erstlich in Bezug auf das Verhältniß der Russen und Deutschen dahin, daß diese die Sachen nun selbst nicht nur bald gelernt, sondern auch mit ihrem soliden und nach Verbesserung strebenden Sinne, auch ihrer allgemeynern von Deutschland noch mitgebrachten größeren Kenntniß der Landwirthschaft zufolge den Landbau, die Ackergeräthe u. s. w. so vervollkommen hätten, daß es jetzt bei den Russen bei vielen Gelegenheiten heiße: „tak i njemzi sdälajut“ (so machen es auch die Deutschen); dann in Bezug auf Die, welche arm oder wohlhabend aus Deutschland gekommen, daß alle Die, welche etwas mitgebracht, jetzt die Aermern, Die aber, welche nichts gehabt, nun alle durch die Bank die Wohlhabendsten des Ortes wären. Es habe sich die Sache so in allen Kolonien gemacht, und die Ursache davon sei diese, daß die Reichen sich immer auf ihre russischen Knechte verlassen hätten und theils an sie, theils in mißglückten Versuchen ihr Geld vergeudet, die Armen aber von ihnen, ohne etwas einzubüßen, gelernt, und, da sie sich immer auf sich selbst verlassen, besser gelernt hätten.

Der Schulmeister, ein Schweizer, las ziemlich schlecht eine Predigt vor, aber doch war ich erbaut, denn das Zusammensein mit mehreren Menschen

zu frommen Zwecken erbaut immer. — Jedoch ist es mit dem Kirchenwesen der Kolonien, glaube ich, nicht zum Besten bestellt. Es versteht sich, daß von Kiefland und Esthland, woher die meisten Prediger für das Innere Rußlands kommen, die Besten nicht gern sich so weit entfernen, obgleich die Prediger in den Kolonien sonst gar nicht übel situirt sind. Sie haben 120 Dissertin Land und nicht unbedeutende Gehalte. Da durch das ganze Rußland so viele Deutsche zerstreut wohnen, so ist auch ganz Rußland eben so, wie für die politische Administration in Gouvernements und für die griechische Kirche in Eparchieen, für die lutherische Kirche in eine gewisse Anzahl von Superintendentschaften und Kirchspielen eingetheilt. In jeder größeren Stadt befindet sich eine eigene deutsche Gemeinde und ein eigener Prediger, der dann zugleich auch zuweilen Superintendent eines großen Sprengels von mehreren Gouvernements ist, und unter dessen Aufsicht dann auch der Gottesdienst der deutschen Kolonien steht. Die Prediger kommen aber auf diese Weise oft in Collision mit der weltlichen Obrigkeit der Kolonien, und diese, die den Einfluß der Prediger nicht gern sieht, legt dann allerlei Schwierigkeiten in den Weg. So kommt es, daß viele Kolonien ihre Predigerstellen gar nicht besetzt haben, ihre Kirche sich in offenkundiger Verwahrlosung befindet und als Seelsorger Niemanden hat als ihren Schulmeister und etwa dann und wann hier und da durchziehende Baseler Missionäre.

Am Abende machte ich mit meinem Schulzen noch einen Spaziergang, um zweierlei in Augenschein zu nehmen, ein Monument der Vorzeit und eine Thätigkeit der Gegenwart, den Mongolenhügel nämlich in der Nähe des Ortes und die Fischebuden am Strande. Der Grabhügel hatte ungefähr 200 Schritte im Umfange bei einer Höhe von zwei Klaftern, stand gerade auf der höchsten Erhebungslinie des Steppenrückens und war dabei ein vollkommener Conus, wie mit dem Zirkel ausgemessen, Alles gerade so, wie bei allen anderen Hügeln dieser Art, die man durch das ganze Südrußland und Südsibirien, so wie durch die Mongolei zerstreut findet. Doch bemerkte ich etwas Besonderes bei ihm, das sich nicht bei allen Grabhügeln wieder findet. Nicht nur standen ihm zur Seite 3 bis 4 etwas niedrigere Hügel von ganz derselben Form, wie man dieß auch bei anderen sieht, sondern es ging auch noch von ihm aus eine große Reihe ganz niedriger Hügel, die kaum aus dem Unkraute hervorragten, über den Steppenrücken hin. Dieser Hügel dritten Grades zählte ich nicht weniger als 35. Sie waren alle nur 3 bis 4 Fuß hoch bei 150 Fuß im Umfange, dabei alle ebenfalls vollkommen conisch und ganz dicht bei einander liegend. Die Sache sah ganz so aus, als wäre unter dem hohen dicken Regel, der allein in der Ferne sichtbar war, ein Fürst begraben, in den 3 bis 4 niedrigeren die Edlen des Stammes

und in den 33 ganz unbedeutenden die gemeinen Leute. Das Merkwürdigste war mir, wie bei einer so geringen Höhe von 3 bis 4 Fuß und einem so bedeutenden Umfange von 150 Fuß die Kegel-Form so mathematisch genau beobachtet sein konnte. Ich sah nachher noch mehrere von einer so großen Anzahl kleiner Hügel umgebene große, die also vollkommenen Kirchhöfen gleichen.

Steinerne Bildsäulen, wie man sie am Asow'schen Meere sieht, finden sich hier nirgends auf diesen Grabhügeln. Die Großrussen und Sibirier nennen bekanntlich diese Hügel „Kurgane.“ In den Kleinerussischen Steppen heißen sie durchweg „Mogilos.“ Die deutschen Kolonisten haben ihren eigenen Namen dafür erfunden. Sie nennen sie „Kanonenbuckel,“ weil sie meinen, daß man in Kriegeszeiten auf jedem dieser Hügel (Buckel) eine Kanone aufgepflanzt habe. Das müßte eine sonderbare Art von Schlachtkanonade abgegeben haben, überall, von Stunde zu Stunde eine in Mitten der Steppe verlorene und einsam donnernde Kanone. Die Mogilos dienen noch in diesem Augenblicke zu Gräbern. Denn überall, wo ein kleinrussisches Dorf nahe liegt, findet man sie mit Gräbern besetzt. Uebrigens werden sie bekanntlich noch mehr durchgraben, um den in ihnen vermutheten Schätzen nachzuspüren. Sonst dienen sie aber als Wegsignale, und im Winter beobachten die Leute immer die Lage der Mogilos, um den Weg nicht zu verfehlen, wie ein Fischer die Sterne. Auch sonst sind sie natürlich, als einzige charakteristische Merkzeichen in weiter einförmiger Umgegend, die gewöhnlichen Plätze der verabredeten Rendezvours. Meistens fassen auch auf ihnen die Hirten Posto, weil sie von da aus ihre Herde leicht übersehen können. Bei einem Kriegszuge in den Steppen müssen die Mogilos immer eine bedeutende Rolle als Warten und Späthorte spielen.

Bei den Fischern am Meere fanden wir einen sehr beredten Mann, einen Kosacken, der zu der Fischerhütte, wie wir, zum Besuche gekommen war und uns von der ungeheueren Menge von Makrelen (*Skumbria*) erzählte, die hier des Sommers im Meere erschienen. „Dieser *Skumbria*,“ sagte er, „ist der Hauptfisch, von dem wir uns nähren, so wie sich Alles im Meere ebenfalls von ihm nährt, denn der Hai, wie der Delphin und der Palamida, ja wie alles Andere, was ihn bezwingen kann, frisst nichts als *Skumbria*.“ Im Winter ist er unten tief in den Höhlen des Meeres, im Frühlinge aber kommt er herauf und zieht hier an den Küsten vorüber, in die Bucht von Ddessa, wo er im Sommer sich herumtreibt. Sonst war die Bucht im Sommer so voll, daß das Meerwasser so dick wurde wie Brühe. Im Herbst kehren sie wieder aus den Buchten, wo sie sich recht rund und fett fressen, zurück. Sie können die Kälte nicht vertragen und wissen im Vor-

„aus, wenn kaltes Wetter eintritt. O, es ist ein kluger Fisch, ein verständiger Fisch! Dann brechen sie alle plötzlich auf, wie eine Tabun (Herde) Pferde, wie die Franzosen aus Moskau, und wir wissen allemal sicher, daß, wenn die Skumbria so schnell aufbrechen, dann nach ein paar Tagen der Winter eintritt. Ich erinnere mich, vor acht Jahren da stand ich auch hier, das Wetter war noch schön und warm, da rief mir der Junge dort oben von der Stange zu, ich sollte einmal aufschauen, es kämen Fische um's Vorgebirge des Leuchthurms herum. Anfangs war nur das Meer gefärbt und die Oberfläche gekräuselt. Aber bald sah ich sie wie einen Sturm herankommen. Millionen über Millionen, und alle so flink wie die Mäuse, als wenn der Teufel sie jagte. Idut, — idut — idut — dut — dut — dutrrrr! „(sie marschirten, marschirten, marschirten,) — Puh! — daß Gott erbarm, wie ein Heuschreckenheer. Eine ganze Heerstraße von Fischen mitten im Meere! Die Fischer hatten einen guten Tag. Denn obgleich sie nur einige Seitenplänkler wegfangen, so bekamen sie doch so viele, daß sie kaum die Hälfte einsalzen konnten, und die Armen den Rest fuderweise wegholten. Aber das war auch der letzte gute Fang. Denn zwei Tage darauf kam ein großes Schneegestöber und bedeckte den Himmel mit Wolken. Es war des Winters Anfang. Der Skumbria hatte das längst vorher gemerkt. Ein kluger Fisch! ein gescheites Thier!“

Unter solcherlei Spaziergängen bei Fischern, Hirten, Kolonisten und unter genauer Kenntnißnahme des Landes und seiner Bevölkerung verstrichen mir die ersten Tage in meiner Kolonie unter lehrreichen Gesprächen mit meinem Schulzen und insbesondere auch unter allerlei unschuldigen Scherzen mit meiner heiteren Båbele. Ich nahm sie ein wenig in Schutz gegen die Mutter, welche immer behauptete, daß die in Rußland geborenen Mädchen gar nicht so arbeiten wollten, wie die deutschen aus Deutschland, und ich fand doch ein recht hübsches Maß von Thätigkeit bei ihr. Aber das sorgenvolle Gemüth der deutschen Frauen, ihre ruhe- und rastlose Geschäftigkeit, ihr unermüdliches Abplagen und Abarbeiten, das freilich schwindet schon etwas in diesen russisch-deutschen Mädchen, und daher befinden sich hier alle Töchter mit den Müttern in Opposition. Ich gab den Müttern Unrecht, denn diese verlieren fast nach deutscher Weise über die Arbeit ganz den Genuß des Lebens, und ich fand den Grad deutschen Fleißes und russischer Gemächlichkeit, den ich bei der Jugend der Kolonien fand, gerade sehr passend und angenehm. Uebrigens war es mir sehr lehrreich, deutsche Hausfrauen so in der Nähe mit russischen vergleichen zu können, und ich konnte nicht umhin, den frappanten Unterschied in dem verschiedenen Geiste der Volksstämme zu bewundern. Es schien mir ausgemacht, daß eine solche unermüdliche Schaffnerin und ämsige Arbeiterin,

wie meines Schulzen Frau war, deren ich doch mehrer ähnliche in meiner Kolonie fand, weder jetzt auch nur in einem einzigen Exemplare unter allen 50 Millionen Russen zu erspähen sein werde, noch auch, daß ein so regsamcs Blut aus dem Stoffe, woraus der russische National-Charakter gebildet, jemals hervorgehen könne.

Uebrigens ist nicht so bald zu fürchten, daß die schlechte Wirthschaft der Russen, ihre Sitten und Sprache das Deutsche aus den Kolonien verdrängen werde. Die Deutschen sind hier in großen Massen zusammen, sie heirathen fast nur unter einander, und Russen dürfen sich nicht in den Kolonien niederlassen. Die Deutschen kleiden sich noch ganz deutsch. Nur die Winterpelze haben sie des Klima's wegen annehmen müssen. Ihre schwäbische Sprache erbt von Vater auf Sohn fort, und Russisch, das sie freilich des Verkehrs wegen sich aneignen müssen, sprechen sie nur mit den Russen. Allerdings giebt es abgefallene deutsche jüngere Söhne und Arme, die sich außerhalb der Kolonien etablirten und dann verrückten, doch deren sind verhältnißmäßig wenige. Die meisten Ueberzähligen in den an Bevölkerung sehr zunehmenden Kolonien gehen in die Städte über, wo ihrer Industrie und ihrem Fleiße viele gute Wege offen stehen, und wo sie wieder große deutsche Gemeinden finden, die durch Zusammenleben, Schulen und Kirchen den deutschen Geist conserviren.

Auch ist in jeder Hinsicht die Ueberlegenheit des Deutschen über den Russen zu groß, als daß bei'm Zusammenstoße beider Nationalitäten die deutsche nicht immer über die russische siegen sollte. Der Deutsche denkt, der Russe nicht. Der Deutsche arbeitet und treibt weiter, der Russe stockt und geht leicht rückwärts. Der Deutsche betrügt sogar gründlicher als der Russe, der trotz seiner größeren Gewandtheit doch allemal am Schlusse der Geschäfte die Dupe ist. — Auch die physische Natur des Deutschen hat Vorzüge vor der russischen. Wenn der Russe gewandter ist und zäher in Wind und Wetter, Hunger und Durst, so ist der Deutsche kräftiger und körniger, und wie der Russe im Negativen, im Ertragen, so jener im Positiven, im Thun, tüchtiger. Dieß spricht sich selbst in den alltäglichen kleinen Collisionen bei Streitigkeiten — ich meine in den Prügeleien der Deutschen und Russen — aus, in denen der Russe alle Mal verliert. Eine deutsche Faust fürchtet sich nicht vor 2 bis 3 russischen, und ein Russe allein wagt es nie, Mann gegen Mann einem Deutschen Stand zu halten. Ich könnte hierüber eine Menge kleiner, für Ethnographen interessanter Geschichten und Bemerkungen mittheilen, aus denen summa summarum hervorgeht, daß „deutsche Hiebe,“ die schon in Schillers *Giesco* vorkommen, hier so gefürchtet sind wie in Italien. „Pisse Njemtzi! Pisse Njemtzi!“ „Teufels Deutsche! Teufels Deutsche! rufen „uns die Russen zu, wenn ein Deutscher mit seinem schweren eisenschlagenen

und von eisernen Ketten klirrenden Wagen herangefahren kommt, und fahren ihm aus dem Wege, weil sie schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht haben, daß bei einem Zusammenstoßen ihr bloß hölzernes Wagengestell immer am schlimmsten wekommt. Aus allen diesen Gründen wird der deutsche Kolonist vom gemeinen Russen der Umgegend weit mehr gefürchtet und hochgeachtet als, wie neulich in einem Journal = Aufsatz über die deutschen Kolonien in Rußland behauptet wurde, gehalten. Der Russe fühlt viel zu sehr die große Ueberlegenheit des Deutschen. Er mag wollen oder nicht, er muß sie anerkennen, und zum Hass bleibt kaum Raum.

Uebrigens muß man, wenn einmal von Prügeleien die Rede ist, auch dabei nicht vergessen, zu gestehen, daß der Russe es weit weniger häufig zu dieser abscheulichen Bethätigung von Meinungs = Verschiedenheit kommen läßt als der Deutsche. Ich habe in dieser Beziehung bei unseren Landsleuten Redensarten gäug und gäbe gefunden, die der Russe gar nicht kennt und bei deren Anhören ich unwillkürlich für unsere Nationalität erröthete, und mir der weit friedlichere und versöhnlichere Charakter der Russen in einem schönen Lichte erschien. Die Deutschen prügeln sich alle Augenblicke bis auf's Blut. Die Russen puffen sich zuweilen ein Bißchen auf ihren dicken Pelzen herum, und damit ist die Sache abgemacht. Freilich ist der arme Russe gewohnt, mehr Schläge von oben herab zu empfangen, als auszuthemen, und es ist bei ihm nicht Friedliebe allein, sondern auch Mangel an Selbstständigkeit, so wie bei den Deutschen nicht Grobheit allein, sondern auch das Gefühl einer größeren Unabhängigkeit. — Indes selbst bei der Erziehung ihrer Kinder fand ich die Deutschen unvergleichlich viel prügelsüchtiger als die Russen. Das Geschrei der unbarmherzig geschlagenen Kinder in den Dörfern hörte den ganzen Tag nicht auf. Der Russe lebt viel freundlicher mit seinen Kindern und liebkost sie weit mehr, wobei freilich auch wieder in Betracht kommt, daß es überhaupt bei den Deutschen mehr Zucht und Erziehung giebt als in den oft rand- und bandlosen Familien der Russen.

In Bezug auf Kinder war es mir noch auffallend, wie viel unappetitlicher und schmutziger die deutschen Kinder ausfahen als die russischen, bei denen ich immer die kleinen wie die großen recht proper fand. Auch selbst die erwachsenen deutschen Frauen und Männer kamen mir nie so reinlich in ihrer Person vor als die Kleinarussen. Doch läßt sich über Reinlichkeit im Ganzen schwer urtheilen. Die eine Nation ist in diesem Puncte accurater, die andere in jenem. Die deutschen Hausfrauen arbeiten viel und können daher nicht immer so appetitlich sein, weshalb sie denn auch am Alltage mit fliegenden Haaren u. s. w. oft aussehen, als kämen sie so eben aus der hellen Verzweiflung ihrer Wirthschaftsmühen. Am Sonntage, dem Ruhe- und

Mussetage, da war es wieder ganz anders. Da hatte wieder der blinkerblanke Deutsche entschieden den Vorzug. Ueberhaupt ist es charakteristisch, daß bei allen Ständen in ganz Rußland kein so großer Unterschied zwischen Alltags- und Festtagskleidung zu finden ist. Sie haben der Festtage zu viele, als daß sie dieselben so feierlich und auffallend begehen sollten, und ihre Alltage sind nicht in dem Grade Arbeits- und Geschäftstage, als daß eine eigene Kleidung nöthig werden sollte. Alles verschwimmt mehr chaotisch in einander.

Meine Bäbele, die mir alle Morgen hübsche Blumen aus ihrem Garten zum Kaffee brachte und an mir einen leidlich launigen Lebensgefährten fand, hatte natürlich auch noch ihre anderen Bewerber, die es ernstlicher mit ihr meinten. Sie war als das netteste junge Mädchen des Dorfes und als die Tochter des angesehensten Mannes, der durch seine Stellung und sein persönliches Ansehen mit Deutschen, Russen, Griechen der Umgegend und Odessa's in vielfacher Verbindung stand, nicht wenig begehrt. Von den Bewerbern war einer an Gefühlen, ein anderer an Rang und ein dritter an Geld reicher. Der Sentimentale war ein junger Bauerbursche des Dorfes, der Betitelte ein Kosacken-Offizier und der Bemittelte ein junger deutscher Weinwirth aus Odessa, der kürzlich ein großes Haus von seinem Vater ererbt hatte. Der Sentimentale kam alle Abende, mit ihm wurde conversirt, gelacht und geneckt. Der Kosacken-Offizier ritt ein paar Mal vor, trank ein Gläschen Wein bei'm Vater, äugelte von fern und rückte dann eines Tages mit seinem Antrage heraus. Er sei nun schon so lange mit dem Schulzen bekannt. Auch habe er seine Tochter Bäbele (mit der er übrigens noch kein Wort gesprochen) kennen gelernt, deren Fleiß und Sittsamkeit ihm wohl gefalle. Er selber habe freilich nur ein schlechtes Haus und eine geringe Gage, doch Rang und Titel, zwei Medaillen und ein silbernes Kreuz. Jetzt halte er nur drei Pferde zum Reiten, doch stehe er schon in Unterhandlung wegen einer Kaleska (Kalesche). Er wolle daher um die Hand der Bäbele anhalten. Sie würde ihm den Haushalt gewiß gut führen und könne am Sonntage spazieren fahren. Der Schulz schenkte ihm noch ein Glas Wein ein und bat ihn, zu trinken, von dem Anderen könnten sie ja noch ein ander Mal reden. Dieser Bewerber stieg darauf mit einem Körbchen wieder zu Pferde. — Der Odessaer Hausbesitzer kam alle Sonntage auf's Dorf hinaus zu des armen Sentimentalen tiefstem Kummer und bat um Erlaubniß, Bäbele auf den Tanzboden führen zu dürfen. Die Aeltern neigten sich entschieden zu ihm, und auch Bäbele war willig. Den einzigen Punct, woran sich Alles stieß, waren seine feuerrothen Haare, welche Aeltern und Tochter nicht überwinden konnten. Ich meinerseits, der ich das einfache Mädchen gern im Dorfe behalten und sie dem sentimental, übrigens sehr fixen Dorfburschen gewünscht hätte, hielt mich auch an den

Fuchshaaren und blies ihr Feuer noch mehr an, um ihre abstoßende Kraft zu vermehren, obgleich ich nach und nach ansing, an meinem Erfolge zu zweifeln. Die Sache entschied sich, ehe ich schied. Der Glanz des Goldes drang durch, das Gold der Haare wurde verschmerzt, und ich mußte Båbele noch vor meiner Abreise zu dem glücklichen Ereignisse gratuliren, welches sie zur Braut des Dbeffa'schen fuchsköpfigen Weinwirths erklärte und einen armen Bauernsohn in gränzenlose Verzweiflung stürzte.

Die erste entferntere Ausfahrt, die ich mit meinem Schulzen beschloß, sollte in die benachbarten deutschen Kolonien und von da an die Mündung des Dniestr in seinen Liman gehen. Eines freundlichen Morgens früh 5 Uhr zäumte sein Sohn Jacob daher die beiden Braunen und setzte sich als Kutscher auf den Bock eines ungarischen Ackerwagens, wie sie hier durch einige ungarische deutsche Kolonisten in allen deutschen Kolonien eingeführt sind; der Schulze und ich nahmen hinten auf dem Stroh, über das eine hübsche bunte kleinrussische Decke hing, Plaz. Unser Weg führte uns zunächst über den kleinen schmalen Peressip des Dorf-Limans hin. Dieser war ganz ausgetrocknet und nur hier und da war auf seinem rissigen und zerklüfteten Boden ein kleiner Anflug von Salz zu sehen. Dann kamen wir über einem breiten Vorlande vor der hohen Steppe dicht am Strande vorbei, und darauf über den langen und breiten Peressip eines größeren Limans, der immer Salzwasser enthält, aber höchstens nur alle 10 Jahre unter besonderen Umständen ein Mal in's Meer ausbricht. Es war der auch auf unseren Charten verzeichnete „Suchoi Liman.“ Sein Wasser ist stark gesalzen und enthält mehrer Meerfische, so wie am Rande seines Wassers überall verbreitete Kolonien einer Unzahl kleiner Muscheln zu sehen waren. Weit merkwürdiger waren aber die menschlichen Ansiedelungen an seinen Ufern. Diese waren so zahlreich und dadurch der Anblick der ganzen Landschaft so reizend, daß man hätte glauben können, sich an einem kleinen See Holsteins zu befinden. Der Liman, der nach dem Meere zu eine zusammenhängende Masse bildet, theilt sich weiter oberwärts im Innern des Landes gabelförmig in zwei lange, sich krümmende Arme. Auf dem Vorgebirge der Gabeltheilung lag eine große deutsche Kolonie mit freundlicher Kirche und hübschen Häusern, „Klein-Liebethal“ geheißen. Ihr zur Rechten gegenüber lag das große, von Griechen bewohnte Dorf „Alexandrowsky,“ auf der anderen Seite zur Linken der von Russen bewohnte Ort „Burlaktschi Balk“ (Spitzbuben-Thal), in der Spitze des einen Armes das kleinrussische Dorf „Suchoi Liman.“ Außerdem waren noch mehrere Fischerwohnungen am Strande und die Besitzung und das Landhaus einer Gräfin Potocka. Wirklich war mir dieser Anblick so vieler Ansiedelungen auf ein Mal überraschend. Auch ist er mir sonst in den Steppen

nicht wieder vorgekommen. Auf dem Pereßip stand eine lange Reihe von Fischerbuden, und hier und da zogen zwischen den Dörfern Pferde- und Rinderherden umher. In der That Contrasten der Beschäftigungen und Bevölkerungen genug, um uns bei der Cigarre, die wir, auf dem schmalen Damme zwischen Meer und Limanwasser hinkutschend, vergnüglich rauchten, hinreichenden Stoff zum Nachdenken zu geben. „Jacob, halt' Mol an, de „Pferde wolln sich a Mol verschnaufe“ sagte mein Schulz auf der Mitte des Sandes der Mehrung. Ich dachte mir dabei, daß den armen russischen Pferden das Leben nicht so bequem gemacht wird als den deutschen. Denn ein Russe fragt nie darnach, was seine Pferde wollen oder nicht. Das „Spitzbubendorf“ hat seinen Namen noch aus der alten Zeit, wo hier in jedem Thale und an jeder Flußmündung plündernde Räuber hausten. Jetzt ist es von ehrlichen ackerbauenden Kleinsrussen bewohnt. Allein wie wenige Jahre liegt diese alte Zeit dieser Gegenden zurück, und wie wunderbar muß man die zauberische Kraft, welche das russische Reich in Civilisirung und Bebauung der Wüsten entwickelt, an diesem Plage finden, wo, so tief wir auch in die Geschichte zurückgehen, sich uns nichts darstellt als wilde, plündernde Nomadenhorden, und sich unseren Augen jetzt ein Bild friedlich beschäftigter Ansiedler zeigte, wie man es sich in anderen seit dem Beginn der Historie bespflügten Ländern nicht besser wünschen könnte.

Unser Weg führte uns durch die Kolonie. Sie stammt noch aus den Zeiten Katharinens, die bekanntlich eine Partie unglücklicher Moreoten theils in der Krim, theils hier ansiedelte. Die Leute waren fast alle russificirt, sprachen viel geläufiger Russisch als die Deutschen, hatten auch sonst die meisten Sitten von ihnen angenommen, und ich fand hier die Bemerkung, die ich schon früher gemacht hatte, bestätigt, daß sich griechisches Wesen weit leichter mit dem russischen mischt als deutsches. Der ehemalige Professor Buhle in Jena konnte dieß für seine Behauptung, in der er den hellenischen Ursprung der Russen zu beweisen suchte, anführen, wenn er noch lebte. Diese Griechen leben träge und vergehen ihre Habe in der Schenke, sind schlechte Acker- und Hauswirth, und obgleich sie von der freigebigen Kaiserin weit reicher dotirt wurden als später die Deutschen, — ein jeder von ihnen hat ungefähr je nach seinem Range und Stande 6 — 10 Mal so viel Land als einer der Deutschen — so sind sie doch sämmtlich den beiden ihnen benachbarten deutschen Kolonien verschuldet. Diese finden nach Bestellung ihres eigenen Landes noch Zeit genug, auch den Acker der Griechen, den sie ihnen abpachten, zu bebauen. Die Griechen geben den Deutschen, um nur Geld zu bekommen, oft schon auf 8 Jahre im Voraus das Land weg und leben dann nach Verthung dieses Geldes kümmerlich in ihren erbärmlichen Häusern. Zwi-

schen dem äußeren Ansehen ihres Dorfes und dem der Deutschen war ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Alles zerfallen, Alles unheimlich, ohne Gärten, ohne Bäume. Nur Eins reizte mich, ein alter Mann mit grauem Haare aus „Issaka“ (Ithaka), noch Einer von den ersten Ankömmlingen. Er saß, stumm auf seinen Stab gelehnt, mitten zwischen den übrigen Großsprechern vor der Schenke, mit denen wir uns unterhielten. Er hörte schlecht und sprach auch nur griechisch-russisch. Ich konnte mich nur seines Blicks freuen, der mir ganz und gar der des edlen Sauhirten des Ulysses zu sein schien. Der Charakter des „Sauhirten,“ wie des „Bietduldbenden,“ läuft bei den Griechen durch alle Jahrhunderte, und die Odyssee ist noch jetzt auf allen griechischen Inseln und Meeren lebendig.

Die Kirche im Dorfe glich durchaus dem betrübten Ansehen des Ganzen, und statt einer Glocke war vor ihr ein zerbrochenes Eisen aufgehängt mit einem Hammer, dessen Schläge die Gemeinde zusammenrufen. Traurig waren die Ideen, denen wir uns weiterfahrend überließen. Denn was soll man von dem Wiederaufblühen der nützlichen Lebensgeschäfte in einem ganzen Staate, wie das Königreich Griechenland ist, erwarten, wenn Stecklinge seines Volksstammes, die unter sehr günstige Umstände versetzt werden, so wenig fröhliches Aufblühen zeigen und so schlecht Wurzeln fassen. Die landesflüchtigen, patriotischen Griechen, welche Katharina hierher verpflanzte, waren gewiß nicht der schlechteste Theil ihres Volkes, und doch wußten sie die ihnen zur Begründung ihres Wohles so reichlich gebotenen Hülfsmittel so wenig zu benutzen, daß sie die ganze Basis ihres Bestehens bald ruinirten, während ihnen gegenüber eine Handvoll Deutsche, die keinesweges bei ihrer Auswanderung die Auserlesenen ihres Vaterlandes waren, auf einem zehn Mal geringeren Terrain so trefflich gediehen und so reiche Früchte brachten. Es läßt dieß auf eine Untüchtigkeit des inneren Wesens, des Teigs, aus dem das Griechenvolk gebacken, schließen, und dagegen auf eine solide Fähigkeit des deutschen Markes.

Nach einer langen Fahrt über die Griechensteppe erreichten wir bald wieder deutschen Grund und Boden, die Felder und Gärten der großen Kolonie Groß-Liebenthal, welche der Sitz eines Gebietes und eines diesem Gebiete vorstehenden Oberschulzen-Amtes ist. Es gehören diesem Liebenthaler Gebiete ungefähr noch zehn andere Kolonien an. Und solcher Gebiete mit Oberschulzen giebt es vier in Neurußland: das Liebenthaler in der Nähe der Dniestr-Mündung, das Kutschurganer weiter oberhalb am Dniestr, das Glücksthaler im Osten von Odessa und das Berefaner im Norden dieser Stadt.

Alle diese vier Gebiete Neurußlands zusammengenommen haben ungefähr 25,000 Einwohner und stehen, so wie sämtliche südrussische Kolonien, unter einem sogenannten „Comité der Kolonien“ in Odessa, dem ein russischer General präsidiert *). An dieses Comité kommen alle Sachen in russischer Sprache, und obgleich alle dabei Angestellte auch Deutsch verstehen,

*) Dieses Comité steht dann wieder unter einem alle Kolonien Rußlands dirigirenden „Kolonien-Departement“ in Petersburg, welches eine Abtheilung des Ministeriums des Innern ausmacht. Die meisten Kolonien unserer Landsleute finden sich in folgenden Provinzen: im Gouvernement Petersburg ungefähr 5000 Seelen, natürlich die vielen Deutschen der Stadt Petersburg nicht mit eingerechnet, die nicht zu den ackerbauenden Kolonisten gehören, im Saratow'schen an der Wolga hinunter 100,000, in Klein- und Neurußland 40,000, in Besarabien 30,000, in der Steppe am asow'schen Meere 50,000, in der Krim 5000 und im Kaukasus (Thal des Kur) 5000, zusammen etwa 250,000 deutsche Kolonisten. Im inneren eigentlichen Moskowiterlande, das schon ohnedieß bevölkert genug ist, befinden sich kaum einige Kolonien, eben so wenige in den polnischen und baltischen Provinzen, wo die Regierung kein unangebautes Land zu vergeben hatte. Die reichsten von allen Kolonien sind die am asow'schen Meere, an den Ufern des kleinen Milchflusses (Molotschna). Von dem Reichtume und dem Luxus in der Molotschna — man redet so davon, als wenn dieser Name eine Provinz bedeute, — hört man überall. Es giebt dort Bauern, die Herden von 20,000 Schafen haben, und alle wohnen in den schönsten Häusern. Als der Kaiser Alexander auf seiner letzten Reise nach Taganrog durch die Molotschna kam, rief er verwundert aus: „Kinder, wir brauchen ja nicht mehr nach Deutschland zu reisen; wir haben ja mehr als „Deutschland in unserem eigenen Reiche.“

Die Kolonisten machen einen ganz eigenthümlichen Stand im Reiche aus, der immer noch viele Vorzüge vor den übrigen Unterthanen voraus hat — weniger Abgaben, keine Conseription, eigene Gerichte u. s. w., — obgleich er nicht so privilegiert ist als der Stand „der Ausländer“ (Innostranzi), die alle Vortheile eines Unterthanen genießen, ohne irgend eine seiner Lasten zu theilen.

Alle Kolonien werden als in einem Verbande stehend betrachtet, und wenn ein Kolonist im Kaukasus oder an der Wolga bestraft wurde, so wird das Erkenntniß auch am Dniestr bekannt gemacht. Auch sonst bekümmern sie sich eine um die andere und erfahren viel von einander, indem z. B. Prediger aus der Krim nach Besarabien versetzt werden, oder indem sie Schulmeister aus Sarepta verschreiben u. s. w. Manche deutsche Bettler und Abenteurer treiben sich von Kolonie zu Kolonie herum. Auch übertragen sich gewisse Sitten und Gebräuche zuweilen von einer Kolonie zur anderen. Wir führten schon als Beispiel die ungarischen Wagen an, die sich in allen neurußischen Kolonien finden. Als ein zweites Beispiel können wir das Vieh aus der Molotschna citiren, das sich die südrussischen Kolonisten alle zu verschaffen suchen. Natürlich kann das Band, das die Kolonien so zusammenhält, bei den ungeheueren Entfernungen kein enges und starkes sein, allein es ist doch bemerkenswerth, daß überhaupt noch Etwas der Art nachzuweisen ist.

Natürlich sind die Kolonisten in den verschiedenen Gegenden des Reiches sehr verschieden dotirt. In Südrußland bekamen sie in der Regel 60 Dissiatinen Landes für jede Familie und einen sogenannten „Vorschuß.“ Dieser Vorschuß bestand aus zwei Rüben, zwei Ochsen, zwei Pferden, Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes, welches Alles den Kolonien als später abzutragende Schuld debitirt wurde. Die 60 Dissiatinen Landes werden als ein untheilbares Landgut angesehen, für welche die Kolonisten dem Kaiser Zins zahlen, jetzt jährlich für jede männliche Seele höchstens 14 Rubel. Alle deutschen Kolonisten des ganzen Reiches mögen dem Fiskus leicht etwas über 2,000,000 Rubel eintragen. Das Landgut kann nicht durch Testament unter die Söhne vertheilt werden, aber es dürfen sich wohl mehrere Familien darauf niederlassen, wenn sie sich darauf nähren können. Auch darf es nicht ohne

so sind doch alle Verhandlungen russisch. Für jedes der verschiedenen Gebiete giebt es einen sogenannten „Inspector“, durch dessen Vermittelung sie sich mit dem Comité in Verbindung setzen. Auch dieser Inspector ist in der Regel ein Russe. Die Schulzen aber sind natürlich Deutsche, welche von der Gemeinde durch Ballottement gewählt werden; eben so die Oberschulzen,

Erlaubniß der Regierung verkauft werden. Diese aber wird allemal erteilt, wenn sonst nichts an der Zahlungsfähigkeit des Käufers auszufehen ist.

Jedes Gebietsamt muß für die Abgaben aller unter ihm stehenden Kolonien aufkommen, und eben so muß jede Kolonie die auf sie repartirte Summe zahlen und mag sehen, wie alle einzelnen Kolonisten der Gemeinde gerecht werden. Befinden sich einige bei der Kolonie Angeschriebene abwesend, die sich etwa in Städten u. s. w. niedergelassen haben, so muß sie auch für diese zahlen und kann dieß von ihnen zurückfordern.

Der Zuwachs der Bevölkerung der deutschen Kolonien nimmt an dem mächtigen Aufschwunge der ganzen Bevölkerung des russischen Reiches Theil. Vielleicht geht sie in einer noch schnelleren Progression vor als diese. In der kleinen Kolonie Lustdorf waren bei der Revision 1815 208 Seelen, bei der Revision 1835 — nach Abzug der von außen Hinzugekommenen 357. Fügt man dazu noch 19 aus der Kolonie Ausgewanderte, die sich in dieser Zeit völlig von dem Verbande mit den Kolonisten losgaben und in andere Stände übergingen, so giebt dieß eine Verdoppelung der Bevölkerung in 25 Jahren. Ähnliche Resultate zeigen die Listen aller anderen Kolonien, die ich sah. Ähnlich lauten auch alle Berichte über die Kolonien am asow'schen Meere und an der Wolga. — Auf der Hälfte der anfänglich einzelnen Familien angewiesenen Höfe sitzen jetzt schon mehrere Familien, und außerdem siedeln sich jährlich viele Leute aus den Kolonien in die Städte über, ohne aber darum alle aufzuhören, sich zu den Kolonisten zu rechnen. Von Lustdorf war der sechste Theil der Bevölkerung in die Stadt übergesiedelt.

Der junge Zuwachs der Kolonien, der sich in den Dörfern selbst nicht mehr bequem nähren kann, verliert sich aber auch wohl auf dem Lande unter den Russen, indem z. B. etwa ein wohlhabender Vater seinen jüngeren Söhnen hier und da eine Besitzung kauft. Aermere ziehen auch wohl als „Disiatintschits“ auf der Steppe umher, das heißt, sie pachten sich hier und da von einem Edelmann ein paar Disiatinen Landes, bauen sich eine Erbhütte darauf und bearbeiten das Land. Gefällt es ihnen auf dieser Stelle nicht mehr, so ziehen sie weiter, pachten sich wieder anderswo ein Stück Steppe und suchen sich ein Stückchen Geld zurückzulegen.

Man hat die deutschen Kolonisten aus einem zwiefachen Grunde in's Land gerufen:

theils um dem Ackerbaue des Landes aufzuhelfen und den benachbarten Russen als Beispiel in manchen Stücken vorzuleuchten, besonders in einer guten und rationellen Landwirthschaft und im Gartenbau, theils um überhaupt nur wüstes Land mit Einwohnern zu versehen und dem Reiche nützliche und gute Unterthanen zu verschaffen.

Natürlich hat man nun die Frage erörtert, ob die Kolonien den Erwartungen, die man von ihnen hegte, entsprachen. Was den ersten Punct betrifft, so ist man im Ganzen der Meinung, daß die Kolonien als Schulen für die Russen gar nicht wirken. Der Russe, sagt man, haßt den Deutschen, und schon dieß allein hindert ihn, irgend etwas nachzumachen, was ihm dieser vormacht. Außerdem hängt der Russe so sehr an seinen alten Gewohnheiten, daß er sich nie oder schwer entschließt, Etwas anders zu machen, als es seine „pradi“ (Vorfahren) machten. — Im Ganzen mag dieß auch wahr sein, denn erstlich stoßen überhaupt alle Nationalitäten als solche einander ab, folglich auch die Russen und Deutschen, und zweitens ist es sehr schwer, ein Volk zu lehren anders zu sein, als es ist. In dem Russen liegt einmal nicht der betriebsame Sinn für Verbesserung und Vervollkommenung, und

und eben so endlich die Schreiber bei den Aemtern. In jeder Kolonie stehen dem Schulzen zwei ebenfalls von der Gemeinde gewählte Bürgermeister zur Seite. Die Gemeinde wird vom Büttel des Dorfes, dem Adjutanten des Schulzen, durch eine Glocke zusammengerufen. Für die Nichterscheinenden sind Geldstrafen festgesetzt. Statt des „Bürgers“ — so nennen sie sich —

dieser wird ihm vom keinem Deutschen eingelöst werden können. Man müßte ihm zuvor ganz anderes Blut eingießen, was sich nicht thun läßt. — Allein es kommt hier Alles auf den Grad an, sowohl des Hasses als der Indolenz, und wenn wenig übergeht, so darf man damit doch noch nicht behaupten, daß gar nichts überginge. Wir machen uns nicht an, diese Frage zu entscheiden, wollen hier aber doch einige kleine Beobachtungen vorbringen, die wir über diesen Punkt zu machen Gelegenheit hatten.

Der Haß der Russen scheint mir nicht so glühend zu sein, daß sie deswegen Alles verschmähen sollten, was von den Deutschen kommt. Ich habe schon oben einige Gründe dafür angeführt. Auch bethätigt sich dieser Haß eigentlich sehr wenig, da der Russe dem Deutschen nirgends in den Weg tritt und ihm, seine Ueberlegenheit anerkennend, fast überall nachgiebt. Es ist also dieser Haß wohl nur ein ziemlich verborgenes und in den Hintergrund tretendes Gefühl. Auch scheint mir die Lebensart „tak i Njemzi sdälajut“ (so machen es ja auch die Deutschen), die ich mehrere Male zu hören Gelegenheit hatte, eine Widerlegung der Meinung, daß die Russen „durchaus nichts“ von den Deutschen annehmen wollen. Die Anhänglichkeit an die Gewohnheiten ist freilich groß bei m kleinrussischen Bauer, wie bei jedem gemeinen Manne, und wenn man durch die den deutschen Kolonien benachbarten Dörfer geht, so scheint allerdings in ihrer Bauart, in der Behandlung des Viehes, in der Haltung der Felder und Gärten keine Verbesserung und Veränderung im Vergleich mit entfernten russischen Dörfern stattgefunden zu haben. Allein um dergleichen zu entdecken, muß man mehr nachspüren, als es auf einem bloßen Durchfluge möglich ist. Und die meisten Reisenden, die über diese Dinge urtheilten, machten doch weiter nichts als einen flüchtigen Durchflug. Ein paar Dinge wurden mir doch allgemein als unbestritten bemerkbare Verbesserungen angegeben. Die in der Nähe der Deutschen wohnenden Russen sollen entschieden mehr Kartoffeln bauen als die übrigen; sie sollen sich bei Fahrten über Land häufiger der Pferde als der langsamen Ochsen bedienen, wie die Deutschen es ihnen vormachen; sie sollen sich bessere Brunnen graben als die übrigen. Auch sollen sie von den Deutschen den großen Vortheil der Magazine und Kornvorräthe gelernt haben, da sonst die Hungersnoth gewöhnlich die Kleins Russen ganz unvorbereitet findet. — Dieß ist freilich Weniges, allein wo Weniges übergeht, da geht doch Etwas über, und es läßt sich mehr erwarten.

Die zweite Frage, ob das russische Reich mit unseren 250,000 Landsleuten eine vortheilhafte Acquisition von guten Unterthanen gemacht habe, kann wohl nicht anders als entschieden bejaht werden. Freilich haben die hiesigen Deutschen keine so vollkommene Landwirthschaft als die Bauern bei uns. Sie schmeckt ein wenig nach der Steppe. Allein es ist auch nicht möglich, in einem Lande, das von Natur eine Wüste ist, wie die Steppe, eine solche Landwirthschaft zu haben, wie in einem Lande, das von Natur ein Garten ist, wie manche Gegenden Deutschlands. Freilich macht man den hiesigen Deutschen noch manche andere Vorwürfe, namentlich in Bezug auf ihre Trunklust. Allein ich gehe gar nicht darauf ein, denn ich nehme es als allzu ausgemacht an und als Jedem, der nur etwas deutsche Wirthschaft und deutsches Wesen mit dem russischen verglichen hat, einleuchtend, daß jedes deutsche Hauswesen in den Kolonien der Steppe in den meisten Beziehungen entschieden höher steht als alles russische. Wir werden noch mehrere Beispiele zu geben Gelegenheit finden von den vielen realen Diensten, welche die Deutschen dem Lande leisten. Hier nur noch Einiges, was wir anderswo vielleicht zu erwähnen keine Gelegenheit finden möchten.

Die Deutschen sind die einzigen Steppenbewohner, welche auf wirksame Mittel

selber kann auch sein Sohn erscheinen, wenn er 20 Jahre alt und verheirathet ist. Die Gegenstände der Verhandlungen sind: Wahl der Dorfbeamten, Bau und Verbesserung der Gemeindebrunnen, Kirchen, Schulhäuser u. s. w., Rechnungsablage des Schulzen, Anhören der höheren Verordnungen und Ermahnungen u. s. w. Ich wohnte oft diesen Volksversammlungen bei und fand die Reden und Aeußerungen sehr verständig und sogar ziemlich ungenirt. Die Häuser der Kolonie waren größtentheils sehr freundlich und in gutem Stande, die Gärten weniger, voll Disteln und Unkraut. Mit den Gärten geht es überhaupt in den Kolonien der Steppen nicht vorwärts, sondern zurück. Sie waren früher in besserem Stande. Auf der einen Seite sind die Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht, auf der anderen die Schwierigkeiten des Gartenbaues, die wir schon oben hervorhoben, zu groß. Damit ist aber nicht zu fürchten, daß das Ganze rückwärts schreite, und die Kolonisten aus Gärtnern, wozu die Regierung, die mit Recht sehr viel auf den Ackerbau sieht, sie bestimmt hatte, bloße Ackerbauer, aus diesen dann gar bloße Viehzüchter und endlich wieder schweifende Nomaden werden möchten. Besonders die Gärten oben auf der Steppe waren zerstört, die im Thale des Dorfes hinab noch in gutem Stande und von so bedeutender Größe, daß ich nicht umhin konnte zu bewundern, wie so Vieles in so kurzer Zeit des Bestehens dieser Kolonien (seit 30 Jahren) habe geleistet werden können.

gegen die Heuschrecken denken und deren Verwüstungen ein Ziel stecken. Sie sind die Hauptausrotter der Schlangen, die früher in diesen Gegenden so häufig waren. Wenn Hungersnoth im Lande ist, so kommen die Russen zu ihnen und ihren Magazinen und erlangen von ihnen die Mittel zu ihrer Existenz. Sie bebauen die müßig liegenden Aecker der Griechen und anderer träger Nachbarn. Die Deutschen bleiben nie mit der Entrichtung ihrer Abgaben im Rückstande und verwenden ihre Capitalien, wenn sie solche erlangen, zu nützlichen Unternehmungen. Darum konnte auch ein deutscher Kolonist mit Recht sagen, was er zu meiner großen Freude mir mit Stolz sagte: „Wenn der Kaiser in dieses Land kommt, so muß er sich freuen und gestehen, daß man uns Deutschen die Cultur der Steppe verdankt.“

Wie weit es deutsche Kolonisten hier bringen und wie nützlich sie dem Staate durch Ansammlung und Erwerbung großer Capitalien auf einem früher uncultivirten Boden werden, davon hier aus den mir bekannt gewordenen Beispielen nur ein frappantes. Es giebt in der Molotschna einen Mennoniten, der arm in's Land kam, jetzt aber durch Fleiß, Industrie und Unternehmungsgeist ein so wohlhabender Mann geworden ist, daß man ihm allgemein ein Vermögen von 2,000,000 Rubel giebt. Auf seinen großen Landbesitzungen hat er über 10 Dissiatinen mit Wäldern bepflanzt, nach denen das Land so sehr verlangt. Er hat eine Herde von 20,000 Schafen, deren Wolle die Blüthe des asow'schen Handels befördert. Und mehr noch. Er hat auf seinem Grund und Boden eine ganze Kolonie für Tataren angelegt, denen er den Ackerbau lehrte und die ihm jetzt dafür danken und ihn als ihren Wohltäter verehren, daß er sie aus Hamarobiten zu Agricultoren umschuf. Kolonisten mit 12,000 Schafen und 7,000 Dschen wurden mir mehre genannt. Allerdings giebt es auch viele Arme, allein Bettler und Unversorgte finden sich auf keiner Kolonie. Freilich ist dies Alles nicht lauterer Verdienst des deutschen Fleißes, sondern auch des günstigen Elementes, in das sie sich hier versetzt sahen. Es wird dem Deutschen leicht, sich unter Russen zu fördern.

Jedes Haus hatte seinen Brunnen und die schönsten, geräumigsten Keller. Die Keller fielen mir besonders durch ihre erstaunliche Tiefe auf. Sie sind für den heißen Sommer hier sehr nöthig. Interessant war mir die Behandlung der Milch in diesen Kellern. Sie haben für die Milchtöpfe darin eine große Treppe mit vielen Stufen. Im Anfange des Frühlings setzen sie die Milch bloß auf die obersten Stufen, um sie kühl zu halten. Wenn es heißer wird, so bringen sie sie einige Stufen hinunter, im Anfange des Sommers noch weiter, und endlich in der größten Hitze 25 Fuß tief und tiefer.

Da wir den Oberschulzen nicht zu Hause fanden, so kehrten wir bei'm Amtschreiber ein, fanden in den Gerichtsstuben Alles sehr geräumig und ordentlich, sogar elegant, und besahen dann die Gebietschäferei, den Gebietsgarten u. s. w. Jedes Gebiet der Kolonien hat nämlich ein gewisses gemeinschaftliches Gut, einen großen, dem ganzen Gebiete gemeinsam angehörenden Obstgarten, eben so einen gemeinsamen Weinberg, eine Schäferei und Fischerei. Aus dem Ertrage dieser verschiedenen Dinge wird eine gemeinschaftliche Kasse errichtet, aus welcher Nothleidende oder solche Kolonisten, die zu einer nützlichen Unternehmung, z. B. zu einem Mühlenbaue u. s. w., eines Kapitals bedürftig sind, gegen gehörige Sicherheit Vorschüsse erhalten können. Also mit einem Worte eine Leihbank in der Art, wie sie die Edelleute bei uns in einigen Provinzen errichtet haben. Besonders leisteten in Hungerjahren jene gemeinschaftlichen Kassen gute Dienste. In der Kasse der von uns besuchten Gebiets-Kolonie (für zehn Dörfer) befanden sich 300,000 Rubel. Eben so gefüllt waren den mir gezeigten Papieren zufolge die übrigen Kassen des Gebietes. In der Brandkasse befanden sich 197,000 Rubel, in der Wittwenkasse 160,000 Rubel. Dieß giebt also für zehn Dörfer ein öffentliches Commun-Vermögen von 650,000 Rubel. Ich denke, dieß ist brillant genug.

Die gemeinschaftlichen Schafe waren lauter Merinos, oder doch verwedelte Thiere. Der gemeinsame Garten, für den ein eigener Gärtner angestellt war, versprach eine vortreffliche Obsterte, denn alle Bäume hatten ihrer segensreichen Last wegen gestützt werden müssen. Der Gärtner machte mich auf einige sehr interessante Erscheinungen aufmerksam, die durch die Eigenthümlichkeit der Steppe herbeigeführt waren. Die Akazienbäume nämlich, die freilich überhaupt starke Wurzeln treiben und aus ihnen immer mit vielen Sproßlingen üppig hervorstechen, hatten hier in der fetten Oberfläche des Bodens ungemein lange Wurzeln zur Seite fortgetrieben, deren äußerste Schößlinge noch in einer Entfernung von 35 Schritten vom Stamme zu sehen waren. Ueberhaupt, sagte der Gärtner, wäre die ganze Oberfläche des Gartens ein verwickeltes Netz von Baumwurzeln, denn die Bäume woll-

ten nicht mit ihren Wurzeln tief in den kalkigen Boden hinein und trieben alle so viel als möglich in dem fetten Humus herum. Eben so merkwürdig war der Einfluß einer nur äußerst geringen Neigung der Bodenoberfläche auf die Entwicklung der Bäume. Der Garten senkte sich nur ein wenig gegen die Tiefe des Thales hin, an und in dem das Dorf lag, so daß sein tiefstes Ende vielleicht zwei Klaftern tiefer lag als sein höchstes, und doch waren die am tiefsten stehenden Bäume unendlich viel schöner entwickelt als die oberen, welche auffallend kränkelten, und man konnte überhaupt eine sehr bestimmte Stufenfolge des besseren und immer besseren Zustandes der Bäume mit jedem Schritte der zunehmenden Tiefe wahrnehmen. Ich fand die Bemerkung, daß in diesem ebenen Steppenlande schon ein paar Fuß Tiefe den Baum merklich besser stellen, weil hier mehr Feuchtigkeit, mehr Humus, mehr Schutz vor Sonne und Winden ist, nachher noch bei mehreren anderen Gärten bestätigt. Alle Bäume waren 28 Jahre alt, die oberen im Begriff auszugehen, die unteren in noch sehr frischem Wuchse.

Wir blieben die Nacht bei'm Schreiber, der ein äußerst freundliches Haus hatte und überhaupt ein Mann à son aise war, verheirathet, mit einem hübschen Einkommen von 400 Thalern und, wie ich wohl merkte, der eigentliche Regimentsführer des Gebietes. Den Abend wurden noch hundert die Kolonien und Steppen betreffende Kapitel abgehandelt, Heuschrecken, Grabhügel, Schlangen, Ackerbau u. s. w., und wir schlossen mit einer Discussion über das Eierlegen der Hühner, die mit der Abmachung endete, daß die Steppenhühner merkwürdiger Weise zwei Mal so viel Eier legten als unsere deutschen. In Deutschland sollte es ein Huhn jährlich höchstens auf 60 bringen, hier auf 120 und darüber.

Fahrt zur Dniestr-Mündung.

Am anderen Tage fuhren wir durch eine Menge deutscher Kolonien: Alexanderhülfe, Freudenthal, Petersthal, die alle der Reihe nach in dem Thale des Baraboi lagen, eines kleinen, unbedeutenden Steppenflusses, welcher jetzt überall vertrocknet war, außer in der Nähe der Kolonien, wo man sein Wasser in Teichen gesammelt hatte. Es ist dieß Teichbilden ein allgemeines Verfahren aller Steppenbewohner schon von der Ukraine an. Jeder Gutsherr und jedes Dorf wirft einen Damm von Mist und Erde durch den vorüberfließenden Fluß. Das Wasser wird so gestaut, und für das im Frühlinge überfließende bleibt ein Kanal mit Brücke und Schleuse. Diese Teiche heißen „Stawoks“, und jeder nicht ganz bedeutende Fluß sammelt sich im Sommer in einer großen Menge solcher Stawoks, indem die verbindenden Kanäle vertrocknen. Theils gewinnen sie so süßes Wasser zum

Waschen, Viehtränken u. s. w., theils glauben sie auch, daß diese Stawoks den Regen anziehen und so mittelbar ihre Felder befeuchten.

Die Kolonien Petersthal und Freudenthal sind die wohlhabendsten der Gegend. Sie sind von Deutschen und Ungarn bewohnt, die früher schon ein Mal aus Deutschland nach Ungarn und von da wieder nach Rußland ausgewandert waren. In Freudenthal besuchten wir einen Kolonisten, der eine so treffliche Hauseinrichtung hatte, wie man sie selbst auf den reichsten Bauerhöfen der Schweiz nicht besser sieht. In der geräumigen Wohnstube war die netteste Möblirung, selbst eine große, schöne Pendeluhr, für die er in Odessa 200 Rubel bezahlt hatte. In den Schlafstuben fand man die verführerischsten Betten mit blendend weißen Vorhängen, und in der Art das Ganze.

Den Prediger in Freudenthal, der zugleich Superintendent von ganz Neu-rußland ist, fanden wir leider nicht zu Hause. Er soll ein sehr origineller Mann sein, der ganz und blos mit seinen Bauern und für sie lebt. Er ist selbst ein großer Landwirth und führt seinen Kirpitsch (getrockneten Mist), seine Ochsen und sein Getreide in eigener Person nach Odessa zu Markte; auch soll er von bedeutendem Einflusse auf die Verbesserung der Landwirthschaft der Kolonien sein, die natürlich noch mancher Verbesserung empfänglich ist. So lange den Leuten das Getreide aber noch so reichlich in die Hände wächst wie jetzt, wird es wohl noch ein Bißchen langsam damit gehen. Blos auf den Dreschplätzen geht gewöhnlich hier einem großen Bauer so viel Getreide verloren, als bei uns mancher kleine überhaupt erntet. Die Dreschplätze sind unbedeckte Tennen auf dem blos etwas abgeschaukelten und geebneten Boden der Steppe. Ein unverhoffter Regen näßt hier oft die ganze Auslage auf der Tenne, die dann gewöhnlich ganz verloren ist, weil bei der ungemein raschen Entwicklung des Pflanzenkeimes in diesen Gegenden die Körner dann augenblicklich zu treiben beginnen. Auch geht an Enten, Hühner u. s. w., die sich hier alle köstlich nähren und an sonstigem Ver treten und Verkommen der Körner unendlich viel verloren. Das Dreschen, welches bei uns auch für den tüchtigsten Arbeiter gewöhnlich eine schweißtreibende Mühe ist, ist hier ein Spiel der Kinder. Sie spannen nämlich zwei bis drei Ackerwagen an, die kleinen Knaben setzen sich auf den Bock, die Schwestern und Nachbarskinder hinten auf, und so fahren sie singend und jauchzend auf dem auf der großen Tenne ausgebreiteten Getreidehaufen immer rund um. In Freudenthal zeigte man mir die sonderbarste Dreschmaschine, die ich je gesehen, eine bulgarische. Es waren mehre in derselben Fläche zusammengefügte Breter, vorn krumm umgebogen wie eine Schlittenkufe und auf der unteren Fläche mit einer Menge fest eingefügter Feuersteine besetzt. Diese Maschine schleifen die Bulgaren hier allgemein auf ihrem Getreide her-

um. Wie aber die Körner dabei sich lostrennen können, begriff ich selbst nicht recht.

Von Freudenthal wandten wir uns westlich zum Dniestr hin, um dessen Mündung in den Liman zu besichtigen. Unterweges begegnete uns in der Steppe ein Leichenzug. Es war ein kleines Kind, das weinende und singende Weiber zu einem Mongolenhügel trugen, um es dort zu beerdigen. Voran trug ein Knabe ein brennendes Licht, und hintennach schleppten andere die bei Beerdigungen übliche Reispesche. — Interessant war der Anblick, der sich uns darbot, als wir am Rande der hohen Steppe ankamen, die in zwei sehr markirten Absätzen zum tiefen Thale des Limans und Flusses hinabsteigt. Die großen Flächen zwischen diesen Absätzen waren mit den zahlreichen Viehheerden eines russischen Ortes, Majak, der fünf Werst oberhalb der Mündung des Flusses liegt, besäet. Im Süden zeigte sich die weite, blinkende Fläche des Limans mit hohen Ufern. In den Liman hinein zog sich ein längliches Delta, das der Fluß in ihn vorgeschoben hatte und in dessen Mitte er nun selber floß. Vor uns und im Norden lag die fast zwei Meilen breite, völlig ebene Niederung des Flusses, die, so weit das Auge reichte, mit dichten Schilfwaldungen besetzt war. Ueber der ganzen Plawna — so nennen die Russen die Schilfniederungen der Flüsse — schwebte ein leichter Nebel, der das entgegengesetzte hohe Ufer der Steppe kaum in weiter Ferne erblicken ließ. Nur hier und da blinkte ein gekrümmter Flußarm oder eine lagunenartige Erweiterung und Anschwellung des Flusses aus Nebel und Schilf hervor.

In raschem Trabe erreichten wir den Ort Majak. Der Name ist ein türkischer und bedeutet so viel als „Leuchtturm“, auch „Wartthurm.“ Es muß hier wohl früher so Etwas gestanden haben. Es ist eine Kolonie sogenannter Kaskolniki, d. h. altgläubiger Russen, die in früheren Zeiten ihr ihnen des Glaubens wegen abholdes Vaterland verließen und sich unter den duldsameren Schutz der Mahomedaner begaben, nachher aber mit diesen ehemals türkischen Ländern an die Regierung ihrer Landsleute wieder zurückfielen. Es giebt mehrer Ansiedelungen dieser Art an der alten türkischen Gränze. Die nekrassowzischen Kosacken in den Donau-Mündungen sind das bekannteste Beispiel.

Die Leute, bei denen wir einkehrten, hatten ein paar niedlich ausgestattete Zimmer, die so bunt mit Gardinen, farbigen Teppichen, gemalten Tapetenstücken, Spiegeln und unterschiedlichen Möbeln geschmückt waren, wie ein Theater. Wir bekamen Eier, Milch, frische Butter und gutes Brod zu essen und befanden uns recht wohl bei ihnen. Nur eines Genusses mußten wir uns enthalten, des Rauchens. Denn diese Altgläubigen können den

Tabaksrauch so wenig vertragen wie die Mücken. Warum? — Weil in der Bibel steht: „Was in den Mund eingeht, schadet nicht, aber was zum Munde herausgeht, befleckt die Seele.“ Da nun der Tabaksrauch zum Munde herausgeht, schließen sie logisch weiter, so u. s. w. Wenn Jemand auch nur mit einem Bißchen Tabaksdunst in den Kleidern ihr Haus beträte, so würden sie es für entweiht halten und es einer völligen Reinigung unterwerfen. — Nichts war niedlicher arrangirt bei diesen Leuten als das Heiligenbild in ihrem Zimmer. Es stand oben in der einen Stubenecke in einer kleinen Nische, die rund herum mit kleinen silberbrodirten Gardinen behangen war. Auf einem bunt ausgeschnittenen Bretchen vor dem Bilde lag eine Menge von Opfergaben, Früchten, Blumen u. s. w., und das Bild beleuchtete ein versilbertes Lämpchen, das Tag und Nacht brennend davor hing. Das Ganze sah aus, als wäre es für Kinder zu einer Ueberraschung am Weihnachtsabend zubereitet. Der Glaube dieser Leute mußte ein sehr kindlicher sein, und doch wiesen sie uns mit unseren Cigarren in den Hof. Da könnten wir rauchen. „Im Zimmer, bitten wir, nicht.“

Wir setzten uns in Majak zu Boote, fuhren auf dem Dniestr eine Strecke hinab und irrten dann auf einem Seitenarme desselben in den dichten Schilfwaldungen umher. Diese schienen uns Anfangs sehr leblos. Aber welcher Vögelaufruhr, welches Gekreis und Geflatter entstand plötzlich in ihnen, als ein paar Adler über unseren Köpfen hinzogen. Enten schossen in Schaaren auf dem Wasser hin, Pelikane tauchten aus dem Schilfe hervor und begaben sich auf's freie Wasser, wo sie sich wahrscheinlich vor den Adlern sicherer glaubten, einige Reiher duckten in's Schilfe hinab, einen verborgeneren Ort zu suchen, und das Geschrei einer Menge kleinerer Vögel setzte sich auf dem ganzen Wege, den die Adler nahmen, durch die Gebüsche fort.

Sehr merkwürdig war uns bei'm Dniestr in dieser unbedeutenden Entfernung von seiner Mündung theils die geringe Breite des Flusses, die hier nicht mehr als 130 Sassen *) (à 7½ Pariser Fuß) betrug, während er gleich unten in seinem Liman zu einer Breite von 1 bis 2 Meilen anschwillt, theils seine ungemeine, auch selbst hier noch fortdauernde Schnelligkeit, die wohl 3 bis 4 Fuß in der Secunde beträgt, während er gleich unterhalb in seinem Liman fast zu völligem Stillstande übergeht. Bei der geringen Breite ist natürlich seine Tiefe groß, durchschnittlich 7 Sassen, stellenweise, wie die Leute sagten, 15. Im Frühlinge bei'm hohen Wasser, wo der Fluß seine ganze „Plawna“ **) überschwemmt, verliert sich natürlich der große Contrast zwi-

*) Nach dem Stricke gemessen, welcher über den Fluß gespannt ist, bei der Fähr von Majak.

**) „Thalniederung.“

schen seiner geringen Breite und der großen Ausdehnung seines Limans, und Liman und Fluß erscheinen dann als ein Ganzes. Gerade vor seiner Mündung in den Liman ist eine Sandbank aufgeworfen, wo das Wasser nur wenige Fuß tief ist, so daß hier Schiffe weder ein-, noch auslaufen können. Aber es geht ein stehendes, tiefes, schmales Wasser vom Liman aus wie ein Arm in das Delta des Flusses hinein und läuft mit diesem eine Zeit lang in bedeutender Nähe parallel. Dieser Arm des Limans heißt „Tarandschuk.“ Man hat ihn mit dem Fluße durch einen Canal in Verbindung gesetzt, und die Seeschiffe von Akerman legen im Tarandschuk an, um ihre Ladung von dem durch den Canal gehenden Flußschiffen zu empfangen.

Die Schiffahrt auf dem Dniestr ist übrigens noch äußerst gering. Es sind meistens nur Flöße (Pluta) und sogenannte „Parami,“ eine Art von Schiffen, die etwas besser als Flöße sind. Sie bringen Holz aus dem oberen Besarabien und Gallizien, auch einige in den Karpathen gefertigte Holzwaaren, Gyps und unbedeutend wenig Weizen. Die eine Hälfte dieser Waaren geht nach Akerman, die andere wird von Majak aus zu Lande nach Odessa spedirt. Schiffe, wie Flöße, sind ohne Segel und von erbärmlicher Construction. Wir setzten unseren Fuß auch auf der moldauischen Seite an's Land, des Vergnügens wegen, das dem Reisenden die Idee gewährt, ein fremdes Land zu betreten, besahen noch einige Bienenhöfe der Leute in Majak (denn von hier aus schon geht nun Bienenzucht, die sich auf der hohen Steppe nirgends findet, im ganzen Dniestrthale hinauf) und traten dann unsere Rückreise nach Lustdorf an.

Doch mußten wir uns noch ein Nachtquartier auf dem Wege suchen, und da wir Herodot's, so wie seiner „Kekrypher“ und „Chamokoiten“ eingedenk waren, so wählten wir dasselbe bei einem Troglobyten. Herodot nämlich erwähnt schon, daß in den südlichen Steppen der Skythen die Leute in Erdböhlen wohnen, und nennt sie deswegen „Kekrypher oder Chamokoiten“ (Verborgene und in der Erde Wohnende). Es ist dieß nun heutiges Tages noch eben so der Fall. Der eigentliche hier einheimische Kleinarabe (Skythe), der das Land als das seine betrachtet, das er freilich in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Völkern theilen mußte, mit den Neuren, Korseu, Melanchlanen, Hunnen u. s. w., mit den tatarischen Hippomolgen, und jetzt mit den Großrussen und deutschen Kolonisten, lebt noch jetzt in Erdböhlen, und so wie er, auch die ihm verwandten Völkerschaften der Bulgaren, Moldawaner u. s. w. Alle sind noch jetzt Kekrypher oder Chamokoiten (Erdbäuer). Seine Erdbwohnungen nennt er „Semlanken“. Da ich glaube, daß diese Semlanken der Kleinaraben noch im Ganzen wohl dieselben sind, wie die, von denen Herodot und Strabo etwas sahen und hörten — solche Dinge verän-

dern sich so leicht nicht, besonders da auch die Natur und das zu benutzende Baumaterial noch immer dieselben sind — und da vermuthlich mancher Leser diese Meinung mit mir theilt, so kann es ihm vielleicht lieb sein, wenn ich ihn hier in eine solche Sementke und in die Hauswirthschaft eines solchen Steppentroglobyten einführe.

Des schlimmen Klimas, der Hitze im Sommer und der Kälte im Winter wegen, dann auch, um an dem so raren Holze zu sparen, verbergen sich die Leute hier mit ihren Wohnungen halb in die Erde, was sie um so leichter können, da von Feuchtigkeit in der trockenen Steppe selten etwas zu leiden und eine Erhöhung des Hausfundaments, wie wohl in anderen Landen, nie von Nothen ist. Sie machen ein Loch, etwa 2 bis 3 Ellen tief, so lang und so breit, wie das Haus werden soll. Auf beiden Enden der größten Länge dieses Loches, so wie in der Mitte desselben, wird ein Balken aufgerichtet, alle drei von gleicher Höhe. Ueber diese Balken wird oben ein horizontaler Balken gelegt, und das Ganze bildet den Dachstuhl. Der mittlere aufrechtstehende Balken, der die Hauptsache bei'm Tragen des Daches thut, heißt „Podporke“, der obere horizontale Balken dagegen „Svolok“ (der Durchzug). Ueber diesen „Svolok“ legen sie nun von der Erde aus gegen Norden Dornsträucher und Schilf und bewerfen das Ganze mit Erde und Rasen. Es bewächst Alles mit hohem Unkraute und Grase, und wenn man von Norden kommt, so sieht ein solches Haus nicht anders aus als wie eine kleine Erhebung oder Unebenheit im Boden. Gegen Norden sind sie also auf diese Weise durch eine dicke Rasendecke geschützt. Gegen Süden steht das Haus etwa zwei Ellen aus dem Boden hervor. Die Wand ist aus Lehm zusammengeflochten, und in den Lehm sind ein paar Glasstücke als Fensterscheiben eingesetzt. Von hier aus sieht dann das Haus mit seiner Rasendecke hinten und vorn mit seinen kleinen, kaum über den Boden hervorguckenden Fenstern, so zu sagen, so aus wie ein Wohnungseck, der eben aus dem Boden herausbricht. Man kann sich denken, daß die Leute in ihren Sementken so sicher sitzen, wie die Maulwürfe und alles Steppenunwetter über sich wegstürmen lassen, ohne das Geringste davon zu spüren. Vorn führt ein mit einem kleinen Dache bedeckter Treppengang zur Tiefe hinab, der eine doppelte Thür hat, oben eine und eine unten. Dieser bedeckte Treppengang heißt „Peressinja.“ Auf diese Weise kann auch durch die Thür weder Kälte noch Hitze dringen.

In demselben Style wie die Wohnungen der Menschen sind auch die seiner Hausthiere gebaut, jedoch natürlich noch unvollkommener. Da jede Gattung Thiere ihre eigene kleine Höhlenbehausung hat, so gewährt diese ganze Höhlenwirthschaft in der That einen sehr auffallenden Anblick. Das Hornvieh, das im Sommer natürlich ohne Stallung immer in der Steppe

geht, hat für den Winter gewöhnlich nur ein viereckiges Loch, das mit einem Erdwalle ohne Dach umgeben ist. Aller Rauheit der Witterung preisgegeben, stehen dann die armen Thiere hinter dem Erdwalle, kaum ihre Schnauze hinter der Mauer bergend. Nur sorgsame Wirthe ziehen auch für das Vieh gegen Norden eine Rasen- und Schilfwand herauf, die aber gegen Süden offen bleibt. Ein apartes Höhlchen giebt es für das eine Pferd, das diese Leute gewöhnlich haben, wiederum für die Schweine ein noch kleineres der Art, mit Mist gedeckt; eben so eins für die Schafe; ein besonderes wiederum, aus kleinen Stäben und Flechtwerk gebaut, für die Hühner; ein siebentes für die Enten u. s. w. Doch nehmen sie unter Umständen auch manches dieser Thiere zu sich in ihre eigene Wohnung, nie aber die Hunde, die sich ihre Höhlen selber graben müssen. Für die Enten graben sie ein kleines Loch mitten im Hofe zwei Fuß lang und einen breit. In dieses Loch schütten sie dann und wann einen Eimer voll Wasser. Es ist mit Lehm ausgeschlagen, damit das Wasser nicht so schnell in den Boden eindringe. Einen anderen Ententeich findet man auf der hohen Steppe nirgends. Selbst die Enten der deutschen Kolonisten haben kein größeres Gewässer. Die armen Steppenenten! — Die ganze Wirthschaft eines solchen Steppentroglobyten kommt Einem nicht anders vor, als hätten sich Kinder das Ganze zum Scherz und Spielwerk ausgedacht und ausgeführt.

Scheunen für's Getreide haben sie natürlich nicht, wie kein Landbauer im ganzen russischen Süden. Die Garben und das Heu liegen, in große Haufen gebracht, die sie „Skirten“ nennen, um die Wohnung her. Das ausgedroschene Getreide bewahren sie auf zweierlei Weise. Das, wovon sie zum täglichen Brodbacken nehmen, haben sie in einem ungemein großen Korbe, der aus dicken versflochtenen Strohbündeln zusammengesetzt ist, in der Semlanke stehen. Das Korn hält sich vortrefflich in diesem lustigen Korbe, doch kommen die Mäuse leicht hinein. Das eigentliche Kornmagazin aber ist wieder eine Höhle, ein konisch geformtes Loch, mit einer kleinen Oeffnung nach oben zum Hineinsteigen. Das Loch brennt man, nachdem es gegraben ist, ein paar Mal wie einen Backofen mit Stroh aus, um es völlig trocken zu machen, und schüttet dann das Getreide einfach hinein. Der Weizen liegt hier aber sehr unsicher; denn die Mäuse und Erbhäsen graben Löcher darnach, durch ihre Höhlen fließt der Regen in die Magazine, und nicht selten gehen so alle Vorräthe zu Grunde. Jede Getreideart hat ihr eigenes Loch.

Zu allen diesen Löchern und Höhlen kommt nun noch der Sommerherd zum Kochen der Speisen. Er ist ebenfalls nur ein einfaches unbedecktes Loch in der Mitte des Hofes. Ein paar Stufen führen zum Feuer, das in der Tiefe brennt, hinab und dienen der Köchin zugleich zum Sitze. Der Herd

selbst, wie die Stufen und wie der durch den Boden gehende Feuerzug, sind ohne alle Beihülfe anderen Materials, einfach in der festen Erde des Steppenhodens ausgearbeitet. Während des Winters kochen sie bei'm Ofen in der Semlanke selbst.

Bei einer solchen Troglobyten-Wirthschaft sprachen also auch wir, mein Schulze und ich, die Gastfreundschaft der Bewohner an. Der Schulze hatte eine Familie ausgewählt, mit der er bekannt war und in Geschäftsverbindungen stand. Es war die des freien Landeigenthümers — denn das sind die meisten kleinrussischen Steppenbewohner — „Stepan Asanassenko.“ Wir wurden sehr freundlich und gastfrei aufgenommen, und gleich hieß es: „Spros-sim milosti kuschtij ss' nami“ („wir bitten um die Gnade, mit uns heute „Abend zu essen.“)

Sehr angenehm war ich überrascht, in dem Inneren der durch ihr Aeußeres so wenig versprechenden Wohnung ein so wohlliches und nettes Zimmer zu finden. Es war draußen sehr heiß und hier unten äußerst angenehm kühl und dabei eine schöne, frische und duftreiche Luft. Denn der Boden des Zimmers war mit Gras bestreut, und die Wände, wie oben bei meinem Bulgaren, waren mit einer Menge von Kräutern geschmückt. Dabei war Alles proper und reinlich, wie man denn in dieser Hinsicht die Kleinrussen den Polen und Großrussen gegenüber nicht genug loben kann. Hübsche bunte Decken lagen auf allen Bänken und auf den Betten eine Fülle bequemerlicher und wohlgeordneter Kissen. Das Heiligenbild war eben so hübsch verziert, wie in Majak, mit seinen Gardinen und Lämpchen, und ich sah aus dem Ganzen, daß auch hier unter der Erdoberfläche Götter und Geseze walteten. Die aus mit Lehm überfleckten Stäben gebauten Ofen dieser Semlanken, die zugleich zum Kochen, zum Heizen, zum Trocknen von Kräutern und zu anderen Zwecken dienen, haben eine so wunderliche und bunte Construction, daß sie sich ohne Zeichnung nicht verständlich beschreiben lassen. Auf der anderen Seite befand sich ein Zimmer, in dem allerlei Geräthschaften standen, und in der Wand, oder vielmehr in der übermalten Lehmerde des Bodens, welche die Wand bildete, war wieder eine Reihe kleiner Höhlen, alle hübsch ausgemalt und auch an ihren Rändern mit zierenden Malereien versehen. In jeder dieser Höhlen saß eine brütende Henne. Unter den Geräthschaften zeichnete sich vor Allem die in allen Semlanken des Nationalgerichts wegen so nöthige „Stubka“ (Hirsestampfe) aus, ein wie ein Schaukelbret über einen Block befestigtes Holz, das an dem einen Ende einen mit Eisen beschlagenen Klotz hat. Dieser Klotz steckt in einem Loche des Bodens, das sie mit Hirse füllen. Der Arbeiter tritt auf das eine Ende des Bretes, der Klotz hebt sich und fällt wieder in das Loch, und so wird die Hirse enthülst. Das Treten der Stubka ist ein Hauptgeschäft, weil der Hirsebrei

ein Hauptessen ist. Zwischen beiden Zimmern war ein leerer Raum, in welchen die Treppe von oben hinabführte. In diesem prangte in der Mitte der große schön geflochtene „Solomnik“, jener oben erwähnte Getreidekorb, so groß, daß er wenigstens acht Scheffel fassen konnte.

Raum hatten wir zur Freude unserer Wirths kund gegeben, daß wir die Nacht bei ihnen zu bleiben wünschten, so machten sie Anstalten, uns auf's Beste zu bewirthen. Unsere Pferde wurden zur Nachtweide in die Steppe hinausgelassen. Die Frau und die alte Mutter unseres Quartiergebers Asanásenko schürten ein Strohfeuer in der Sommerküche des Hofes an. Der junge Sohn machte sich an's Hirsestampfen, und als es bei unseren Gesprächen zu dunkeln anfang, hatten wir das schönste — nämlich für Gäste von Troglobyten und Nekrópphern — Abendessen auf dem Tische, Hirsebrei, Borscht und Eierkuchen, und dazu die trefflichste Milch von der Welt. Denn so wenig Milch die Steppenkühe auch geben, so gut ist sie doch, und das Beste war dabei, daß wir, die wir uns heute in den Kolonien verschiedener Völker herumgetrieben hatten, den regsten Appetit mitbrachten. Uebrigens ist der Borscht — die Nationalsuppe der Kleinarussen — im Sommer auch für Jeden ein treffliches Gericht. Es kommen dann dazu alle möglichen gewürzigen und wohlgeschmeckenden Kräuter, welche die Natur nur bringt, geschnittene Rotherüben, Kümmel, Petersilie, Portulack, Thymian, Pastinaken, Lauch u. s. w. Die Basis von dem Allen bilden aber Hirse und ein Stück Lammfleisch, und das gemeinsame Element, in dem Alles schwimmt, ist säuerlicher Kwas, das bekannte Nationalgetränk der Russen. Obenauf schüttet man zur Abkühlung — jedoch erst, wenn die Tischgenossen den Löffel eintauchen — eine Portion fetten und kalten Schmant, der einen sehr wohlgeschmeckenden Contrast zu den unteren warmen Dingen abgiebt.

Wir waren eben im besten Essen begriffen, als wir vor der Semlante Pferdegegetrappel und Waffengeklirr hörten. Ein transdanubischer (Sadunaisky) Kosack trat ein und sprach ebenfalls die Gastfreundschaft unseres Wirthes an. Er sei von seinen Offizieren aus Dvidiopol nach Odessa geschickt, um dort eine Botschaft auszurichten, und wolle nicht gern die Nacht durchreiten. Der Wirth sagte sie ihm gleich zu, schickte das Kosackenpferd auf die Steppe zu den unseren und ließ ihn selber die Reste unserer Mahlzeit verzehren. Auch setzte er ihm einen Rest von Honig vor, den die überaus leckeren Kosacken außerordentlich lieben. Der Kosack höhle sich eine Semmel aus, die er aus Odessa mitgebracht, goß den Honig hinein und verspeiste die Sache so, indem er mit den Krumen den im Teller gebliebenen Ueberrest sorgsam nachstippte. Diese Leute sind diebisch und naschhaft wie die Elstern. Ich war nicht wenig erfreut, einen Kosacken unter solcher ihm ganz heimischen Umgebung zu sehen, und ließ mich in ein

Gespräch mit ihm ein. Er hatte sich unterwegs Blumen auf der Steppe gepflückt und zwei dicke Büschel, mit etwas Gras vermischt, hinter die Ohren gesteckt. Er sagte, er heiße Jephim Afanassjewitsch Lescharno und sei aus dem Dorfe „Wolantirowko“ an der Donau gebürtig, dem Hauptorte von 7 anderen Kosacken-Stanizen. Sein Vater sei dort ein reicher Mann, der 50 Milchkühe, 200 Pferde und viele Schafe habe. Er selber diene jetzt für seinen älteren Bruder, der seit 6 Jahren wieder zum Vater zurückgekehrt. Er zeigte uns neue Stiefeln und Sommerzeug, das er sich in Odeffa eingekauft. Sein Vater schicke ihm alle 4 Monate 20 Karbowaneß (Silberrubel) für seinen Unterhalt und seine Equipirung, und er brauche so bei seinem geringen Solde nicht zu darben. Alles, Säbel, Pferd, Pistolen, Uniform, hätte er sich für sein eigenes Geld angeschafft, und es gehöre ihm selber. Er sagte, es gäbe viele so reiche Kosacken bei ihnen, daß jeder wohl ein Volk (Regiment) durchfüttern könnte. Sie nennen sich selbst nicht „Sadunaiski“, sondern „Nekrassowzi“, von Nekrassow, ihrem ersten Anführer, der zur Zeit Peter's des Großen sie über die Donau führte und sich unter türkischer Herrschaft ansiedelte. Erst im letzten Türkenkriege wurden sie wieder russisch. Er hatte auch seine Rauchpfeife zum Rauchen, seine Schnupstabacksdose zum Schnupfen — so sprechen die Kosacken — bei sich, und selbst sein Schreibbüchelchen zum Schreiben, das er ein wenig verstand. „Aber nicht viel; denn „ich bin kein Gelehrter“, sagte er. Nach dem Essen mußte er uns etwas vorsingen, und unter anderen hübschen Kosackenliedern sang er auch das berühmte und bei uns in Deutschland auch von jedem Musikk Liebhaber gekannte Lied: „Schöne Minka, ich muß scheiden.“ Dieses Lied ist ein altes Kosacken-Volkslied, das in Kleirussland, wie man sich ausdrückt, jede „Baba“ (altes Weib) kennt. Das einzige Neue daran ist unser von Liedge gegebenener Text. Im Russischen fängt es sich so an:

„Jächal Kasak sa Dunai“

„Skasaw Däwuschku proschtchai.“

„Es ritt ein Kosack über die Donau, nachdem er seinem Mädchen Lebewohl gesagt.“

Die guten Leute wollten uns in ihre eigenen Betten packen und selbst draußen auf dem Hofe schlafen. Doch baten wir sie nur um ein wenig Stroh in das leere Zimmer, wo wir denn auch eine kurze, aber treffliche Nachtruhe hielten.

Am anderen Morgen, als kaum die Sonne sich aus den hohen Grasshalme hervorarbeitete, saßen wir schon wieder bei'm Frühstück, das aus schöner Steppenmilch bestand. Denn wenn auch die Hippomolgen der Alten längst aus diesen Gegenden verschwunden sind, so sind doch die „Galaktophagen“

noch vorhanden, wie zu Herodot's Zeiten, und Milch ist hier ein um so häufigerer Trank, je seltener das Wasser ist. Von unseren Wirthen bekamen wir tausend Glückwünsche mit auf den Weg. „Dai Bog wam dobri sdarowie“ „Gebe Gott Euch gute Gesundheit! Gebe Gott Euch Ehre! Gebe Gott Euerem Leibe und Eurer Seele Glück und Heil!“ u. s. w. Unser Kosack trabte singend dem Dniestr zu und wir unserem lieben vaterländischen Lustdorf.

Hier waren während unserer Abwesenheit einige Veränderungen vorgegangen. Es hatten sich nämlich verschiedene Badegäste eingefunden und die Seebadezeit ihren Anfang genommen. Einige liesländische Familien waren aus Kiew eingetroffen, der höchst achtungswerthe Curator der dortigen Universität, ein im russischen Staate schon sehr bedeutender Mann, ein deutscher Professor mit seiner liebenswürdigen Familie, und es wechselten nun meine ethnographischen und agronomischen Unterhaltungen mit dem Schulzen und meine idyllischen Scherze mit Båbele mit einigen nicht weniger angenehmen und lehrreichen Theeabenden in jenen Familien ab, die, alle Geschäfte vergessend, sich hier an der Küste ebenfalls einem sorgenlosen Land- und Seeleben überließen. Bei dem Kolonisten, der mir gerade gegenüber wohnte, war ein griechischer Fürst mit seiner dicken Frau und alten Mutter eingezogen. Er war aus der Walachei vertrieben, wo er mit in die Ypsilantischen Unruhen verwickelt gewesen war, hatte dort sein Vermögen eingebüßt und genoß nun eine Pension vom Kaiser von Rußland, verschleuderte aber dabei seine Zeit auf eine so geschäftslose und nichtsthuerische Weise, daß ich mir ein Studium aus seiner Lebensweise machte, um einmal deutlich zu sehen, wie ein griechischer Fainéant seine Zeit hinbringe. Des Morgens bis 9 oder 10 Uhr hatte er seine Laden fest verschlossen und ruhte mit seinem dicken Weibe in Morpheus Armen. Dann ließ er die Fenster öffnen, und ich sah dann von meinem Schreibtische aus unter meinem Zelte, wo ich Kaffee trank, wie sie sich beide vor ihrem Heiligenbilde niederwarfen, um ihr Morgengebet zu verrichten. Bei dem dabei häufig wiederholten Niederknien und Aufstehen fiel ihm sein Schlafrock — den er die ganze Woche nicht einen Augenblick ablegte, ausgenommen am Sonntage, wo er wegen des aus Odeßsa zu erwartenden Besuchs einen Oberrock anzog — immer sehr unschicklich auseinander und enthüllte zu Zeiten seine ganze Nachttoilette, die in nichts weiter bestand als in einem Hemde ohne Band und Knopf. Noch übler fast stand es mit der Coiffure und Toilette der Fürstin bei diesem unendlich langen Morgengottesdienste, den sie immer bei geöffneten Fenstern vornahm. Nach dieser Arbeit erholte er sich, ließ sich seine 6 Ellen lange Pfeife bringen, legte sich rauchend zum Fenster hinaus und rief mir in schlechtem Französisch ein „Bon jour, Monsieur“ zu. Da dieß aber die einzige französische Redensart war,

mit welcher er renommiren konnte, so mußte er dann gleich wieder auf Russisch fragen, wie ich geschlafen habe, und ich rief ihm mein „Bladaru pokorno otschen charascho“ („Danke ergebenst, sehr gut“) in schlechtem Russisch über die Straße zu. Wenn er den französischen Gouverneur mit den Kindern des Curators vorübergehen sah, so war er glücklich und rief wieder: „Bon jour, Monsieur!“ verstand aber leider nicht, was dieser Verbindliches antwortete. Den ganzen Tag strich er immer geschäftig von einem Fenster zum anderen, stieg bald auf einen Stuhl, bald auf eine Bank und guckte neugierig nach allen Vorübergehenden aus. Aber nie bewegte er sich bis 50 Schritt von seinem Hause, ausgenommen, wenn etwa ein Wagen mit Fischen aus dem schwarzen Meere vorübergefahren war. Dem lief und rief er dann rührig nach, um Fische zu erhandeln, mit denen er sich selber belud, um sie in die Küche zu tragen. Doch mußte man ihn loben wegen seiner Zärtlichkeit gegen seine wohlbeleibte Ehehälfte, deren dicke Paußbacken er in jedem müßigen Augenblicke — und nur aus solchen war sein Tag zusammengesetzt — küßte. So zärtlich war er nur noch gegen seinen hübschen Schnurrbart, den er in allen Zwischenräumen zierlich spitzte und drehte. — Andere Cultur als die seines Vartes und die des Bon jour kannte er nicht. — Großer Gott! Was wird man einst auf den Grabstein eines solchen Fürsten setzen? „Hier liegt ein Schnurrbart begraben. Weiter nichts!“ sagte Båbele, die überhaupt alle Tage neue Beweise von ihrem Geiste und Wize gab. Als ich ihr einmal gesprächsweise sagte, ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit: „Ja, Båbele, umsonst ist nichts auf dieser Welt als der Tod,“ erwiderte sie schnell: „Das ist nicht wahr! Das Sprichwort ist nicht wahr! Der Tod kostet gerade am meisten.“ — „Wie so?“ — „Er kostet ja das Leben, und das Leben liebe ich sehr.“ Ich weiß nicht, ob dieß schon Jedem bei jener gewöhnlichen Redensart eingefallen ist.

A f e r m a n.

Meine letzte bedeutende Ausflucht mit meinem Schulzen von Lustdorf war auf die Städte Ovidiopol und Akerman und auf die Mündung des Dniestr-Limans gerichtet, dessen innere Nordspitze wir schon früher bei Majak gesehen hatten. Wir waren wieder ganz so arrangirt wie das erste Mal und hatten auch wieder unsern kleinen Jacob als Kutscher. Es ging anfangs den alten Weg, doch schlugen wir uns bei'm „Major Buga“ links. So nennen hier die Leute einen Grabhügel in der Steppe, wo sich unter einem zerfallenen Monumente ein griechischer Offizier hat begraben lassen. Doch in der einsamigen Steppe, wo jeder Höcker beachtet wird, kennt weit und breit Jeder

den „Major Buga“ und beschreibt darnach den Anderen die Wege, die sie nehmen müssen.

Nicht weit von dieser Gegend passirten wir die Steppe des polnischen Grafen Malachowsky *). Der Flicken Landes, den dieser Mann hier besitzt, besteht aus 9000 Dissiätinen Steppe, welche er vor 30 Jahren die Dissiätin zu 60 Kopeken ($3\frac{1}{2}$ gute Groschen) kaufte. Dieß war damals der gewöhnliche Preis des Landes in diesen Gegenden. Auch jetzt ist es hier natürlich noch unendlich billig. In der Nähe von Ddessa ist selbst noch genug Land zu haben, die Dissiätin zu 5 bis 6 Gr., weiter hin zu 3, 2 bis 1 Gr. Die Regierung giebt ungeheure Besizungen noch jetzt zuweisen an verdiente Personen als Geschenk. Auch Landwirthten wird oft eine gewisse Strecke uncultivirten Landes auf eine gewisse Zeit unentgeltlich verliehen und ihnen das Eigenthum des Landes alsdann als Prämie versprochen, wenn sie nach Ablauf des Termins nachweisen können, daß sie so und so viele Morgen in Gärten verwandelten, so und so viele Morgen besäten, so und so viele Schafe darauf erzielten u. s. w.

Bis Dvidiopol begegnete uns dann nur Gras, wieder Gras und nichts als grünes Gras, endlich die zahllosen Mühlen der Stadt und gleich hinter ihnen am Abhange der hohen Steppe zum Liman die Stadt selber. Diese Dniestr-Städte Dvidiopol, Tiraspol und Gregoriopol haben alle Namen, die an so viel Berühmtes und Antikes erinnern, daß man, Gott weiß, was hinter einem solchen Namen erwartet möchte. Aber sie spielen unter den Städten die Rolle der Don Ranudo de Colibrados. Es ist nichts dahinter. Die ganze Stadt Dvidiopol besteht zu mehr als der Hälfte aus solchen Sendlanken, wie wir sie oben beschrieben, die sich über ein weitläufiges Terrain zerstreuen. Die Stadt ist ein so großmächiges Neg, daß ich weiter laufen mußte als in Wien, um ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, die in ruinirten Quarantäne-Gebäuden und einer zerstörten Festung bestanden. Dvidiopol hat eine kurze blühende Periode gehabt in der Zeit, als das linke Dniestrufer schon russisch war, während die Türken noch das rechte besaßen. Da war hier eine Quarantäne-Anstalt, eine Festung mit einer bedeutenden Besatzung, Schifffahrt und Verkehr. Seitdem Alerman auch russisch geworden, ist dieß Alles auf die andere Seite hinübergegangen. In der Festung, die aus einem riesengroßen Erdwalles und Graben besteht, liegen 15 Kosacken, und in den meisten Gebäuden derselben waren bereits die Dächer eingestürzt. Dicht bei der

*) Man nennt nämlich in den Steppen die einzelnen Besizungen, Marken und Gesilde auch wieder „Steppen.“ Man spricht daher von der „Griechensteppe“ und meint darunter die ganze Gemarkung, welche die Griechen besizen, von der „Steppe der Deutschen“, von der „Steppe des Grafen Potocki“ u. s. w.

Stadt fließt ein kleines Bächelchen in den Dniestr-Liman. Dieses Bächelchen bildet bei seiner Mündung ebenfalls seinen kleinen Liman mit Pereffip, Biel und überhaupt allen Attributen eines Limans. Er sitzt an dem großen Dniestr-Liman, wie eine kleine Muschel an einer großen. Sonderbar, daß in diesem Lande alle Flüßchen ihre Limans haben wollen, wie bei uns alle Fürstchen ihren Hofstaat. Ich fing am Ufer eine riesengroße Tarantel in meinem Handschuh, die ich nachher in Spiritus legte und die auf ihrem Rücken nicht weniger als 320 junge Tarantelchen trug.

Wir wollten mit dem Postschiffe von hier über den Liman nach Akerman hinübersetzen. Doch zögerte es so lange, daß ich vorher noch Zeit hatte, die Honoratioren des Orts zu besuchen. Diese bestanden in dem Polizeimeister der Stadt, welcher nicht zu Hause war, und einem Arzte, der mich mit Branntwein tractirte. Er hatte sein ganzes Leben hier zugebracht und sang über den Ruin der Stadt Elegieen, wie sie Dvid selber, wenigstens nicht trauriger und aufrichtiger gemeint, hätte singen können, wenn nämlich wirklich, wie einige Gründer dieser Stadt zu Katharinens Zeiten meinten, der berühmte Sänger hier am öden Dniestr-Liman lebte. Leider wußte ich, daß die Gelehrten jetzt entschieden der Meinung sind, daß Dvid's Verbannungsort in einer ganz andern Gegend zu suchen ist, und konnte mich daher nicht der angenehmen Täuschung überlassen, das Echo der ovidischen Klagelieder noch in dem Wiederhallen der Brandung an den schroffen Ufern ertauschen zu wollen. Der Doctor hatte eine Frau und eine erwachsene Tochter. Alle empfingen mich freundlich, und ich sah an dem Interesse, welches sie an mir nahmen, daß das Erscheinen einer solchen „ausländischen“ Person in Dvidiopol eine Seltenheit sein mußte. „Vater! vergiß doch nicht, zu fragen, wie sein Name ist“, raunte die Tochter bei'm Abschiede dem Alten in's Ohr. Ich nannte ihnen meinen deutschen Namen, wobei sie gewiß gelacht haben würden, wenn sie gewußt hätten, daß er auf Russisch „Kapusta“ bedeute. Die Russen haben durchaus nicht so lächerliche und zuweilen so läppische Familiennamen, wie wir Deutschen.

Wir stiegen endlich in's Postboot mit einer Menge anderer Passagiere. Ich fragte den russischen Schiffer, wie lange wohl die Ueberfahrt dauern würde. — „Was weiß ich! So lange Gott geben wird.“ — „Das ist recht. Aber ich meine nur so, was denkt Ihr wohl so ungefähr? Was vermuthet Ihr?“ — „Was kann der Mensch denken, wenn Gott das Wetter macht? Ich vermuthet nichts. Jetzt schickt er den Wind so, nachher wieder anders.“ — Das waren acht kleinrussische Antworten, wie man sie hier zu Lande oft bekommt. Doch sollte gleich sich Gelegenheit bieten, den Schiffer in seiner Philosophie, die keine Vermuthungen erlaubte, bedeutend zu bestärken. Es

hing auf der anderen Seite des Limans eine scheinbar ganz unschuldige Wolken-Formation, die aber bald sich sehr bedrohlich entwickelte und, als wir mitten auf dem Wasser waren, als ein bedeutend starkes Gewitter uns entgegentrat.

Doch zuvor noch von einer sonderbaren Fügung des Schicksals. Kaum hatte ich jene Worte mit dem Schiffer gewechselt, so bemerkte ich unter den übrigen Passagieren, die aus Juden, Kosacken, deutschen Kolonisten und einem polnischen Edelmann u. s. w. bestanden, ein schiefes Maul, das noch viel schiefer in dem ihm angehörigen Gesichte hing als unser bei conträrem Winde lavirendes Schiff im Wasser. Ich sah mir den Mann näher an, und als ich in den Blättern meiner Gedächtnistafeln nachschlug, fand ich, daß ich einen deutschen Handwerksburschen vor mir hatte, mit dem ich schon ein Mal in einem ganz ähnlichen Schiffe eine Fahrt auf dem curischen Haffe, einem ganz ähnlichen Wasser, ebenfalls bei von der Küste drohendem ähnlichen Gewitter gemacht hatte. Er war damals, vor fünf Jahren, ein sehr kümmerlicher Handwerksbursche, der mit zwei anderen Genossen nach Rußland einwanderte. Ich reisete in Gesellschaft eines mir sehr befreundeten Herrn aus Curland, und wir nannten das Kleeblatt wegen seines betrübten Aeußeren Lumpaci Bagabundi. Sie leisteten uns gegen Verzehrung der Reste unserer Mahlzeit einige Dienste. Wir Beide erinnerten uns jener Umstände und wunderten uns über unser unerwartetes Zusammentreffen unter so völlig gleichen Umständen, wobei nur der einzige Unterschied war, daß er jetzt sehr ordentlich und nett gekleidet erschien und mir versicherte, daß er in Odessa verheirathet und als Conditor ansässig sei. Eben so seien die beiden anderen Genossen, der eine als Tischler in Moskau, der andere in Petersburg, gut versorgt. Wie manchem Ausländer hat Rußland schon so die Lumpen abgestreift und gute Nahrung verschafft!

Der Wind kam im Anfange unserer Fahrt aus der See und trieb uns aufwärts. Die Leute lavirten mit großer Mühe gegen ihn an. Wir meinten, sie sollten sich lieber hinauftreiben lassen, denn das von oben herabrollende Gewitter müsse den Wind ja wohl bald ändern, und wir würden dann mit ihm um so leichter nach A k e r m a n kommen, aber sie hörten nicht auf uns. Das Gewitter lag erstaunlich finster auf der anderen Seite. Der Wind erregte so große Staubwolken von der Steppe, daß die Stadt A k e r m a n mit sammt ihrer Festung, die uns schon von Weitem zugewinkt hatte, verschwand. Es schien, als wenn die Wolken nicht über den Liman hinüber kommen könnten. Schon früher hatte ich die Bemerkung gemacht, daß oft Gewölke über dem Liman und dem sumpfigen Schilfthale des Dniestrs stand, das weithin durch die Steppe seinen Lauf bezeichnete, während der Himmel rund umher heiter war. Plötzlich hörte der Seerwind auf, und es trat einen Augenblick völlige Windstille

ein. Es war der Moment des Kampfes der sich entgegen wirkenden Winde. Gleich darauf fiel in entgegengesetzter Richtung der Gewittersturm als Sieger über uns her. Die Schiffer waren auf diesen plötzlichen Dreh nicht vorbereitet, und unser Schiff wurde dermaßen herumgeworfen, daß wir gewiß wie eine Nußschale umgekippt hätten, wenn nicht auch im selben Augenblicke glücklicher Weise ein paar schlechte Stricke an dem Segel gerissen wären, so daß nun die ganze Takelage herunterfiel, und wir eine Zeit lang ohne Segel vom Sturme fortgejagt wurden.

Der junge polnische Edelmann, der schon gleich bei'm Betreten des Schiffes sich sehr ängstlich gezeigt hatte, brach nun in förmliche Klagen aus, denn er hielt jetzt uns Alle und besonders auch sich für verloren. Er konnte den Anblick des Wassers und Himmels nicht mehr ertragen, legte sich auf dem Grunde des Schiffes nieder und verbarg seinen Kopf in seine lederen Reisekissen. Alle Augenblicke aber erhob er sich doch wieder und blickte schauernd in das schwarze Wasser hinaus. Bald betete er auf Polnisch, bald auf Französisch. Er sagte, es wäre ihm nicht seinetwegen, sondern seiner guten Mutter und seiner armen Bauern wegen, die nach seinem Tode in Gott weiß was für Hände fallen würden. Hierüber fing er zuletzt so rührend an zu klagen, daß sogar sein Bedienter, der bisher noch ganz guten Muthes Speck und Brod gegessen hatte, auch anfang mit seinem Herrn zu weinen. Ich sagte ihm, er solle guten Muthes sein, denn alle anderen Leute im Schiffe gäben sich ja auch noch nicht verloren. „Ah! ces gens là vous perdront leur vie pour une verre d'eau de vie. O ma mère! héla mes „pauvres gens!“

In der That sah übrigens unsere Umgebung, ein so kleines Wasser auch dieser an einigen Stellen kaum zehn Werst breite Liman ist, unheimlich genug aus. Der Himmel pechschwarz, kein Ufer vorn, keins hinten zu sehen, das trübe, schlammige Wasser des Limans, aufgeregte wie die See, unser vom Sturme geworfenes Schiff, ein ziemlich jämmerliches Boot, einstweilen ohne Segel, unsere Schiffer Kleinrussen. Das waren schlimme Dinge, besonders das Letzte. Wirklich soll auch diese ganze Dniestr = Fährte so schlecht eingerichtet sein, daß das Postschiff schon einige Male mit Mann und Maus untergegangen ist. Doch bekamen wir nach einiger Zeit wieder ein Stückchen Segel in die Höhe, der Sturm legte sich, und wir erreichten lebendig und gesund am Abende die Stadt K e r m a n.

Wir ließen indeß vorläufig diese Stadt auf sich beruhen und eilten in ein handliches armenisches Wirthshaus, wo wir uns mit unserem Polen einquartirten, gehörig trockneten und wiederum näßten, nämlich mit einem Gläschen Griechenwein, und, wie denn gewöhnlich auf Regen Sonnenschein folgt, und

nach überstandener Gefahr die ausgezeichnetste Gemüthsstimmung eintritt, einen recht heiteren Abend zubrachten. — Am andern Morgen fuhr der Pole weiter, und ich inspicierte die Stadt.

Der Name Akerman scheint uns deutschthümlich. Es ist aber nur ein Spiel des Zufalls, welcher diese türkischen Laute, die „weiße Stadt“ bedeuten, eben so zusammenfügte, wie die unseres „Akermannes.“ — Slavische Völker nannten den Ort „Bielgorod,“ welches auch „weiße Stadt“ bedeutet, und zu der Römer Zeiten hieß sie „Alba Julia.“ Also immer derselbe Name in veränderter Form. Es ist wohl mehr als lächerlich, wenn der Almanach von Petersburg von 1835 dieser Stadt nur 2600 Einwohner giebt. Ich bin überzeugt, daß sie wenigstens gerade so viele Häuser hat. Freilich hat man auch andere Angaben von 11,000 Einwohnern, allein selbst diese sind noch zu gering. Der Polizeimeister und der deutsche Apotheker des Orts behaupteten, sie habe 8000 im Stadtbuche angeschriebene Männer, wonach denn doch wenigstens eine Bevölkerung von 13,000 Seelen herauskommen müßte, wenn man auch 1500 Männer mehr rechnen wollte als Frauen. — Die Stadt nimmt noch an Bevölkerung zu, weil sie das Privilegium genießt, die Leute nicht nach ihren Pässen fragen zu dürfen, sondern jeden sich Meldenden in ihren Mauern aufzunehmen.

Ich habe selten eine Stadt gesehen, die einen so merkwürdigen und fremdartigen Anblick gewährte als Akerman, ungefähr so, wie man sich eine große Biberstadt denken könnte, oder auch, als wenn sie die Flusgötter des Dniestres sich selber zu ihrer Residenz gebaut hätten. Die meisten Häuser in dem größten Theile der Stadt, die über eine halbe Meile lang und eine halbe Lieue breit ist, sind niedrige Schilfhütten, zwischen denen die Straßen der Art gekrümmt, gleich Flüssen, sich hindurch winden, daß man fast nirgends 20 Schritte weit vor sich sieht. Daß gestern bei dem Gewitter die Straßen in der That wahre Flüsse gewesen sein mußten, zeigte sich deutlich genug. Besonders ist es so in dem alten türkischen Theile der Stadt, und was Alles später unter den Russen hinzugefügt wurde, ist fast in demselben Style. Denn die wenigen angelegten regelmäßigen Plätze, Straßen und steinernen Gebäude sind gegen die Masse so unbedeutend, daß sie fast nur als Verbrämung erscheinen. — Die meisten Häuser sind hölzerne Gerüste, die man mit Schilf durchflocht, mit Lehm bewarf und mit Schilf bedachte. Sogar die Schornsteine bestehen aus mit Lehm beworfenem Schilf *). Doch baut man auf diese Weise mitunter recht nette Häuser. — Der Gebrauch des Fensterglases

*) In ganz Südrussland bestehen die Schornsteine aus einem Geflechte von Strauchwerken, das man mit Lehm bewirft, ebenso die Döfen sogar, wie wir schon oben bemerkten.

ist noch nicht zu allen Häusern Akermans durchgedrungen. Bei vielen sieht man die Fensterrahmen bloß mit helldurchsichtiger Rindsblase überzogen. — In der That, ich glaubte hier und da in Akerman, ich wäre unter einem am äußersten Pole liegenden barbarischen Volke. Freilich hat diese Stadt von jeher das Schicksal gehabt, zu den äußersten Gränzstädten der über sie herrschenden Reiche zu gehören. — Sie war die entlegenste Colonie der Römer in diesen Gegenden. Sie fiel in die nordöstlichsten Enden des türkischen Reichs und gehört jetzt zu den südwestlichsten Besizungen der Russen. — Jene Rindsblasenfenster bekleben die Leute zur Verschönerung mit allerlei zierlichen Blumenblättern, wie der Winter unsere Glasscheiben mit Eisblumen überzieht. — Sonderbar ist die Bauart einiger noch existirenden türkischen öffentlichen Häuser. Es sind große Quadersteine, die lose über einander gelegt sind und zwischen denen dann und wann ein dicker hölzerner Balken horizontal eingemauert wurde, um dem Ganzen mehr Halt zu geben. — Von den Römern ist nichts mehr vorhanden, wohl aber von den Genuesern ein altes Fort, das auch die Türken reparirten und jetzt wieder die Russen. Vielleicht haben es schon die Römer gegründet. Das Wappen der Stadt Genua steht noch vor einem Thore, vor einem anderen die Chiffer des Kaisers Alexander in türkischen Buchstaben. In der Mitte des Hofes der Festung, die auf einem in den Liman hinausgreifenden Vorgebirge liegt, steht noch ein türkisches Minaret, von dem man das ganze weitläufige Gewirre der Stadt übersehen kann. — Die schönsten Gebäude sind eine russische Caserne und das Gefängniß, die beide von außen dergestalt mit Säulenhallen geziert sind, daß sie von Weitem griechischen Tempeln gleichen.

Die Einwohner der Stadt sind zur Hälfte Orientalen, Juden, Armenier, Grusinier, kleinasiatische und byzantinische Griechen, zur Hälfte Europäer, Deutsche, Russen, Franzosen, Bulgaren, wenige Moldauer, die man hier in ihrem Lande gerade am meisten finden sollte. In den kleinen Schilfhäusern lebt Alles orientalistisch auf Divans und Teppichen, ohne Tische, Stühle und Bänke.

Es sind hier allein 160 armenische Familien. Diese allgemeine Verbreitung der Armenier in den Städten am Pontus, in ganz Bessarabien, in der Bukowina, in Galizien bis Lemberg, wo sie ebenfalls an allen Orten kleine Kolonien haben, ist höchst merkwürdig. Es kamen diese Armenier theils über Konstantinopel, so lange das türkische Reich noch blühte, theils aber auch über den Kaukasus, indem sie aus Armenien zu verschiedenen Zeiten vor den Bedrückungen türkischer Pascha's aus ihrem Vaterlande flohen. Die größte Einwanderung von Armeniern nach Rußland fand in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts statt, wo der Erzbischof Argutinsky Dolgoruki

mit einer Menge von 15,000 Landsleuten sein Vaterland, die Provinz Kars, verließ und über Tiflis und Derbent nach Rußland kam. Ein Armenier in Akerman machte uns eine schreckliche Beschreibung von den Mühseligkeiten und Leiden, die sein Vater und die übrigen Auswanderer auf diesem Zuge von Krankheit, Hunger und den räuberischen Kaukasiern hätten erdulden müssen. Katharina wies ihnen verschiedene Wohnplätze an, von denen aus sie dann weiter wucherten. Doch ist Nachitschewan am Don noch immer ihr Hauptort.

Wir hatten unserem Jacob Ordre gegeben, von Dvidiopol nach einem Fischerdorfe Bughafi, nicht weit von der Mündung des Limans, zu fahren und uns dort zu erwarten. Wir unserer Seits fuhren nun mit einem kleinen Akerman'schen Einspanner auf der Westseite des Limans hinunter bis zu einer Kolonie von Elsässern, die Bughafi gegenüber liegt; diese Leute sind Katholiken, wie es denn noch mehre katholische Kolonien giebt. Die Lutheraner und Katholiken haben ihren gegenseitigen Haß auch hier im duldsamen Rußland nicht abgelegt. Mein Schulz drückte sich leider so aus: „D, die Katholiken sind Todtschläger! Ein Protestant ist in ihren Dörfern seines Lebens nicht sicher.“ Auch hörte ich das Schimpfwort „Lutheranische Dickköpfe.“ Merkwürdig ist es; daß die polnische Verschwörung gegen Rußland sich selbst bis in diese katholisch-deutschen Kolonien verzweigte. Während der polnischen Revolution zeigte sich eine besondere Gereiztheit der Katholiken gegen die Protestanten. Die Priester, welche jene gewöhnlich aus Polen empfangen, hatten den Leuten weisgemacht, es sei ein allgemeiner Aufstand gegen die Russen und Protestanten (die Russen halten sich überall mehr auf der Seite der Protestanten als der der Katholiken). Man verhaftete in mehreren Kolonien polnische Prediger, die mit Waffen, Pulver u. s. w. versehen waren. — Uebrigens findet man auch in den protestantischen Kolonien vielen religiösen Zwiespalt, besonders wegen Mangels guter Prediger. Da vereinigen sich denn die Leute unter einander zu sogenannten Geberstunden, welche Mysticismus und oft sehr unduldsame Parteilungen erzeugen. Wir trafen eben in jener Elsässer-Kolonie einen Baseler Missionär, der zur Schlichtung solcher Zwiespalte von Kolonie zu Kolonie reiste.

Wir setzten uns nun in ein „Kajuk“ So heißen die kleinen, bei den Fischern am Dniestr-Liman gebräuchlichen, erbärmlich schlecht construirten Boote, die aus ein paar Brettern zusammenenagelt sind und nicht einmal ein Steuerruder haben. Ein Stück Holz, das die Fischer am Ufer aufgriffen, vertrat dessen Stelle. Merkwürdig war es mir aber, daß einige allgemein verbreitete Benennungen von Schiffstheilen selbst bis in diese Boote gedrungen waren. Sie nannten den Mast „Maschte“, die Raaen „Raje.“ Ein alter

molbauischer, in Lumpen gehüllter Bettler hat uns, ihn mit hinüber zu nehmen. Er trug einen großen Flickten dicken Filzes (Woilok) aus Kuhhaaren mit sich herum und sagte, das sei sein Lager, Divan und Bett. Wo er hinkäme in die Steppe, sei es unter einem Obdach oder unter freiem Himmel, da breite er seinen Filz aus und schlafe darauf. Es ist dieß hier in den Steppen bei allen Bettlern allgemein. Die Nichtbettler nehmen sich auch überall solche Filzdecken mit, aber größere, in denen sie sich ganz einwickeln und so in der Steppe der Kühle des Grases dem Nachregen, wie Mumien verhüllt, trogen können. Der Bettler erzählte uns von einem Aufstande, den 20 in der Quarantäne von Akerman eingeschlossene Türken kürzlich gemacht, die sich den Quarantäne-Vorschriften nicht hätten fügen wollen.

Auf dem Liman gingen die Wellen, da der Wind aus der See mit dem Flusse kämpfte, sehr hoch, so daß unsere kleine Ruchschale immer zwischen Wellen, Thal und Berg verschwand. Das Wasser ist natürlich nicht tief, nur 1 bis 2 Klaftern, an den tiefsten Stellen in der Mitte, wo der Fluß geht, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Klaftern. Im Winter belegt sich gewöhnlich der ganze Liman mit einer Eisdecke von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Ellen Dicke, die 2 bis $2\frac{1}{2}$ Monate lang liegt. Das Merkwürdigste, was wir bei'm Liman entdeckten, war, daß er wie die anderen Limans durch eine lange Mehrung (PereSSIP) geschlossen ist, während er auf allen Karten, die ich bisher von dieser Gegend sah, als offener Busen erscheint. Die Mehrung ist 19 bis 20 Werst lang, ganz niedrig und $\frac{1}{2}$ bis 1 Werst breit. Sie hat zwei Durchbrüche (Girts), der eine ist klein und nicht tief, der andere westliche aber eine Werst breit und tief. Durch ihn fahren die Schiffe ein, und an ihm befindet sich auch der Mauth- und Quarantäne-Posten. Auf der ganzen Mehrung hin steht eine Reihe von Fischerhütten. Da das Salzwasser nur bei heftigen Südstürmen in die beiden Oeffnungen der Mehrung eindringt, so hat der Liman fast immer süßes Wasser und daher auch meistens nur Süßwasserfische. Nur selten kommen die Meerschweine des Pontus hinein.

Wir konnten des starken Seewindes wegen nicht gerade auf unser Fischerdorf zu halten und mußten, da die Leute mit ihrer papiernen Schiffsquipage nicht zu laviren wagten, oberhalb des Orts aussteigen und ein paar Werst am Strande zu Fuß laufen. Dieser war überall mit einer Menge ausgeworfener Schalen jener großen Krebse bedeckt, die wir schon bei Odessa erwähnten. An dem schroffen Ufer des Limans wächst hier und da eine Art wilden Weins (*ampelopsis quinquefolia*) mit kleinen süßen Trauben, denen der Korinthe ähnlich. Welch' ein merkwürdiger Contrast zwischen dem oberen Steppen-Plateau und den durch schroffe Wände geschützten niederen Stellen! Achtzig Fuß oberhalb können auf der hohen Steppe junge Tannen im Winter nicht

ohne Schutz aushalten, und unten wächst wilder Wein! Was könnte dieses Land nicht sein, wenn einige Gebirge aus seinem Busen sich erheben wollten!

Beide entgegengesetzte Ufer des Limans haben einen verschiedenen Bau. Auf dem westlichen Ufer ist es ein fester, schöner Kalkstein, aus dem die Genuesen das Akerman'sche solide Fort erbauten; auf dem östlichen dagegen mürbes Lehm- und Muschelschalk-Gemenge.

Als wir an einer Stelle an dem hohen Rande hinankletterten, um wilde Weinstöcke zu besehen, flogen ein paar schöne Silberreiher (*ardea alba*) von der Steppe auf; ein hübscher Vogel, aus dessen Federn die Polen, Ungarn und Türken ihre bekannten Reiherbüsche, die sie an ihren Mützen und Turbans tragen, verfertigen. Es giebt auch viele Purpurereiher in den Steppen (*ardea purpurea*).

In dem Fischerdorfe Bughass, wo die Fischer eben bei dem letzten Zuge ihres Tages sehr viele „Sewrugen“, die Hauptfische des Dniestr-Limans, an's Land zogen, trafen wir unsern Jacob, der in Thränen und stiller Verzweiflung auf dem Strohe des Wagens lag, weil er gefürchtet hatte, wir würden nie wieder über das Wasser zurückkommen. Wir trockneten des guten Burschen Thränen unter Lachen und fuhren den Abend noch einige Werst weiter auf die Nehrung des Dniestr-Limans hinab, um dort in einer Fischerhütte das Nachtlager zu erbitten. Doch versahen wir uns zuvor bei den Galaktophagen mit Milch, Eiern, Brod u. s. w.; weil wir wohl wußten, daß die Herden, welche die Ichthyophagen hüten, weder Hühnereier legen, noch Milch geben.

Wir wählten uns die größte Fischerhütte, die wir erspähen konnten, aus und erlangten vom Wirth, der ein Grieche war, leicht die Erlaubniß zum Nachtquartiere in seiner Behausung. Leider war die Sonne schon untergegangen, und die Fischer hatten bereits ihre letzte Tagesjagd beendet, so daß uns das Vergnügen, einem Fischfange beizuwohnen, nicht zu Theil wurde. Wir beschränkten uns daher auf Erkundigungen und Gespräche über die hier übliche Art der Fischerei und über die vorkommenden Fische. Da ich hier Manches über diese Dinge erfuhr, was ich nachher bei anderen Gelegenheiten berichtigte und vervollständigte, so könnte es vielleicht manchem Leser nicht unlieb sein, einige allgemeine Bemerkungen über die Fische und Fischereien des schwarzen Meeres, so weit dessen Küsten von Russen beherrscht werden, zu hören, besonders da in anderen Reisebeschreibungen bisher noch so wenig darüber zu finden ist. — Ich stelle daher hier einige kleine Notizen darüber als einen Beitrag zur Kenntniß des schwarzen Meeres zusammen.

Die vornehmsten Fischereien des Pontus, so weit die russische Herrschaft reicht, befinden sich an den Mündungen der großen Flüsse, des Dniepr, Dniestr, der Donau, und in der Meerenge von Jenikale oder Caffa.

Dies ist natürlich, denn hier sind die Passagethore, vor denen sich alle die großen Fische sammeln, die bei ihren verschiedenen Lebensverrichtungen sowohl salziges als auch süßes Wasser bedürfen. In den Meerengen tauscht das eine Meer mit dem anderen seine Wanderer aus, und die Fische drängen sich dort eben so, wie die Menschen auf einem schmalen Isthmus zwischen zwei großen Ländern.

An allen jenen Punkten haben sich daher theils stehende Fischerdörfer etablirt, theils sogenannte „Ruibalowni Sawodi“ [Fischereien *)], die im Frühlinge aufgerichtet und im Herbst wieder weggenommen werden. Um ein solches Sawod zu errichten, miethet nun irgend ein Großrusse oder Grieche, der sich den „Chosain“ (Wirth) des Sawods nennt, einen Küstenstrich von den benachbarten Besitzern, erbaut eine große Schilfhütte am Strande, kauft Fischerboote, Netze und Alles, was sonst nöthig ist, ladet eine Partie anderer Russen, Griechen, Tataren, Moldauer, Polen, oder welches Volk denn in der Nähe sich am ersten findet, zur Compagnieschaft ein und etablirt sich mit ihnen für einen Sommer am Strande. Der Chosain, der das Capital vorschöß, und auf den natürlich daher der größte Gewinn oder Verlust fällt, ist freilich das Haupt und führt die meisten Geschäfte des Etablissements, hat aber doch dabei einen „Kassirer“ oder Buchführer, den die übrigen Genossen sich wählen, als Controleur zur Seite. Dieser führt über alle Ein- und Verkäufe eben so Rechnung wie der Wirth und vertritt das Interesse der übrigen Gesellschaft. Die Fische, die sie fangen, werden theils gleich frisch auf benachbarten Märkten verkauft, theils eingesalzen und dann an Fischhändler abgegeben, die weit aus dem Inneren, aus Polen, der Walachei, Ungarn, der Ukraine u. s. w. an die Küsten des schwarzen Meeres kommen und in diesen Sawoden aufklaufen.

Ihre Hütten sind sehr geräumig und groß, obgleich nur aus Schilf gebaut. Sie stellen sie immer dicht an's niedrige Meeresufer, jedoch so weit von der gewöhnlichen Brandung entfernt, als nach ihrer Erfahrung der stärkste Sturm die Wellen nicht wirft. Im Frühlinge sieht anfangs ihr Etablissement ein wenig kahl und öde aus, allmählig aber siedelt sich Mancherlei darin und daran herum an, so daß es etwas wohnlicher wird. In der Hütte stehen die Betten der Mannschaft, die sich gewöhnlich auf zwölf bis zwanzig Köpfe beläuft. Nach der Arbeit ruhen sie denn da, rauchen, spielen Dame mit

*) „Sawod“ heißt eigentlich ein jedes Etablissement zur Bereitung und Verbeischaftung irgend eines Gegenstandes, wenn die Kunst auch wenig dabei zu thun haben sollte. So sprechen die Russen von einem Baumwollengarn=Sawod (Baumwollengarn=Spinnerei), von einem Porzellan=Sawod (Porzellan=Fabrik), von einem Erz=Sawod (Bergwerk), von einem Pferde=Sawod (Gestüt) und nun auch von einem Fisch=Sawod oder noch wörtlicher von einem „fischfängerischen Sawod.“

Muscheln und Uferkieseln, schwagen und scherzen beständig und erzählen sich Geschichten, wie der Russe dieß Alles denn überall thut, er mag in den nordischen Wäldern Holz hauen, oder in Sibirien als Jäger den Bobeln nachstellen, oder in den Steppen als Fuhrmann beim nächtlichen Feuer sitzen, oder endlich am schwarzen Meere als Fischer ausruhen. — In dem Hintergrunde der Hütten stehen die Fischbottiche, große Salzfüßer und eine Art von Mühle zum Zermahlen des Salzes. Vor allen Dingen sorgen sie für ein Heiligenbild, das sie im Inneren über der Thür aufhängen und dessen kleine Lampe Tag und Nacht ihre Hütte erhellte, wie das Bild selbst das Innere ihres Geistes. Sie würden sich auf dem Meere verloren achten, wenn sie das heilige Lämpchen, ihren Stern und ihre Hoffnung, nicht daheim brennen wüßten, und zufälliges Verlöschen desselben macht den Tag des Verlöschen's völlig untauglich zum Fischfange. Zu beiden Seiten der Thür hängen beständig gefüllte Wassergefäße. Draußen haben sie einen Herd in die Erde gegraben, und ein alter dienender Geist, der nicht mit auf's Wasser geht, ist beständig mit Kochen, Wasserzutragen, Salzmalen u. s. w. beschäftigt. Gehen die Fische flott und zahlreich in's Netz, so schaffen sie sich auch noch andere Dinge an, kaufen sich Hunde zur Bewachung ihrer Schätze, um Eier zu haben, eine Kolonie Hühner, die in die Wogenbrandung hineinkrähen, Schafe zu Sonntagsbraten u. s. w. Gewöhnlich aber ist das Meer ihre eigene Speisekammer, aus der Alles hervorgeht, was ihre Kessel füllt. Rund um die Hütte herum hängen ihre Netze, Angelhaken und anderen Geräthschaften. Dicht am Rande der Brandung errichten sie einen hohen Mastbaum, der in etwas schiefer Richtung sich über das Meer hinneigt. Er ist oben mit einer Art von Mastkorb versehen, und in dieser Specula sitzt immer Einer von ihnen, der nach den heranziehenden Fischen blickt und sogleich die nahenden Schaaren verkündet, damit die Fischer ihnen entgegen gehen. Oft dient dazu ein scharfblickender Griechenknabe; doch steigt auch dann und wann ein Anderer, der sonst nichts zu thun weiß, hinauf und schaut sich, sein Pfeifchen rauchend, die Oberfläche des Meeres an. — Es ist ein reizender Sig. Denn wenn man nicht hinter sich schaut, so meint man, gerade wie ein Vogel mitten über dem Meere zu schweben. Bei ruhigem Wasser sieht man alle die Fische unter sich im grünen Krystalle scherzen. Es ist so täuschend, daß man zuweilen den Menschen dabei vergessen und wie eine Möve auf die hübschen Fische herabschießen könnte.

Die Fischer finden auf der für einen unwissenden Nichtfischer ganz eiförmigen Meeresoberfläche unglaublich viel zu studiren und verkünden aus ihrem hohen Mastkorbe viele Dinge, von denen ein Anderer nichts sieht. Sie entdecken die nahenden Fischschaaren schon aus großer Ferne und

wissen jedes Mal genau zu unterscheiden, welche Art von Fischen es ist. So lange sie die Thiere selbst noch nicht sehen, erkennen sie dieselben nur an der Art der Schattirung der Wasseroberfläche und an der Weise des Spieles, das sie auf dem Wasser treiben. Sie beobachten nicht nur den Wellenschlag des Meeres, der für die Richtungs-Veränderungen des Windes wichtig ist, sondern auch insbesondere die Strömung des Wassers, die keinesweges immer dieselbe und natürlich für die Bewegung der Fische bestimmend ist. Die Strömung des Meeres nennen sie „titschenie“, und „titschenie“ ist immer ihr drittes Wort. Selbst die Ohren sind bei dem Speculanten nicht müßig, denn es rauschen bekanntlich zuweilen gewisse Töne über's Meer, welche eine in großer Ferne geschehene Veränderung in der Richtung des Luftzuges verkünden. Nebenher gesagt, ist dieser Maskorb aber auch fast der einzige Ort, wo der Russe das Wetterprophезeien etwas lernt, und diese Fischer sind die einzigen Russen, die nicht immer, wie alle anderen, auf jede Frage über die Zukunft antworten: „Gott im Himmel weiß es.“

Ganz eigenthümliche Namen haben diese Fischer für die Winde, die sie von den Griechen aufnahmen. So heißt der Nordwind bei ihnen „Tramudana“, als wenn er, wie in Griechenland und Italien, auch hier über Berge heranwehete. Den Südwind nennen sie „Notja“ oder auch „Anadolski“, (den anatolischen). Die Deutschen in und um Odessa nennen sonst auch den Südwind „die Luft von Konstantinopel.“ Sonst heißt bei allen russischen Schiffen des schwarzen Meeres der Nordwind „Kudräwoi“, d. h. „der Krause“, weil nämlich auf der Windrose bei der Pfeilspitze, die nach Norden zeigt, die ganze Zeichnung kraus, mit allerlei Schnörkeln verziert ist.

Natürlich rettet sich aus dem Inneren des Landes immer allerlei Volk an den Meeresstrand, und eben so verschlägt das Meer Mancherlei an's Ufer. Die Fischer sind daher, wie alle auf der Gränze Lebende, aus sehr verschiedenen Völkern gemischt. Am Dnjestr und an der Donau sind es Moldauer, Polen, Großrussen. Man findet hier oft Leute zum friedlichen Geschäfte am Meeresufer vereinigt, die schon Vieles mitgemacht haben. Zuweilen werden gar Fischer von ganz entferntem Strande, z. B. von Anatolien, durch widrige Stürme herangetrieben, die dann wohl im fremden Lande bleiben, weil es ihnen an Gelegenheit zur Rückkehr fehlt. Auch Matrosen von gescheiterten Schiffen lassen sich unter die Fischer aufnehmen. Die allgemeine Conversationsprache ist aber die russische.

Die Haupteintheilung der Fische, welche die Russen machen, ist die in „rothe“ und „weiße Fische.“ „Rothe Fische“ nennen sie alle die großen schönen Störarten, die im schwarzen Meere und in seinen Flüssen so häufig sind, den Haufen, den Sterlet, auch den Wels u. s. w.; „weiße Fische“ aber

mehre kleinere eßbare Fische, Haringe, Makrelen, Barsche, Sander, Karpfen u. s. w. Dazu kommen dann noch eine Menge anderer Fische, die weder in die eine, noch in die andere Klasse gehören: der Delfin, der Hai, der Rochen u. s. w.

Der wichtigste von allen diesen Fischen ist die Makrele, welche die Russen „Skumbria“ nennen. Sie kommt gewöhnlich in großen Zügen und giebt den Fischern tägliches Brod und zuweilen auch, wenn sie recht glücklich sind, Reichthum. Diese Skumbrias, schöne, äußerst elegante und mit Stahlblau sehr anmuthig gezeichnete Fische, steigen im Frühlinge aus dem Meere auf, einen anderen kleinen Fisch, „Kapsa“ genannt, verfolgend und ihrerseits wieder von dem größeren „Palamida“ verfolgt. Wenn der Winter schwach war und der Frühling früh eintrat, so sind diese Fische nicht viel werth. Je stärker der Winter war, in desto dichteren Massen kommen sie, und desto vollkommener und fetter ist auch jeder einzelne Fisch. Die Fischer erklären dieß so: Bei gelindem Winter schwimmen die Makrelen überall herum, Nahrung suchend, zersplittern sich in eine Menge kleiner Parteien und werden dabei mager, bei harter Kälte aber ziehen sie sich mehr in die Tiefe des Meeres zurück und bewegen sich in kleineren Räumen, und da ihr Futter, die Kapsa, auch dasselbe thut, so haben sie dort in der Tiefe auch Nahrung genug und Ruhe und Gelegenheit, sich zu mästen. Immer jedoch sind sie im Anfange des Sommers bei Weitem nicht so fett als im Herbst, wo sie sich in den Baien und Buchten gemästet haben und dann mit fingerdickem Specke auf dem Rücken hervorkommen. Im Herbst kehren sie oft plötzlich, wie von panischem Schrecken ergriffen, in ungeheuren Haufen, die wie ein Sturm daher brausen, zurück. Wenn dann die Fischer recht aufpassen, so bringen sie oft einige Hunderttausende mit einem Zuge auf's Trockene. Ein solcher plötzlicher Rückzug der Fische bedeutet den nahenden Winter, und man kann dann immer mit Sicherheit zwei Tage nachher die erste einfallende Kälte vermuthen. — Jedoch hat in der Bucht von Odesa die Menge der Skumbria sehr abgenommen, theils weil die Stadt selbst für ihren Markt natürlich mehr fischen läßt als früher, theils weil die große Schifffahrt in diesem Meerestheile die Fische verschreckt.

Was sie bis zum Juni fangen, ist unbedeutend und wird gleich frisch auf den Märkten verkauft. Mit dem Anfange des Juni aber melden sich die Fische in so großen Schaaren, daß die Umgegend nicht mehr Alles aufspeisen kann, und nun beginnt das Einsalzen für's Innere. Da die Makrelen äußerst zarte Fische sind und im Sommer in wenigen Stunden verderben, so haben die Leute bei'm Einsalzen ein möglichst kurzes Verfahren erfunden. Sie sparen sogar das Aufschneiden der Fische und fahren blos durch die Kiemenöffnung mit dem krummen Finger in den Leib, dessen ganzen Inhalt sie

dann vorn mit einem Rucke herausziehen. Natürlich muß sich Einer darauf verstehen, wenn der Fisch rein ausgenommen werden soll. Die, welche es nicht geschickt machen, verwunden sich auch leicht die Finger dabei. Die Eingewöhnten aber machen es so rasch, wie unsere jungen Bürgerstöchter das Erbsenaushälsen. Der Fisch ist nach seinem Tode so empfindlich und stürzt sich so rasch seinem Verderben entgegen, besonders bei Sonnenschein, daß sie Sonnenschein in der Regel ganz zu vermeiden suchen. Sie ziehen daher wo möglich erst am Abende das Netz und salzen die Nacht hindurch ein. Die Fische werden in großen Haufen an dem Ufer aufgeworfen, daneben werden Körbe gesetzt, und neben diese — Tonnen. Schnell machen sich einige Ausweider über die Haufen her, überliefern die Fische den Körben, mit denen sie zum Auswaschen in's Meer getaucht werden, und befördern sie dann an die Einsalzer bei den Tonnen. Diese streuen alsdann die Tonnen mit Salz aus und legen die Fische einander parallel in der Stellung, in welcher sie im Meere schwimmen, schichtenweise ein, jedoch so, daß die der oberen Schicht jedes Mal die der zunächst unteren mit ihrer Richtung kreuzen. Die Fässer bleiben dann so ein paar Tage im Schatten stehen, und es sammelt sich oben eine dicke Fettsauce, welche sie abschöpfen und in eigenen Gefäßen zum besonderen Verkaufe sammeln. Die Fischer sagen, das „Salz beiße dem Fische das grobe Fett“ heraus, das feine, schmackhafte bleibe darin. Eine eigene Erscheinung dabei ist noch die, daß das Salz zuweilen nicht faßt, oder daß, wie die Fischer sagen, „die Makrelen das Salz verzehren.“ Sie bleiben dann fast völlig ungesalzen, und das Salz verschwindet Gott weiß durch welchen Proceß. Dann müssen sie Alles noch ein Mal umsalzen. Ist das dicke Fett abgeschöpft, so wird Alles noch mit einer groben Salzschrift bedeckt und geschlossen. Die Fässer werden in der Hütte aufgestapelt, bis dann im Herbst die Juden aus Polen, die Steppenkrüger und Fischhändler kommen, ihre Wintervorräthe einzukaufen. Von den Septemberfischen kostet das Tausend 40 bis 50 Rubel, von den anderen 15 bis 20 Rubel. Eine Tonne hält 1000 bis 2000 Fische. Diese Makrelen werden bis nach Polhynien hinein, bis in die Mitte des Continents verfahren, wo ihnen von der Ostsee andere Salzfische entgegenkommen und die Gränze ihrer Verbreitung bestimmen. Sie sind der gewöhnliche Imbiß aller Leute dieser Gegenden zum Brantwein.

Die Leute verwechseln diese „Skumbria“ auch wohl mit den „Haringen.“ Doch kommt der eigentliche „Haring des schwarzen Meeres“ in großen Zügen nur bis zur Donau-Mündung, wo er von den dortigen Fischereien auf dieselbe Weise präparirt wird. Vielleicht, daß die große Masse süßen Wassers, die aus der Donau hervorbringt, ihn nicht weiter gehen läßt. Diese Haringe sind aber im Vergleiche zu den holländischen um so Vieles kleiner, als die schwedischen größer.

Nach den Makrelen und Haringen gehören die Steinbutten (Kambul), die in den Nordseeländern theuer bezahlt werden, zu den gemeinsten Fischen. Obgleich sie hier dasselbe Fleischgewebe haben wie in der Nordsee, so schmecken sie doch nicht halb so gut, weil sie so billig sind und ihre schielenden Phrysiognomien Einen auf jedem Fischmarke zu Hunderten angrinsen. Die Fischverkäufer in Südrussland schmücken gewöhnlich ihre Fischbuden mit ein paar solchen ausgetrockneten Steinbuttfrägen des schwarzen Meeres, als Aushängeschilden, da sie wissen, wie sehr überall den Menschen das Sonderbare und Barocke reizt.

Die Haringe und Makrelen sind nicht nur das tägliche Brod der Menschen in diesen Gegenden, sondern auch in der See macht fast Alles auf sie Jagd, was sie bezwingen kann, insbesondere die Delphine, die Haifische und die Palamidas, und dafür gehen diese Jäger denn auch häufig sammt ihrer Beute in's Neg.

Der Haifisch des schwarzen Meeres ist weder sehr groß noch böse, die größten sind nur eine Klafter lang. Sein Fleisch hat für unseren Gaumen einen widerlichen Geschmack, doch essen ihn die Griechen gern. Sie stellen ihm auch besonders seines rauhen Felles wegen nach, das die Polirer und Tischler benutzen. Gelegentlich fangen sie ihn in Netzen, absichtlich aber an kupfernen Haken, an die sie Makrelen als Lockspeise befestigen. Die Schnur der Haken ist mit einem Kupferdrahte durchzogen, damit sie der Hai im Todeskrampfe nicht abbeisse. Sie wird von einem Korkholze oben erhalten und unten an einem Steine auf dem Meeresgrunde befestigt. Man fängt so oft in einer Nacht 12 bis 20 Haifische. Das Fett des Haies wird den Pferden in den Steppen als Medicin eingegeben. Die Russen nennen ihn „Ssaback“ (Hund), und in der That hat er etwas durchaus Hündisches in seinem Wesen.

Ueberhaupt haben die Russen sehr viel Gabe, das Eigenthümliche äußerer Erscheinungen gleich richtig und bestimmt aufzufassen und dieß in dem beigelegten Namen anzudeuten. Den Delphin nennen sie „Swinja“ (Schwein), und wenn ein Delphin mit seinem gebogenen Rücken auftaucht und, sich drehend, kopfüber purzelt, sieht es wirklich nicht anders aus, als wenn ein Schwein mit den Wellen ringt. Früher waren die Delphine so häufig in dem Meerbusen von Ddessa, daß bei schönem Wetter das Meer davon oft wie punctirt erschien. Die lebhafteste Schifffahrt verjagte auch sie hier mehr und mehr. Die Delphine sind die größten Fische des schwarzen Meeres, oft bis zu zwei Klaffern lang.

Die delikatesten Fische des Pontus und die kostbarsten sind der „Kephäl“ (der Kopf), der „Pätuch“ (der Hahn), und der „Lufar.“ Der

zweite ist köstlicher als der erste, und der letzte der seltenste von allen. Sie waren alle drei auch schon bei den alten Griechen berühmt und beliebt, wie bei den Genuesern und wie bei allen Völkern, die einmal Herren der schwarzen Meeres-Fischereien waren. Man sagt wohl, die Geschmäcke sind verschieden, aber sie bleiben sich doch auch wieder in ganzen Jahrhunderten bedeutend gleich. Warum der Kephäl so heißt, begreife ich nicht. Er hat allerdings einen Kopf, allein durchaus keinen so besonders überwiegenden, eher einen kleinen. Der Hahn hat seinen Namen von seinen prachtvoll mit Roth, Gelb und Blau bemalten, großen Brustflossen, die er im Schwimmen ausbreitet wie einen Pfauenschweif. Ob er sich auch wohl etwas darauf einbildet und damit coquettirt, wie der Pfau dieß zu thun scheint? —

Wenn die Fischer des schwarzen Meeres ihre Netze an's Land ziehen, so nehmen sie vor allen Dingen einen Stock zur Hand und tödten damit einen gewissen kleinen Fisch, den sie „Dracon“ (den Drachen) nennen und der sich häufig in ihren Netzen findet, weil sie sich vor den Stacheln seiner Flossen fürchten. Diese sind so spitz wie englische Nähnadeln, und ihr Stich veranlaßt eine gefährliche Geschwulst, weil sie, wie die Fischer sagen, hohl sind und ein arges Gift bergen.

Daß die „Drachen“ giftig sind, ist natürlich, aber daß die „Nadeln“ nicht stechen, von denen das schwarze Meer so voll ist wie eine Nadelbüchse, ist sonderbar. Es giebt die verschiedensten Arten von „Meernadeln“, im Pontus, kleine feine, wie englische Nähnadeln, und große dicke wie Nale oder Stopfnadeln, mit denen die Nereiden vielleicht ihre Strümpfe stopfen. Sie sind so schlank, lang und spitz, daß sie als Nadel und Zwirn zu gleicher Zeit dienen könnten. Neben allen diesen „Nadeln“, „Schweinen“, „Pferden“, „Köpfen“, „Hunden“ und „Pfauenschwänzen“ schwimmt sogar auch noch lebendiges Gold umher. Jedoch wird auch im Meere das Gold seltener. Denn der „Barbun“, so nennen die Russen den „Goldfisch“, der sonst in Odeffa zu ganzen Kübeln verkauft wurde, kommt jetzt nur noch selten in die Netze.

Zu den wunderbarsten Fischen des schwarzen Meeres gehören noch eine Art von „Cyprinus“, von den Russen „Platwa“ genannt, und eine Art von „Meergründel“, russisch „Bitschki“; jener deswegen, weil sein Genuß alle Mal das Fieber erzeugt, weshalb auch sein Verkauf polizeilich verboten ist, dieser aber wegen einer allerliebsten Kunstfertigkeit, die bei ihm ein weit gebildeteres Gemüth bezeugt, als sonst bei den Fischen gefunden wird. Er baut nämlich für seine Jungen, wie die Vögel, ein förmliches Nest. Weibchen und Männchen schleppen Schilfhalme und weiches Seegras in kleine Höhlen am Ufer zusammen; das Weibchen legt seine Eier nicht blos hinein, sondern bewacht sie auch sorgfältig, wie ein brütender Vogel. Wenn die Jungen aus-

schlüpfen, so bleiben sie noch lange mit der Mutter im Neste oder in seiner Nähe, bis sie endlich groß genug sind, auf eigenen Flossen das Weite zu suchen. Wie zart und hübsch bei Fischen, die doch sonst so tief unter den Vögeln stehen! Dieser Fisch hat auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er sogleich, wie er aus dem Meere gezogen wird, die Farbe verändert und zwar nicht zu seinem Nachtheile verbleicht oder verschießt, sondern zur Verschönerung sich schattirt und schmückt. Im Meere ist er nämlich einfach dunkelgrün, fast schwarz, am Lande aber läuft das Pigment sogleich in eine Menge kleiner, bunt sich kreuzender Adern und Strichelchen zusammen, die seine Haut im Lode verschönern.

Die Fischer, welche uns aufnahmen, sagten, daß dieß Jahr trotz des starken Winters eines der schlechtesten wäre, das sie seit lange gehabt. Wenn es nicht im Herbst besser würde, so würden sie bei ihrer Fischerei stark zusetzen müssen. Dennoch waren diese armen Kerle alle so froh und launig, so voll witziger Einfälle und Erzählungen, daß ich den Pinsel eines Ostade oder Bernet handhaben mußte, um die vergnügte Soirée hier auf der sandigen Dniestr-Mehrung zu malen, an der wir damals Theil nahmen. Uebrigens kam mir in jener Fischerhütte die merkwürdigste Physiognomie vor, welche ich je in meinem Leben gesehen habe, und die ich nur deswegen erwähnen will, weil man unter den Russen häufig etwas Aehnliches, ich glaube aber, nie etwas Gleiches findet. Es war ein ganz alter, weißhaariger Russe, der in der Fischerhütte den Diener und Wasserträger der Anderen spielte, und bei dessen Anblick ich inne wurde, wie sehr ich mich früher getäuscht hatte, als ich glaubte, daß die Maler sich Uebertreibungen hingeben, wenn sie auf ihren Bildern die Fluß- und Meerergötter zuweilen mit so rohen, wilden, behaarten und beschulften Physiognomien darstellen; denn jener Wasserträger übertraf noch Alles, was ich je auf einem Gemälde von Rubens an plumpen Wald-, Fluß- und Schilfgottheiten, an dicker Fleischmasse, an starker Behaarung u. s. w. gesehen hatte. Wechselsweise kamen mir dabei die Gesichter der Ruben'schen Bauern auf der Münchener Galerie, in dem Augenblicke, wo sie in Frösche verwandelt werden, oder die Gestalten von Faunen, so animalisch, wie sie jemals dargestellt wurden, vor die Seele. Bald glaubte ich den leibhaftigen Caliban aus Shakespeare's Sturm vor mir zu sehen, bald nur einen als Mensch maskirten und auf zwei Beinen wandelnden Delphin. Die Nase war so feurig roth und dick aufgeschwollen wie das Maul eines Ochsen, die Augen lagen so tief in ihren Höhlen wie Hamster, die Augenbrauen, von denen dieses Wesen gutmüthig genug war mich ein genaues Maß nehmen zu lassen, überschatteten sie in einer struppigen Länge von zwei Zoll. Der weiße Bart hing in einem vollen Schweiße sonder Gleichen

1½ Ellen lang auf die behaarte Brust herab *), und dabei fing er dicht unter den Augen auf dem Backenknochen an. Selbst die Nase war mit langen Borsten besetzt, wie ein mit einzelnen Tannen beplanzter Hügel, und die Ohren waren aus dem Inneren heraus dermaßen bewollt, wie Ziegenohren. Ich übertreibe um kein Haar und gebe nur mit schwachen Zügen das erstaunlich Markirte, was ich fand. Solche Physiognomieen, die dem Reisenden hier und da aufstoßen, sind ihm zuweilen viel interessanter als alle hochberühmten Merkwürdigkeiten der Länder, die er durchreist, und leider gerade sind sie es, von denen man Anderen in der Regel am Wenigsten wiedererzählen kann. Ich bedauerte sehr, kein Maler zu sein, um diesen Mann auf's Papier zu tragen und ihn bei irgend einer Darstellung von Neptun anzubringen, als Tritonsbläser neben seinem Wagen herziehend. — Tröstend und angenehm war es mir indeß dabei, daß die Fischer von diesem Caliban sagten: „prekrasni tschelowek“ (es ist ein prächtiger Kerl), und er dient uns den ganzen Tag still, ohne ein Wort zu verlieren.

Leider kann ich nicht sagen, daß wir die Nacht in romantischem Mondescheine schliefen. Es war nur der Schein der kleinen Lampe des Heiligenbildes, der unsere Hütte erhellte. Denn draußen war ein finsternes und stürmisches Wetter, und da es am anderen Morgen noch eben so war, so gingen die Fischer gar nicht in See, und wir machten, daß wir noch zu rechter Mittagszeit nach Lustdorf zurückkamen. Unterwegs in der Steppe fesselte uns nichts, denn ist schon bei heller Sonne wenig darin zu sehen, so ist es im Regenwetter mit aller Landschaft gar aus.

Meine letzten Tage in Lustdorf vergingen mir alsdann unter allerlei gemischtem Umgang mit Kolonisten, Zigeunern, Schaf- und Pferdehirten, und auf der anderen Seite mit gebildeten Kiefländern auf eine Weise, die ich in der Wirklichkeit vielleicht viel interessanter, angenehmer und lehrreicher fand, als sie der Leser in meiner Beschreibung finden würde. Da ich aber doch allmählig merkte, daß mir nach und nach die Quellen neuer Anschauungen und die Brunnen neuer Belehrung karglicher zu fließen anfangen, so begann ich auf ein neues Land zu denken, packte meinen Schreibtisch ab, nahm von meinem trefflichen Schulzen Abschied, wünschte meiner Båbele, daß ihr Feuerkopf ihr das Leben süß machen möchte, und verließ diese guten Leute, um mir das alte Taurien etwas anzusehen.

*) Die Kleinrussen rasiren sich nur ungefähr bis zu ihrem sechszigsten Jahre, wenn die Haare anfangen weiß zu werden. Dann aber lassen sie sich in ihrem Gesichte wachsen, was und wo es wachsen will, und die Haare scheinen dann nachholen zu wollen, um was sie früher gekürzt wurden.

Die Krim.

„Es säuseln die Winde,
„Es rührt sich der Schiffer
„Geschwinde, geschwinde!
„Es theilt sich die Welle,
„Es naht sich die Ferne;
„Schon seh' ich das Land!“

Fahrt auf dem Pontus.

„Di — di — di — dites-moi, est ce qu'il n'y a personne, qui parle
„ici le français?“ — „Oui Monsieur, c'est moi, qui —“ „Mo — mo
„— mo — Monsieur, on ne me veut pas accepter!“ — „Mais où,
„Monsieur?“ — „Au ba-ba — bateau à vapeur!“

Die Polen scheinen alle nicht mehr so schlanke Redner zu sein, wie damals, wo sie die Familie Romanow entthronten. Es war ein junger Pole, der am schönen Odeßer Boulevard in die Canzlei des Grafen T..., des Gouverneurs dieser Stadt, stürzte. Die Polizei Peter's des Großen, des so getauften Dampffschiffs nämlich, das zwischen Odeßa und der Krim fährt, hatte ihn nicht zulassen wollen, weil sie etwas an seinem Passe auszufehen fand. Dasselbe war bei mir der Fall, und wir standen nun wie auf Kohlen in besagter Canzlei, den sorgenvollen Blick auf die Cabinetsthür des Gouverneurs geheftet und seinen Ausgang, wie der Sonne Aufgang, erwartend. Unser Platz auf dem Dampffschiffe war bezahlt, unsere Effecten an Bord. Draußen am Ufer braus'ten schon ungeduldig die wilden Dampfrösse, und unsere Uhren in der Tasche pickten bereits an dem letzten Viertel der zwölften Stunde, mit deren Ende der Peter unweigerlich in's Meer stechen wollte. Die gepriesene Krim lag wie das gelobte Land vor uns, das wir schon so lange gesucht hatten, und sie sollte uns nun noch, da wir sie schon sicher zu fassen glaubten, verloren gehen? Das Antichambriren ist überhaupt nur ein Lieblingsgeschäft der Hofleute. Aber unter solchen Umständen, wo der Verlust eines ganzen gelobten Landes bevorsteht, ist es eine Tantalusqual. Endlich

erschien doch noch unser Retter, der gütige Graf, und fügte unseren Pässen einen kleinen Zauberspruch hinzu, der uns denn auch noch eben zur rechten Zeit zu Kajüten-Passagieren des Dampfschiffs machte und uns den Reise-gefährten Peter's des Großen beigesellte.

Gemeinsames Unglück ist die Mutter der Freundschaft, und getheiltes Glück bekräftigt sie. Ich freute mich daher nicht wenig, für die Tatarei einen doppelt mir verbundenen Freund gefunden zu haben. Wir fanden das Deck so voll von gepudten Herren und Damen, wie ein Londoner Drawingroom bei einer Rout. Wir begriffen gar nicht, wo das Alles Platz finden wollte zum Essen, Schlafen und Seekranksein, als uns die ertönende Glocke der Abfahrt Aufschluß gab. Denn die Schiffspassagiere machten mit dem Ende den Anfang und nahmen Abschied von einander. Alle die Eleganten waren nur begleitende Freunde gewesen, die nun auf den Hafenuai zurücktraten. Es sonderete sich das Wahre vom Falschen, und die ächten Schiffspassagiere blieben in ihren einfachen Reisefleibern zurück, und als solche zeigten sich ein paar polnische Damen, ein ehemaliger Gouverneur einer russischen Provinz, Geheimrath und Senateur mit seiner Familie, deren Lehrer, Gouvernante und was sonst dazu gehört, ein paar russische Offiziere und noch mehr Nebenpersonen, zu denen auch wir und ein paar Engländer gehörten. Der Peter drehte sich noch eine geraume Zeit im Hafen an seinem Anker herum, und vieles Verspätete kam noch in kleinen Booten nachgesflogen, bis denn endlich die Ladung vollständig war und wir Angesichts der Stadt Odeffa in's Meer stachen.

Der Marschall Marmont, den wir auch bei uns hatten, in schwarzer und weißer Uniform, nämlich gedruckt, lobpreist in seiner Reisebeschreibung mit vielem Nebenaufwande die Lage von Odeffa und den Anblick, den es vom Meere aus gewährt. Wir verstanden nichts von seinen Phrasen. Denn wir begriffen nicht, wie man von dem Anblick einer Stadt sprechen kann, wo sich nur eine einzige Reihe von Häusern zeigt. Freilich gewährt Odeffa mehr als Riga, das sich ganz zwischen wogenden Sandhügeln verliert, auch mehr als Petersburg, welches im Sumpfe steckt, aus dem es erst herauswächst, wenn man mitten darin ist, auch sonst mehr als irgend eine russische Hafenstadt, Sewastopol und Reval ausgenommen. Allein dennoch scheint es nicht den geringsten Anspruch darauf zu machen, einen vielgereis'ten Marschall von Frankreich in Begeisterung zu setzen. Die Steppe ist freilich hoch, aber platt wie der Tisch, auf dem oben die Stadt in völliger Ebene liegt. Die Ufer sind schroff, kahl, baumlos und unbebaut, dabei ziemlich geradlinig und durch keine einschneidende Thäler oder Baien unterbrochen, die einen Blick in das Innere der Stadt gestatteten. Es fehlt also vor allen Dingen der Stadt Odeffa an der Hauptbedingung zur Darstellung eines guten Gemäldes, näm-

lich am Vorhandensein. Denn das Gemälde, das der Beschauer nicht sieht, ist für ihn so gut als nicht vorhanden. Das Einzige, was man auf dem Meere von Odeffa erblickt, ist die hübsche Reihe eleganter Häuser des Boulevards, die einförmigen Gebäude der Quarantäne und das hohe Ufer des Steppenplateaus. Von einer Einfassung und Umgebung der Stadt ist natürlich auch nicht die Rede, weder durch Berge, noch durch Bäume. Wir ließen sie daher ohne Bedauern im Rücken und schossen freudig in die wogende See hinaus, auf der sich die Morgennebel zerstreut hatten und die freundlichsten Sonnenstrahlen lachten.

Das Wetter war das schönste von der Welt, und Reiselust und Speiselust vereinigte bald Alles auf dem Deck zu einer angenehmen Mahlzeit, die wir, von den Haien und Delfinen beneidet, verzehrten. Die Fahrt von Odeffa nach der Krim ist nämlich zum Vortheil des Speisewirths gerade auf zwei Mittagsmahlzeiten berechnet. Kurz vor Mittag fährt man ab, und den anderen Tag einige Stunden nach Mittag kommt man an. Die Leute verdienen gutes Geld dabei. Denn es wird auch jedes Couvert bezahlt, welches man nicht benutzt, dagegen aber nicht den Passagieren, wie auf englischen Dampfschiffen, die Revange gegeben, auch hier und da Einiges zu fordern, was man nicht besonders bezahlt. Auch die Ueberfahrtspreise der russischen Dampfschiffe sind ungemein hoch. Von Odeffa bis Jalta, einem kleinen Hafen auf der Südküste der Krim, kaum 45 Meilen zahlt man 60 Rubel (18 preuß. Thaler). Die Kapitäne dieser Dampfschiffe sind Engländer, die Mannschaft Russen. Kenner loben sie nicht sehr. Doch ist der Peter der Große das beste und genügt gewiß den Ansprüchen eines Passagiers, der den Luxus und die Vollkommenheit eines Great-Western nicht kennt. Die Verbindungen Odeffa's mit der Krim werden durch ein alle 14 Tage abgehendes Schiff unterhalten, das verschiedene Punkte der Krim berührt, bis in den taurischen Bosphorus vordringt, dann ebenso wieder zurückkehrt und überall Waaren und Passagiere absetzt und einnimmt. Für die letzteren ist aber der Haupthafen Jalta, welches gerade in der Mitte der gepriesenen Südküste liegt.

Von allen Damen erhielt sich trotz der gelinden Schaukelungen nur eine aufrecht, die Schwester des ehemaligen Gouverneurs. Sie saß gesunden und blühenden Antlitzes, einen Strumpf strickend, wie eine Siegerin unter allen übrigen, die bereits mit gebrochenem Auge auf ihren respectiven Matragen umherlagen und kaum noch so viel Stimme hatten, um von den Herren dieß und jenes zu verlangen. Ich beschäftigte mich mehr mit der Siegerin, hielt ihr — nicht den Lorbeerkranz — ihr Strickgarn, das sie abwickelte, und zwirnte mit ihr den ganzen Abend einen ganz angenehmen Faden der Conversation. Wie weit doch Civilisation und Thee jetzt gehen! Auf dem alten un-

gaßlichen Pontus, mitten unter diesen wogenden Wellen und allen den unbekannten Ungethümen der Tiefe, Theegespräche über Das, was man in Paris und London denkt und thut.

Als endlich Alles sich niedergelegt hatte und ruhte, der Gouverneur, die Sonne, die Offiziere, die Siegerin, und nur die Sterne und die Wolken noch grelläugelten, nachtwandelte ich noch ein wenig auf dem Vorderthelle des Schiffs, blickte in das Geflimmer des spritzenden Kielschaums, sah im Schiffsbauche die feurige Maschine unermüdet und riesenkräftig arbeiten und hörte mit einem Worte nicht auf, mich unserer hübschen Reise, meines Daseins und der kühnen Erfindungen unserer Zeit zu freuen. Der Lehrer des Gouverneurs, ein Deutscher, war der Einzige, der diese herrliche Nacht mit mir theilte. Er hatte sonderbare Schicksale gehabt, wie die meisten Lehrer in Rußland. Eigentlich war er ein hannöverscher Edelmann, war als Philhellene nach Griechenland und von da über Konstantinopel nach Rußland gegangen, wo er als Lehrer mehr Beute gemacht hatte denn in Griechenland als Offizier. Daher beabsichtigte er denn auch jetzt, sich in der Krim anzukaufen. Er erzählte mir viel von dem Bombardement von Missolonghi. Allein ich war doch am Ende zu müde und schlummerte mitten unter dem besten Kanonendonner sanft und ruhig ein.

Man sieht, von Odessa kommend, keineswegs den Anfang der krim'schen Küste zunächst, sondern vielmehr die Mitte, deren hohe Berge am anderen Tage im Nebel des dämmernden Morgens vor uns lagen. Der Sonnenball schwebte blutroth über den Kaukasus hervor, als wäre es die Sonne des russischen Kriegsgotts, der jene Völker blutig umdräut. Je höher sie von Osten herauftauchte und je näher wir von Westen heraneilten, desto mehr entwickelte sich das unbestimmte Gemälde der Krim, und der englische Kapitän nannte uns die einzelnen Spizen. Endlich, endlich trat auch ganz am Fuße der Berge der herakleotische Chersones *) hervor, und auf seiner äußersten niedrigen Spitze der Leuchthurm, den die Russen dort erbaut haben. Vom alten Cherson blickt nichts herüber das, als was die schaffende Phantasie sich denkt. Denn seine Ruinen liegen allzusehr darnieder, und von allen Millionen Furchen, die seine Schiffe einst hier zogen, hat das Meer nicht eine Spur bewahrt. Das Meer ist so unhistorisch als möglich. Es mögen die wunderbarsten Dinge auf ihm passiren, es bleibt doch nicht die geringste Spur davon zurück, deren sich die Einbildungskraft bemächtigen könnte, um sich die Ereignisse zu vergegenwärtigen. Aber freilich thun die Menschen auch nichts dazu. Könnte man denn nicht auch auf den Schlachtfeldern und anderen be-

*) Chersonesus Trachea.

rühmten Puncten des Meeres Monumente erbauen, wie auf denen des Landes? Es ist sonderbar, daß dieß nie versucht worden ist. Wie ergreifend würde sich ein solches Monument mitten auf den Wogen ausnehmen! Etwa z. B. auf einer vor Anker gelegten Tonne oder einem Flosse ein hoher Mastbaum oder eine columna rostrata, verziert mit den Flaggen der kämpfenden Nationen.

Der Chersonesus Trachea ist ein vollkommen flaches Land, das sich nach seiner Spitze zu gegen Westen hin sehr allmählig wie eine schwach geneigte Tafel bis zum Niveau des Meeres herabneigt. Erst bei Balaklawa fängt das hohe Bergufer an. Die Zugvögel, die von Kleinasien im Frühlinge herüberkommen, ziehen von dort aus auf die Krim, weil dieß die kürzeste Ueberfahrt über den Pontus ist. Sie stoßen im Süden der Krim auf ein hohes Gebirge, welches sie umgehen. Ein Theil zieht nach Osten herum und gelangt durch die Defileen und tiefen Quertbäler, die in der Mitte beim Tschatir Dagh das Gebirge durchbrechen, in die Steppen, der andere Theil aber geht nach Westen über den niedrigen Chersones herum. Ihr Andrang ist hier im Frühlinge sehr groß, und sie beleben dann dieß sonst so todte und öde Tafelland angenehm. Das einsame Licht des Leuchthurms mag auch viele heranziehen, wenn sie müde über das Meer hinflüchten, denn es ist immer von ihnen umflattert. Wie zuweilen auf die Schiffe, so fallen auch auf ihn die matten Kraniche nieder oder stürmen auch geradezu mit ihren langen Schnäbeln durch die Fensterscheiben hindurch zu den Lampen hinan, so daß dieser Leuchthurm wegen der vielen von den Zugvögeln zerbrochenen Fensterscheiben einer der kostspieligsten wird.

Die Fahrt geht sehr nahe an ihm vorbei und dann immer dicht an der Küste der Krim hin. Doch wurde uns der Genuß derselben etwas verleidet. Kaum hatten wir die Spitze des Chersones umsteuert, so ließ der Kapitän die Hülfsegel einreiffen, und die Spitzen der Mastbäume abnehmen. Denn es erhob sich ein gewaltiger Wind, der sich sehr rasch in einen völligen Sturm verwandelte. An allen Vorgebirgen und Landspitzen sind die Winde, wie an den Straßenecken der Häuser immer stärker. Die See ging ungemein hoch, und die Wellen schlugen beständig über das Vordertheil des Schiffs herüber. Es war ein sogenannter weißer Sturm. Der Himmel war blau und die Sonne heiter. Diese weißen Stürme sind mir im Grunde des Herzens zuwider, wie die weißen Neger. Sie sind so unästhetisch wie eine Physiognomie, die auf der einen Seite eine freundliche, auf der anderen eine fauertöpfische Miene macht. Ein Sturm muß schwarz wie ein Mohr sein und auf donnernden Wolken einherfahren. Wenn man den Wolkenflug dabei sieht, so weiß man doch, warum es stürmt. Aber so ein süßsauerer Sturm bei la-

chendem Blau verdirbt in den unteren Regionen allen Genuß und giebt dafür oben nichts, was die Phantasie unterhält.

Der weiße Sturm nun warf fast Alles noch Seegesunde zu Boden, auch die kühne Strumpffstrickerin von gestern Abend, auch meinen stotternden Polen, auch den philhellenischen Pädagogen und vor Allen auch mich. Theils um meine erbärmliche Physiognomie den Anderen zu entziehen, theils aber auch um meine Wißbegierde, die einzige Leidenschaft, die auch selbst im Todes-schiffbruche bei mir noch siegend bis zum letzten Augenblicke oben flattern wird, zu befriedigen, hing ich meinen schwachen Leib über die Brustwehr des Mitteldecks und blieb den ganzen Tag, an dem wir mit dem Sturme kämpften, in dieser Lage. Ein Deutscher, welcher Gärtner auf einem Gute des Kaisers an der Südküste war, lag bei mir und deutete mir die Bilder, die an uns vorüberflogen.

Die Südküste (russisch „juschnoi bereg“) ist ein aus dem ganzen übrigen Verbande der taurischen Halbinsel ganz und gar gesondertes Glied, das für sich ein eigenthümliches Ganze bildet, in Bezug sowohl auf die klimatischen als auf die Populationsverhältnisse. Die Berge der Krim steigen von Norden her nach Süden hin allmählig auf, fallen aber dann gegen das Meer plötzlich und schnell hinab, so daß also die höchsten Erhebungen alle dicht an die Küste kommen. Die geneigte Fläche nun vom niedrigen Uferlande bis zum hohen Rande der Berge kommt dadurch in ganz eigenthümliche Verhältnisse. Sie ist gegen alle rauhen Einflüsse von Norden her geschützt und liegt dagegen allen milden Winden, die von Süden über's Meer heranwehen, offen. Sie hat aus dieser Ursache ein besonders mildes Klima, welches das Gedeihen des Weins, der Oliven, des Lorbeers, der Granaten, der Cyressen, kurz aller der Pflanzen des mittelitalischen Himmelstrichs erlaubt. Diese Verhältnisse haben daher auch diesen südlichen Küstenstrich von jeher zum Schauplaze eines besonders thätigen Anbaues gemacht und vor Allem immer die Fremden gelockt, so früher die Griechen und Genueser, so jetzt die Russen. Die schroffen Bergmauern mit ihren bis 4000 Fuß hohen Felsenspitzen und langen begrasten Erhebungsrücken schieden immer die Bevölkerung der Südküste scharf ab von der des Inneren, und während auf der Südküste Griechen, Italiener, Türken und Russen siedelten und sich mit der dortigen Bevölkerung mischten, trieben oben die Urstämme des Inneren ihre Herden bis nahe an den Rand des Gebirges hinan. Die Südküste trennte sich so immer als besonderes geographisches Glied von der übrigen Krim, unter eigenem Namen und eigener Herrschaft. Gewöhnlich wurde sie von Sembalo oder Cherson aus beherrscht, während das Innere bis zum Rande der Berge unter Gothen, Alanen, Tataren u. s. w. stand. Die Griechen nannten sie „Kastra“, oder auch „ta kastra tohn klimatohn.“ Jetzt sagen die Russen

einfach „die Südküste.“ Doch hat das Wort einen ganz besonderen Gebrauch, der deutlich zeigt, wie genau auch die Russen die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landstrichs in's Auge gefaßt haben. Man spricht immer „juschnoi bereg,“ als wolle man damit ein ganz apartes Land bezeichnen. So sagt man z. B. im Inneren Rußlands, in Moskau, der Ukraine u. s. w.: „diese Weine sind von der Südküste,“ ohne näher zu bezeichnen, daß man die krim'sche Südküste meine. Der Name ist nur auf einen sehr engen Raum beschränkt. Denn während man bei einem geographischen Ueberblicke der Krim, das ganze Ufer von Balaklawa bis zum Bosphorus Südküste nennen würde, wird von den Russen nur das kleine Stück von Balaklawa bis zum Defilee bei'm Tschatir-Dagh, bis Alushta, damit bezeichnet. Nur dieß Stückchen hat alle die köstlichen Eigenschaften, die dem „juschnoi bereg“ zugeschrieben werden. Weiter nach Sudak, dem alten berühmten Soldaja des Marco Polo und nach Feodosia wird schon Alles nördlicher, die Berge niedriger und die Verhältnisse ganz anders.

Das Erste, was man, vom chersonitischen Pharus kommend, nach dem Vorüberstreichen einer langen öden Küste erblickt, ist gleich Etwas, was auch wohl einen Seekranken ermuntern kann. Das Andenken an die holde Iphigenie nämlich, die wohlthätige Retterin der fremden Gäste, begrüßt hier den Fremdling. Ein russisches Kloster des heiligen Gregorius hat sich gerade da in den Felsen eingemistet, wo früher der Tempel der Diana stand, in dem Iphigenie den Dienst der Priesterin versah. Das Vorgebirge, nach dessen Umseglung man das Kloster entdeckt, ist das alte „Vorgebirge der Jungfrau“ (Parthenion) und auf ihm lag später der Tempel des Orestes (Oresteion). Ach welch' süße Erinnerungen aus der Jugendzeit! Wem sollte es einfallen, an der Wahrheit von dem Allen zu zweifeln! Darnach durchschneidet man die Bucht von Balaklawa, von dem nur die alten genuesischen Burgruinen sichtbar sind. Alsdann beginnen die hohen Berge und die gepriesene Südküste, die anfangs sehr wild ist und noch jetzt zuweilen durch nicht unbedeutende Bergstürze den Anbau an ihrem Abhange gefährdet. Im Großen und Ganzen genommen und aus der Ferne vom Schiffe aus betrachtet, ist der Anblick dieses Abhanges einförmig und nicht mit den Abhängen anderer Gebirgsmauern zu vergleichen, weder mit dem der Alpen nach Italien, noch auch mit dem der Pyrenäen nach Frankreich zu. Denn der Wall der krim'schen Berge ist dazu nicht großartig genug variirt und gebrochen, nicht mit bedeutenden Thälern und Schluchten und tief eindringenden Baien durchschnitten, nicht mit großen Waldmassen geschmückt, die grauen kahlen Felsenpartien sind zu überwiegend. Im Winter freilich muß es anders sein, da dann noch die zierende Farbe des Schnees hinzukommt, der die Berge oben weiß randirt

und dem Felsengrau einen Theil seines Gebietes nimmt. So ist es im Ganzen und Großen, wodurch denn freilich nicht ausgeschlossen wird, daß nicht den Spaziergänger an der Küste, der Alles nahe und en détail sieht, viele einzelne Parteen entzücken könnten.

Es folgt Simeis, das Alupka des Grafen Woronzow, das Miskhor der Marischkins, das obere Dreanda des Grafen Witt, das untere Dreanda des Kaisers, das Livadia des Grafen Potocki, lauter in verschiedenem Geschmack gebaute Landhäuser, die unter Cypressen-, Walnuß- und Maulbeerbäumen nisten, mit Weingärten umgeben, und endlich dann nach vielem Schaukeln und Leiden — die ersehnte Bai von Jalta selbst.

J a l t a .

Unter diesen
Vorbeerbüschen,
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen
Unseres Lebens zu genießen.

Diese Bai macht die einzige Ausnahme von jener Einförmigkeit der Südküste im Großen. Denn sie zieht sich einigermassen tief zurück und setzt sich dabei noch in's Innere des Landes durch zwei kleine reizende Thäler fort. In diesen Thälern und rund umher ist Alles stark bewaldet. Die Berge haben verschiedene Formen, die Thäler sind voll Anbau, tatarische, griechische Dörfer und Landhäuser ziehen sich bis tief in die Berge hinein, und ganz unten hart an der Meeresbrandung liegt der freundliche kleine Ort Jalta. Es ist entschieden der schönste Punct der Küste und dabei der einzige Platz, der schon von der Natur zur Anlage einer kleinen Stadt bestimmt war, die an allen übrigen Stellen der Küste unmöglich ist. Auch in alten Zeiten war daher hier schon ein Städtchen, das in allen barbarischen Perioden der Reim zerstört wurde und in den Jahrhunderten des blühenden Handels wieder auflebte unter den Namen Djialita, Jalita, Jalty, jetzt Jalta. Der Ort ist ganz mit Recht zur Hauptstation des Dampfschiffs und zum Centrum des ganzen Verkehrs der Südküste gemacht und daher auch im vorigen Sommer vom Grafen Woronzow zu dem Range einer Stadt erhoben worden. Es sind lauter neue Häuser, und das ganze Städtchen ist so appetitlich und dabei so klein und niedlich, daß man es einem Kinde am Weihnachtsabend zum Spielzeug schenken könnte. Drei Wirthshäuser, ein Zollhaus, ein paar hübsche Kaufläden, eine kleine Apotheke mit zwei Cypressen vor der Thür, vorn ein kleiner Quai, ein zwei Ellen langer Hafendamm und hinten sogar zwei Gäßchen, auf dem Berge ein Posthaus und ein Kirchlein. Voilà Jalta!

„Oui! voilà Ja — Ja — Ja — Jalta! C'est heureux! Mais quel malheur, qu'on ne peut pas aborder tout près! O Dieu! je mourirai, en passant le port“, sagte mein kranker polnischer Freund. Wir erfuhren nämlich zu unserem Verdruss, daß man mit dem Dampfschiffe nicht bis nahe an's Ufer kommen konnte, weil eine hohe Bank den Hafen verbarricadirt. Da mußte man nun noch im Angesichte des rettenden Landes eine ganze Weile vor Anker liegen, vom Sturme, dem ekelhaften weißen Neger, geschaukelt, bis die kleinen Boote ankamen. Nun die Reiferei um die Boote, die Schleperei der lieben Reisesiebensachen, am Ende sogar noch die Artigkeiten, die man, wie ein Betrunkener taumelnd, den Damen machen mußte, um sie vor allen Dingen zuerst zu erlösen. Das war ein Leiden und eine Pein! Endlich bekamen wir doch auch ein Boot fest. Unsere Effecten plumpten hinein und wir nach. Das Boot tänzte wie eine Meerjungfer im Oberon, und die Schiffer hatten kein Erbarmen, aber noch tausenderlei Geschäfte. Wir revoltirten endlich wie verzweifelte Mohrensklaven, ergriffen die Ruder selber und befahlen, an's Land zu fahren. Am Quai hörte man von allen Seiten her nur Verwünschungen des Meeres, das uns diesen Streich gespielt, und Beteuerungen, sich nie wieder Peter dem Großen anzuvertrauen. Die Einen beschloßen, ihre Equipage aus Odessa sich nachkommen zu lassen und durch die Steppen zurückzukehren. Die Anderen wollten sogar lieber mit russischer Extrapost sich 5 Tage zu Lande herumstoßen lassen, um nur dieß eintägige Geschaukel zu vermeiden. Ich war gleich neugierig, ob wir unsere Versicherungen besser in Erfüllung bringen würden als der Horazische Schiffer.

Ich hatte auf dem Dampfschiffe die Bekanntschaft zweier jungen Russen aus Petersburg gemacht, mit denen mich ein Zufall auch in dasselbe Boot warf und ebenso ein zweiter Zufall in dasselbe Wirthshaus. Wir nahmen dieß für ein Zeichen des Schicksals, daß wir zusammen bleiben sollten, und da unsere Pläne so ziemlich übereinstimmten und wir von beiden Seiten die Rundreise in der Krim in 8 Tagen abzumachen wünschten, um mit dem vom taurischen Bosporus rückkehrenden „Peter dem Großen“ wieder nach Odessa abzugehen, so associirten wir uns zu diesem Zwecke und beschloßen, am morgenden Tage mitssammen uns aufzumachen.

Ich für meinen Theil konnte aber mit der Tatarei nicht so lange warten, und nachdem wir uns ein Bißchen im Wirthshause eingerichtet hatten, schwang ich mich auf ein kleines Roß und begab mich auf die Tataren-Jagd. Freilich giebt's auch in Jalta Tataren. Allein mich trieb's, sie in ihren Bergen selber aufzusuchen. Ich ritt so weit in's Thal hinein, als ich konnte, voll Freude über das neue Land, das ich gefunden, und in der That, man bekommt durch alle Beschreibungen der Reisenden so schwache Vorstellungen

von den Ländern, daß der Anblick der Wirklichkeit immer gerade so überraschend ist wie eine neue Entdeckung. Der Weg führte durch Obstgärten, in denen Quellen rieselten, durch hübsche Nußwälder und dann und wann durch einen kleinen Bergfluß hin, der mir hier und da in die Quere kam. Mit Freuden theilte ich an alle Männer, die mir begegneten, mein „Salem Aleikum“ aus, und mit Entzücken stieg ich ab, um einem kleinen Tatarenmädchen ihre schweren Reisbündel auf den Rücken heben zu helfen, die sie einen Berg hinan trug, und betastete mir dabei ihre Kleider. Die eleganten Landhäuser der russischen Generale und Fürsten ließ ich zur Seite liegen und eilte einem tatarischen Dörfchen zu, das sich an einem vorspringenden Berge höchst malerisch in einer Menge von Terrassen hinaufstempelte. Die Moschee des Dorfs lag unten in Büschen und hohen Wallnußbäumen versteckt. Ich sah eine Menge alter Tataren und auch ein paar junge um sie herumsitzen und redete auf Russisch in den Haufen hinein, hoffend, daß irgendwo in einem Ohre meine Rede Feuer fangen würde. Ich hatte mich nicht geirrt. Ein junger hübscher Tatar trat hervor und fragte, was ich wünschte, er heiße Ismaël, und da ich ihn bat, er möchte mich in sein Dorf und insbesondere in sein Haus führen, hüpfte er gleich gefällig voran und zeigte mir den Weg. Diese aufmerksame Gefälligkeit habe ich später durchweg bei den Tataren wieder gefunden. Sie springen überall hülfreich herbei, wo sie sehen, daß es nöthig ist. So setzte ich mich später auf unserer Rundreise einmal auf das platte Dach einer Tatarenwohnung, auf dem mehrere Leute arbeiteten. Meine Reisegefährten waren zurückgeblieben, und sie erwartend, las ich mir die Dornen, Blätter und Pflanzenstielchen ab, die bei'm Gehen durch die Gebüsch in den Kleidern stecken geblieben. Gleich trat einer von den Tataren herzu und half mir unter lauter freundlichen Pantomimen die Dornen ablesen, besah auch meine Hände und schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „in den Händen stecken dir doch keine Dornen?“ Ein andermal ritt ich unvorsichtig einen Berg ziemlich rasch hinan, ohne zu bemerken, daß ich gerade mit der Nase auf einen dicken Baumaast zuritt, der mir ohne Zweifel äußerst unbarmherzig über's ganze Gesicht hingefahren wäre, wenn mich nicht ein vorübergehender Tatar bemerkt hätte, der noch gerade zur rechten Zeit meinem Pferde rasch in den Zügel griff. Er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „das hätte schlimm werden können.“ Ich dankte ihm für die Erhaltung meiner Schönheit so freundlich, als ich es mit Pantomimen konnte. Tausend kleiner Aufmerksamkeiten hat man sich im Tatarenlande zu erfreuen, die aber gerade eben durch ihre Unbedeutenheit die Feinheit des Zartgefühls dieses Volks bekrundeten.

„Derikoi“, so hieß das Dorf, das wir erklommen, ist sehr malerisch

gelegen, und ich fand später alle Tatarendörfer so. Die Häuser liegen zerstreut durcheinander, aber doch nicht in sehr weiten Entfernungen. Denn da ihre Dächer zum Theil die Stelle des Gehöftes vertreten, so ist nicht viel Platz um die Häuser herum nöthig. Sie sind alle sehr niedrig und stoßen auf der einen Seite mit dem Dache ganz in den Berg hinein, so daß man unmittelbar vom Wege auf das Dach hinauftritt. Dünne Baumstämme, als Säulen, tragen das hervortretende Dach. Glasfenster haben sie nicht und daher vor den Fensteröffnungen bloße Klappen. Das sieht freilich unfreundlich aus; es ist, als wenn die Augen fehlten. Nur zuweilen bohren sie ein Loch in die Wand und kleben eine Glascherbe mit Lehm hinein.

Die Dächer sind sehr groß und völlig platt. Sie sind mit Erde und kleinen Steinchen beworfen, welche man mit einem eigenen Instrumente, einer Art von Walze, die immer oben auf dem Dache liegt, ebnet und befestigt. Bei jedem Hause stehen ein paar alte Feigen-, Maulbeer- und Wallnußbäume, lauter Gewächse, die vor den Obstbäumen unserer Dörfer den Vorzug haben, daß sie unvergleichlich viel malerischer sind, und vor den Eichen den, daß sie Frucht tragen, welche letztere Eigenschaft in den Augen eines so eßlustigen Wesens, wie der Mensch ist, einen eigenthümlichen Liebreiz über die Bäume verbreitet. Die Maulbeeren waren gerade reif, und als wir bei Ismaël's Hause anlangten, lud er mich gleich dazu ein, die Landesfrucht zu versuchen, die mir denn auch köstlich mundete, da sie hier zu einer besonderen Größe gedeiht. Welch Glück für die Kinder Deutschlands, daß diese großen Bäume mit der süßen Bluthfrucht dort nicht wachsen! Sie würden alle Tage etwas auf die Finger bekommen für beschmutzte Hände und Flecke im Hemdskragen.

Vor dem Hause saß Ismaël's Schwester, deren Namen ich vergessen. Sie saß auf einem höchst einfachen Webstuhle an einer „Mamara“ oder Binde, welche die Frauen um den Kopf wickeln. Sie zog sich gleich zurück, als wir kamen. Ich wollte ihr nachfolgen, um ein wenig das Innere des Hauses zu besuchen. Allein das gab Ismaël nicht zu. Er sagte, es wäre ganz schmutzig und häßlich darin, er wollte mich aber in ein besseres Zimmer, in ihre Gaststube, führen, da wäre Alles fein, wenn nur sein Bruder käme, der hätte den Schlüssel dazu, und damit stieg er auf's Dach des Hauses und guckte auf allen Dächern herum, ob nicht sein Bruder auf einem säße. Die Dächer haben durch ihre Gestalt bei den Tataren natürlich eine ganz andere Bedeutung gewonnen als bei uns. Vor allen Dingen dienen sie als Trockenhöden, und immer sieht man Wäsche, Früchte, Backwerk oder Korn auf ihnen zum Trocknen ausgebreitet. Alsdann vereinigen sich die Leute auf ihnen zu allerlei Arbeiten und Conversationen, und die Menschen machen sich daher in den tatarischen Dörfern Visiten auf dieselbe Weise, wie bei uns die Ragen.

Nichts ist amüsanter, als von einem hochgelegenen Hause aus die verschiedenen Gruppen auf den Dächern zu betrachten.

Ich fand natürlich in Ismaëls Dorfe, in dieser ganz neuerdings erst acquirirten Domaine meiner Forschungen, so Vielerlei zu sehen und zu untersuchen, — was ich unmöglich Alles wiedererzählen kann, ohne meinen Lesern eben so viel Geduld zuzutrauen, als meiner Natur beivohnt, — daß der späte Abend schon auf uns herabfiel und der letzte Ruf des Muezzin *) zu uns heraufstieg: „Haje allal salat we! haje allal seläh!“ (Kommt, ihr Männer, zum Gebet! Kommt, ihr Männer, zum frommen Werke!) Nun stiegen die Männer überall von den Dächern und den Häusern herunter, und schlipp — schlapp — schlur ging es in gelben Pantoffeln zur Moschee hinab.

Auf dem Heimwege hörte ich in dem hinteren Gäßchen von Talta, wo meistens Tataren wohnen, aus einem Krämerladen einen eigenthümlichen Gesang erschallen. Da derselbe von Tataren ausging, so band ich mein Pferd vor der Thüre an und trat hinein, um mich dem Sänger als Zuhörer anzubieten. Ich traf hier zwei Tataren, einen Armenier und einen sehr hübschen Kerl mit einem ziemlich schwarzen Schnauzbarte, beisammen. Alle trugen Bärte und sahen eher wie Krieger als wie Kaufleute aus. Ach wie sehen unsere kleinen, bestäubten, geblästen und gerunzelten Tütendreher gegen solche Krämer aus! Der hübsche junge Kerl war ein Escherkessé aus der Kabarda. In seinem vierten Jahre war er mit seinen Aeltern von Russen eingefangen worden und seit der Zeit bei ihnen verblieben. Doch schien er sich an die Tataren als an das verwandtere Volk mehr anzuschließen. Ich bat sie, mir einige tatarische Lieder zu singen, und sie thaten es ohne Ziererei, nachdem sie noch einen anderen Tataren aus der Nachbarschaft geholt, von welchem sie sagten, daß er der beste Sänger unter ihnen sei. Ich erkundigte mich immer nach dem Inhalte der Lieder. Die meisten handelten natürlich von der Liebe. Amor ist und bleibt nun einmal überall der geschickteste Gehülfe Apollo's. Viele waren aber auch zu meiner großen Ueberraschung historischen Inhaltes, denn ich hatte nichts weniger vermuthet, als bei den Tataren eine poetische Tradirung ihrer Geschichte zu finden. Das eine handelte von Krim = Gerei, dem letzten ausgezeichneten Chane der Krim, dem Freunde des bekannten französischen Gesandten Baron de Tott, ein anderes von einem anderen Chane, Dewlet = Gerei, ein drittes von dem Uebergange der Krim an die Russen, ein viertes gar von der Einnahme Kasan's. Weniger entzückt konnte ich von den Melodieen der Lieder sein, denn für unser Ohr war sehr wenig Reizendes darin. Indefß mußte es für die Tataren hübsch klingen, nach der wohl-

*) Andere schreiben Muezzin.

gefälligen und affectirten Manier zu schließen, mit der sie die Sachen vortrugen und anhörten. Doch war für mich Alles zu interessant, um nicht bis spät in die Nacht auf meiner Keffelkiste sitzen zu bleiben, auf der ich Posto gefaßt, mit diesen Leuten tausenderlei Dinge abhandelnd und besprechend.

Früh Morgens um 7 Uhr sprengten wir des anderen Tages, die Kasse gerüstet, gesattelt, gepackt und aufgeäumt, in die Berge hinein, um unseren achttägigen Streifzug in die Krim zu beginnen. An den Fenstern und auf den Balcons sahen wir hier und da noch einige unserer Dampfsschiffgeführten beim Morgenkaffee, die sich über unsere Raschheit wunderten, und unter ihren Glückwünschen galoppirten wir den Weg hinauf, der, immer in der Mitte der hohen Bergküste sich haltend, nach Osten zum alten genuesischen Ausfichta führte, das wir uns zur heutigen Nachtstation ansehen hatten. Von da wollten wir über den Ischatir-Dagh, den mächtigsten Berg der Krim, nach Simpheropol, der jetzigen Hauptstadt, über Baktischisarai, der ehemaligen Residenz, nach Sewastopol, der heutigen Herrin des schwarzen Meeres, zu den Ruinen von Cherson, Sewastopol's alter Vorgängerin in der Seeherrschaft, nach dem „Cembalo“ Marco Polo's, und an dem westlichen Theile der Südküste nach Jalta zurück. So war unser Plan.

Unsere Gesellschaft und unser Aufzug waren folgendermaßen gestaltet: meine beiden Petersburger Reisegefährten, ein angenehmes Brüderpaar, mit ihrem kleinen, blauäugigen Bedienten, der einstweilen noch als Gänschen mit den Gebietern seiner Seele *) in die Welt hinausflatterte, aber gewiß nicht als Gänserich einst wieder heimkehren wird, seine schlauen Augen bürgten dafür, — alsdann ein Grieche aus Sinope in Kleinasien, welcher in der für die Griechen so betrübten Zeit des Freiheitskrieges mit seiner Mutter auf russisches Gebiet herübergeflüchtet und sich längst aus einem Gänschen, wenn er es je gewesen war, in einen bedeutenden Fuchs verwandelt hatte, — ferner ein tatarischer Reitknecht, den man von Station zu Station mit bekommt, damit er die Pferde wieder zurückführe, — und endlich ein kleiner, höckeriger Schimmel mit meiner Wenigkeit.

Man kann allerdings stellenweise mit Wagen in der Krim reisen, denn die Russen arbeiten in mehreren Richtungen an Chausséen, die hier und da schon fertig sind, so namentlich von Jalta bis Simpheropol. Allein da, wo es seitwärts etwas zu sehen giebt, zieht man doch das Reiten vor, womit man überall durchkommt, weil die tatarischen Pferde das Klettern verstehen wie die Ziegen. Es sind gewisse Dörfer zu Stationen bestimmt, wo der Dnbaschi **) dem Vorzeiger eines in tatarischer Sprache geschriebenen Fer-

*) Bekanntlich nennt man die Leibeigenen in Rußland „Seelen.“

**) Dorfschutze.

mans die darin benannte Anzahl von Pferden zu liefern verpflichtet ist. Man bekommt allerlei kleine Krüppel, aus denen sich Jeder das Beste herausucht, darauf ein hölzernes Gestell von Sattel, auf das man so viele Riemen hinaufbindet, als man für seine Bequemlichkeit mit sich führt. Die ganze Equipage ist freilich nicht sehr brillant, doch bequemen sich auch die vornehmsten russischen Damen dazu, die, wie es die Mode mit sich bringt, in den krim'schen Bergen herumirren wollen. Für die Effecten und ein wenig Proviant muß man sich mit solchen Doppelsäcken versehen, wie sie die Tataren aus einem groben Wollenzeuge recht hübsch und zweckmäßig verfertigen. Man wirft sie dem Pferde über den Nacken und befestigt sie an dem Holzgestelle des Sattels. Wer für die kleinen Säcke zu viele Effecten hat, der bindet sich auch hinten noch ein Paquet auf. So sieht man denn ziemlich aus, als wolle man einen Mülleresel mit Getreide zur Mühle führen; doch nur so lange, als es Schritt geht. Denn wenn man mit den unermüdblichen Pferdchen bergauf und bergab galoppirt, vergißt man den Esel ganz und denkt eher an Nachkommenschaft des Pegasus. Die kleinen, bunten Säcke greifen und fliegen zu den Seiten auseinander, als wären sie die Ansätze der wachsenden Flügel.

Auf dem Wege nach A l u s c h t a reihet sich nun ein reizendes Gut an das andere, mit hübschen Gebäuden der Besitzer, mit Wein- und Obstgärten, mit belaubten Bergabhängen, Felsenpartieen und Aussichten auf das Meer geziert. Zuerst erblickt man im Thale von Zalta eine Menge minder namhafte, dann weiterhin aber berühmte; das hoch in den Bergen liegende „Mar sanda“, das die jetzt verstorbene Gräfin Brannicka, die reichste Polin dieser Lage, an den jungen Grafen Woronzow schenkte, darauf „M a g a r a t s c h“, ein noch vor acht Jahren wüstes Thal, das aber von der Regierung, in eine Menge kleiner Parzellen getheilt, an Liebhaber stückweise verkauft wurde und nun mit vielen kleinen, malerischen Anlagen und Landhäusern besät ist.

„N i k i t a“, ein vor 30 Jahren von der Krone angelegter Pflanzgarten, der alle möglichen Bäume und Gewächse, die auf der Küste gedeihen und allenfalls hier eingeführt werden könnten, erzieht und verhandelt, Cypressen, Oliven, Lorbeeren, über 300 Arten von Weinreben aus allen Weltgegenden, Kapernsträucher, Erdbeerbäume und Blumen von den verschiedensten Species. Der deutsche Gärtner, den wir dort trafen, erquickte uns mit ein paar herrlichen Birnen und zeigte uns in der niedrigen Gegend des Gartens am Meere eine kleine historische Merkwürdigkeit, eine Pflanzenruine. Es waren die alten, vermoderten Stümpfe von Olivenbäumen, die zum Theil kaum noch aus der Erde hervorguckten, wahrscheinlich ein Olivengarten, noch von genuessischen Händen gepflanzt. Die Bäume standen alle in ziemlich gleichen Entfernungen auseinander. Einige waren von ungemein großem

Umfange, einige trieben noch ein paar grüne Zweige, wie hier und da ein Greisenhaupt eine Locke. Die Olivenbäume werden bekanntlich sehr alt, und über diese konnte schon manches Zeitalter hinweggegangen sein.

„Artek“, ein tatarisches Dorf, wie man versichert, das alte „Herz-trost“ (Kardiatrikon) der Griechen.

Dann der „Ayoudagh“ (der Bärenberg), der mit ganz rundlichem Rücken, dessen Höhe in richtigem Verhältnisse zur Länge steht, wie ein Bär in's Meer hinausläuft. Vor ihm liegen noch zwei große Felsstücke im Wasser, als wären es seine Zungen. Die Umgebungen und kleinen Baien, welche diese Felsenbären bilden, sind reizend. In der Ecke auf seiner einen Lende liegt das Dorf Yursuff, mit einem äußerst elegant eingerichteten Gebäude eines russischen Herrn, an der anderen Seite das Dorf „Parthenit“ oder, wie unser Griechen gewöhnlich sagte, „Parthenika“, was wieder an eine griechische Jungfrau erinnert.

Ueberhaupt sind die meisten Namen an der Südküste tatarisirte griechische oder italienische Wörter, so die der Berge „Li Peti“, „Li Eli“, „Li Todor“, Verstümmelungen des griechischen Wortes „hagios“ (heilig), mit dem Beisatz Peter, oder Elias, oder Theodor, so die Besingung des Grafen Woronzow „Li Danil“ (heiliger Daniel), so „Nikita“, „Dreanda“, „Livadia“, „Parthenit“ und andere Namen.

In „Yursuff“ fanden wir wieder einen deutschen Gärtner, einen sehr ruhigen und heiteraugigen Mann, der den Garten so heimlich und freundlich gestaltet hatte, wie der Geschmack seines reichen Principals das Innere des Wohnhauses elegant und prächtig. Man hätte im Inneren des Hauses eher gedacht, sich in einem der ersten Hôtels von Petersburg zu befinden als in der Tatarei, und Alles war à quatre épingles bis auf die geringsten Zierathen vollkommen, obgleich die Herrschaft viele hundert Werste entfernt war. Diese Luxusgebäude an den Krim'schen Küsten kosten den Großen ein enormes Geld. Einige verzehren einen jährlichen Zuschuß von 50,000 bis 100,000 Rubeln. Aber wie verschwenderisch verfahren sie dann auch! So dachte es sich der Besitzer von Yursuff recht hübsch, eine eigene Fischerei in seiner Bai zu haben. Er verschrieb sich dazu einen Fischer aus Malta, dem er natürlich einen ungeheueren Sold versprechen mußte. Allein er dachte, wie denn die Russen gutmüthig genug sind, allen Ausländern gleich Wunderdinge zuzutrauen, der Malteser würde ihm das halbe Meer ausfischen und Gott weiß welche kostbare Braten herausbringen. Nege, elegante Boote wurden versfertigt, Alles nach Angabe des Maltesers, der sich indeß redlich pflegte. Endlich wurden die Nege ausgeworfen. Aber kein Fisch ging hinein. Der Malteser sagte, es läge an den neuen Nege, er müsse ein gewisses

Kraut haben, um die Neze mit dessen Säfte zu beschmieren, der die Fische anlocke. Er konnte das Kraut aber nur auf Maltesisch nennen. Die ganze Haus- und Gartenmannschaft mußte seine Beschreibung dieses Krautes anhören, einstudiren, und die ganze Umgegend wurde durchsucht, um das Zauberkraut aufzufinden. Endlich fand man eins, welches der Fischer für's rechte hielt. Er bestrich die Neze, warf sie aus und zog sie gefüllt — mit Meergras wieder heraus. Er sagte, es müsse wohl eine andere Art von Kraut gewesen sein. „Um Gottes willen, so gieb doch nur ein paar Fische in den Topf, damit wir doch sagen können, daß wir Fische aus unserer eigenen Bai „speis'ten.“ Endlich brachte der Malteser, der nichts von der krim'schen Fischerei verstand, ein paar junge Haifische, oder ich weiß nicht, welche andere widerliche Sorte, die den Gaumen seines Herrn so sehr revoltirte, daß derselbe ihm sogleich seinen Abschied gab, nachdem ihm der Spaß einige tausend Rubel gekostet hatte. — Wir fanden Vursuff so reizend, daß es uns schwer wurde, wieder auf unsere Satteltischen zu kommen.

Auf dem Haupte des hohen Elias soll es in gewissen Schluchten und Löchern den ganzen Sommer über Schnee geben. Diese Löcher sind die Brunnen der Tschabans (Schafhirten) auf den Bergalpen, aus denen sie den Schnee zum Trinken schöpfen.

Das war denn viel Abwechslung, viel Anmuth und Schönheit, aber auch viel Leiden und Plage. Denn die Sonne war unbarmherzig, und das beständige Auf- und Abtragen eine Plage, die unseren Leib bedeutend mitsahm. Wir milchten einen Maulbeerbaum nach dem anderen und aßen die Brombeersträucher unterwegs wie die Raupen ab. In den tatarischen Dörfern aßen und tranken wir alles Saftige, Obst und Milch, durch einander, ganz uneingedenk aller Odeßa'schen Warnungen, vor den Früchten der Krim auf der Hut zu sein, an denen das Gift des Fiebers kleebe. Während wir oben lechzten und verbrannten, lag uns immer zur Seite der schöne Kühlungsbrunnen des blauen Meeres, der für so viele Millionen Wesen labende Frische enthielt. Konnten sich denn nicht aus ihm einige erquickliche Lüftchen für die Berge erheben! Aber unthätig und egoistisch lag er da, alle seine Labesätze vergrabend, und keine Nereide erhob sich, mit kühlendem Rüsse uns zu erfrischen. So sind doch die Güter überall ungleich vertheilt, und der Mensch muß im Schweiß seines Angesichtes nicht bloß seinen Acker pflügen, sondern auch seine Freuden genießen — wenigstens der reisende Mensch.

In Parthenit thaten wir Gewalt und Unrecht. Da man uns erklärte, daß nicht Pferde genug auf der Station vorhanden seien, so wollten wir die mitgebrachten noch weiter nehmen. Dieß wollte aber der Tatarenbursche, der uns bis dahin begleitet hatte, nicht zugeben, weil er dazu keine Befugniß

habe und die Pferde übermüde seien. Wir sagten aber, er sollte schweigen, und ritten vor. Da fiel er, Thränen vergießend, uns in die Bügel und hing sich schreiend an die Pferde. Sogleich sprang unser Grieche herbei und gebrauchte seinen Kantschu dermaßen, daß der Tatar — in ein lautes Gebrüll ausbrach? meint man, — nein, daß er ganz still wurde, die Thränen trocknete und zufrieden hinter uns hertrabte.

Dieser und anderer Aufenthalt war daran Schuld, daß uns die Nacht unterwegs überraschte und wir Aluscht a nicht mehr erreichten. Wir hatten schon in Salta von dem gastfreien, alten General Borosdin gehört, der seit vielen Jahren hier an der krim'schen Küste lebt und sich ein Vergnügen daraus macht, die vorüberreisenden Gäste bei sich zu bewirthen. Sein Gut liegt etwas niedrig, in der Nähe des Ufers, und er soll untröstlicher als ein Gastwirth darüber sein, daß die neue Landstraße so hoch über seinem Hause wegführt, und ihm daher nicht mehr so viele Fremde zuströmen. Da uns die Tataren ein Landgut als das des Generals Borosdin bezeichneten, so ritten wir darauf zu, in der Hoffnung, dem alten, gastfreien Manne eine freudige Ueberraschung mit unserem Besuche zu bereiten. Allein wir kamen nicht in das rechte Quartier, sondern zu dem Bruder des Fremdenpflegers, auch einem General Borosdin, der nur zu Zeiten hier an der Küste wohnt und in dessen Häusern wir jetzt blos seine Verwalter, Gärtner, Architekten u. s. w. fanden. Da es zu spät war, wieder umzukehren, so beschloßen wir, auf irgend eine Weise uns hier einzuschmuggeln.

Wir ritten daher zu einem offenen Fenster hinan, aus dem Licht hervorschimmete, und wünschten vom Pferde herab der alten Französin, die darin strickend neben ihrem Ehegemahle saß, ein „Bon soir, Madame!“ — Ohne im Geringsten zu erschrecken, stand sie auf und beleuchtete uns mit ihrem Lichte zum Fenster hinaus mit den Worten: „Dieu! comment vous m'avez effrayé! „Bon soir, Messieurs!“ — Wir stiegen ab und brachten unser Anliegen vor, zugleich unsere Papiere, damit sie sehen könnte, daß wir keine Landstreicher wären. Sie wollte nichts davon sehen, sie traue uns schon so. Ihr alter, harthöriger Mann nahm aber die Papiere in die Hand und fing an darin zu studiren. „Mais, Charles, Charles! Qu'est ce que tu fais? Ce „sont les passeports des Messieurs!“ schrie sie ihm in's Ohr und riß sie ihm weg. „Entrez, entrez, Messieurs!“ Die Frau vereinigte mit ihrer französischen, verbindlichen Artigkeit die russische Gastfreiheit und faßte gleich so viel Zutrauen zu uns, daß sie uns ein Zimmer anwies, in dem wir die Nacht recht leidlich zubrachten. Die Leutenchen waren aus der Champagne und fabricirten hier für Rechnung des Gutsherrn das mouffirende Getränk ihres Vaterlandes. Man findet solche französische Champagner-Fabrikanten

und Weinkeller = Inspectoren sehr häufig auf der Küste, denn im Weine besteht eine der Haupt = Revenuen der Güter, durch welche die großen Kosten der Gartenanlagen und Häuser zum Theil gedeckt werden. Der krim'sche Wein hat sich schon bedeutend in Südrußland verbreitet und wird bis Moskau hin getrunken, wo man auch noch krim'sche Weinkeller trifft. Diese Weinkeller in Moskau, Charkoff, Odeßa u. s. w. werden oft von den Commissariaten der Gutsherren selber gehalten, und auf dem Schilde des Kellers steht dann angeschrieben: „Südküsten = Weine aus den Gärten der Fürstin K.“ u. s. w. Wie die Keller, werden auch natürlich die Weine vor allen Dingen getauft, und man kann alle Weine der Welt von der Südküste beziehen, Portwein, Champagner, Burgunder, Muscat; ja sogar Madeira machen sie hier. Für jede Sorte haben sie die Traube aus dem Lande selbst verschrieben, und suchen ihr sowohl als dem Weine selbst eine adäquate Behandlung zu widmen. Natürlich haben dabei aber doch alle diese Weine einen eigenthümlichen Geschmack vom Lande angenommen, den man den krim'schen nennen kann. Dieser Gusto war nun bisher noch immer nicht eben die duftigste Blume. Doch soll sie jährlich zusehends sich mehr und mehr in Farbe und Duft entwickeln, wie es denn auch bei der beständig angewandten Pflege und Aufmerksamkeit nicht anders sein kann, und es wird sich zeigen, ob daraus ein eigenthümlich krim'sches Gewächs entstehen wird, das sich seinen Brüdern anderer Länder an die Seite stellen kann.

Wir champagnirten den ganzen Abend mit unserer alten Französin,

„der Genossin unserer Nachtunterredung,

„die das öde Wachen uns würzte,“

wie Hareth Ben Hemman sagt. Doch floß kein anderer Wein dabei als der der Champagner = Riede, die, nach dieser Alten zu schließen, eben so moussirt wie das Champagner = Getränk. — Bald lüpfte sie den Kork einem Scherze, bald einem Seufzer: „Hélas, la belle France! Ah, Messieurs, „ce pays barbare!“ Dann wieder erzählte sie uns, daß sie früher den Tod ganz ungemein gefürchtet habe, so daß sie ihn für das größte Uebel der Erde gehalten. Als sie auf der taurischen Küste angekommen sei, habe ihr aber geträumt, sie sterbe unter den angenehmsten und seligsten Gefühlen, und eine ihrer Freundinnen, die an ihrem Todtenbette gesessen, habe ihr nun ihre frühere alberne Furcht vorgeworfen. Seit der Zeit nun schiene ihr der Tod das Schönste, was ihr begegnen könne, zu sein, und sie wünsche sich ihn unter jeder Gestalt und in jedem Augenblicke. „Mais, Charles! Charles! „tu dors, comme tu es impoli!“

Meine Gefährten schliefen auch schon, und ich gesellte mich zu ihnen.

Das Licht der rosenfingerigen Cos röthete kaum die Spitzen unserer

Sattelknöpfe, so saßen auch unsere Fußspitzen schon wieder im Steigbügel, freilich etwas sehr matte Fußspitzen; denn gewisse kleine Thierchen, welche in dem alten Taurien eben so häufig sind wie in Italien, hatten uns fast kein Auge zuthun lassen. Wir konnten unserer guten Französin nichts Besseres wünschen, als daß der Hauptwunsch ihres Lebens noch recht lange nicht in Erfüllung gehen möchte, und schrieen auch ihrem alten, tauben Manne ein Leberwohl in's Ohr.

Unser Weg bot die reizendsten und mannichfachsten Abwechselungen dar und sprengte so wild und ausgelassen über Berg und Thal, als hätte ihn ein junger, übermüthiger Springinsfeld gebahnt, bald schwindelte er in die Höhe und führte über Felsrücken weg, ja streifte bis an die Region der Eichen und Pinus Taurica *), bald stieg er bis zum Meere hinab, wo an dem von der Sonne erhigten Ufer der Kapernstrauch auf dürrer Erdoberfläche krieche, ließ dicht zur Linken hohe Felswände und zur Rechten das Meer, dessen äußerste Wellen die Hufe unserer Pferde bespülten, bald schlenderte er heiter in der Mitte hin, mit kurzen Drehungen und allerlei Windungen, stets neue Ansichten eröffnend und stets wiederum die Aufmerksamkeit spannend, was wohl um die Ecke herum kommen möchte.

Hart am Meere hielten wir bei einem „Armenposten“ an, wo Griechen aus Balaklava die Küste bewachten. Unser Nikola fand dort Freunde, und wir beneideten die Leute um ihr so romantisch gelegenes Wachthaus. Sie hatten inwendig alle möglichen Waffen hängen, türkische und russische, Pistolen, Säbel und Flinten verschiedener Zeiten und Größen. Es ist zu bewundern, daß diese Truppe noch so wenig von den russischen Offizieren regularisirt ist.

Alushta.

„So kann ich durch die Welt denn reisen.
Was ich bedarf ist überall zu haben.“

Am Ende ziehen sich die Felsen immer mehr und mehr zurück, das Vorland der Küste verbreitert sich, und die bequeme und weite Umgegend Alushta's stellt sich dem Auge dar. Eine höchst interessante geographische Position. Die bisher fast überall gleich hohe Mauer der krim'schen Berge wird hier auf eine merkwürdige Weise durch weite Querthäler vom Meere in Südosten bis zur Steppe in Nordwesten durchbrochen, und zwar der Art, daß, während bisher die Erhebung der Haupthöhenmasse fast durchweg 4000 Fuß betrug, sie hier auf ein Mal auf nur etwas mehr als 2000 Fuß herabsinkt, nach Osten

*) Die Pinus Taurica wächst an den Rändern der höchsten Berge.

hin aber wieder plötzlich zur vorigen Höhe ansteigt, und dann in der östlichen, ununterbrochenen Bergreihe eben so lange anhält. Mitten in dieser geringsten Erhebung der ganzen Masse liegt nun aber wieder der Tschatir=Dagh, das höchste isolirte Stück des Ganzen, das alles Uebrige an Höhe übertrifft und bis über 5000 Fuß hinaussteigt, so daß man auch hier wieder sagen könnte: „les extrêmes se touchent.“

Der Tschatir=Dagh liegt vollkommen frei und aus der übrigen Kette der krim'schen Berge herausgelöst da, besonders gegen Norden und Süden, wo die Vertiefungen so geräumig und weit sind, daß man ihn in seiner ganzen Größe vollkommen überschauen kann. Er ist sehr lang und bildet oben nicht einen spitzen Gipfel, sondern einen etwa 4 bis 5 Werste (eine Lieue) langen, durchweg gleich hohen Rücken, der dann nach den Seiten hin plötzlich abfällt. Die Tataren verglichen ihn dieser Gestalt wegen mit einem Zelte und nannten ihn „Tschatir=Dagh“ (Zeltberg). Die Russen haben dieß sehr passend gefunden und wörtlich in ihre Sprache übertragen: „Palata-Gora.“ Die alten Griechen verglichen ihn mit einem Tische und nannten ihn „Trapezus“, doch soll er auch Berosus von ihnen genannt sein. Er gewährt ganz den Anblick, welchen den bildlichen Darstellungen zufolge der Tafelberg des Vorgebirges der guten Hoffnung bieten muß.

Uebrigens kann man annehmen, daß diese Zelt- oder Tischform die allgemeine aller krim'schen Berge sei, nur mit dem Unterschiede, daß sich dieselbe bei weniger vollkommen isolirten Stücken der Bergreihen nicht so deutlich zeigt. Selbst die kleinsten Erhebungsreihen der taurischen Gebirgskzüge, die nach der Steppe zu liegen, erscheinen als lange, gleich hohe Mauern oder Rücken, die dann, wenn sie von durchsetzenden Querthälern zerstückt werden, ganz natürlich in Zelt- oder Tischfiguren zerfallen. Die alten Griechen wandten daher auch ihr Trapezus auf mehrere Berge der Halbinsel an. Die Tataren nennen die obersten langen, geraden, mit Gras bewachsenen Rücken der Berge „Jaila“, welches also ungefähr unseren „Alpen“ entspricht, besonders wenn man dabei an's Juragebirge denkt, mit dessen Construction die krim'schen Tische sehr viele Aehnlichkeit haben. Ganz wie in der Schweiz sagen die Tataren: „Jaila heißen die Grasrücken der Berge bis dahin, wo es sich nicht mehr lohnt und unmöglich ist, das Gras abzumähen, und wo es daher von unseren Schafen abgeweidet wird.“ Wie die Sennhirten ziehen sie im Frühlinge auf die Jaila's hinauf und wandern den ganzen Sommer wie die Schweizer oben auf den Bergen herum, mit dem Unterschiede nur, daß diese taurischen Sennen fast lauter Schafhirten sind. Das Warum davon ist mir unbekannt geblieben. Man sagt, es sei oben ein sehr kurzes Gras, das vielleicht für die Schafe passender ist als für die Rinder.

Der Durchbruch, das Defilée oder die Querthäler, die auf den Zeltberg vom Meere und von der Steppe her führen, sind nicht bloß in naturhistorischer, sondern auch in historischer und politischer Hinsicht sehr merkwürdig. Da hier der bequemste Durchgang durch das Gebirge stattfand, so benutzte ihn natürlich der menschliche Verkehr zwischen Steppe und Meer von alten Zeiten her, und Alles, was von Norden nach Süden und umgekehrt zielte, strömte durch diese bequemen Thalweitungen. Alle anderen Uebergänge von der Küste nach dem Norden sind der steilen Bergmauer wegen sehr unbequem. Es ist daher diese Gegend durch die angedeuteten Naturverhältnisse zugleich die klassischste der Krim geworden. Daher hier die Handelsstraße, daher die vielen Schlachten in diesen Defilées, daher die beiden nicht unbedeutenden Verkehrsplätze an ihren Eingängen, Simpheropol im Norden und Alushta im Süden.

Alushta war zur Zeit der Genueser ein nicht unbedeutender Punct und hatte eine große Bevölkerung, ebenso auch schon in byzantinischen Zeiten, wo es der Sitz eines eigenen Bischofs war, und der Kaiser Justinian hier eine große Festung baute. In den milesischen Jahrhunderten vor Christus wird es wohl nicht anders gewesen sein, da die Naturverhältnisse dieselben waren. Jetzt ist das freilich Alles verschwunden; doch wenn einmal die Krim wieder großartigeres Leben bekommen sollte, so muß auch Alushta wieder zu seiner alten Bedeutung erwachen. Das Fort Justinian's ist ganz verfallen, und nur noch drei große, dicke Thürme stehen davon aufrecht. Mitten zwischen diesen Thürmen hat sich das tatarische Dorf Alushta angesiedelt, wie jene arabischen Dörfer in den Ruinen der ägyptischen Tempel. Zur Seite des Dorfes liegt ein großes, in asiatischem Style gebautes Gasthaus, in dem man aber außer dickem Kaffee nichts haben kann als heißes Wasser zum Thee, den der Reisende selber bei sich führen muß. Doch nahmen wir, um uns den Aufenthalt in Alushta zu versüßen, noch Salzwasser zu Hülfe. Wir badeten uns nämlich im Meere und erfreuten uns dann an dem schönen Sonnenscheine, in dem die ganze Umgegend lachte. Der Tschatir-Dagh fing gegen Mittag an „seine Haube aufzusetzen“, um mich der tatarischen Lebensart zu bedienen, denn merkwürdiger Weise gebrauchen die Tataren ganz dasselbe Bild wie die Schweizer, wenn sie sagen wollen, daß ein Berg sich bewölke.

Sehr sonderbar sind hier die Besitzer der umliegenden Güter und Gärten gemischt: der Russe Averkoeff, — der Sultan (tatarische Edelmänn) Kathesherai, — Herr Feldmann, — der Malorossiane Petritschenko, — Dr. Arendt, — Sultan Hussein Aga, — Staatsrath von Steven, ein Finnländer.

Da der Weg bis Simpheropol ziemlich bequem ist, und es an ihm keine berühmten Naturschönheiten giebt, die der Reisende durchaus besehen mußte, so konnten wir uns in den Wagen setzen, was ich denn auch mit besonderem Vergnügen that, da ich mich von dem Reiten und der schlaflosen Nacht sehr angegriffen fühlte. Doch kommt man eigentlich dabei nur vom Regen in die Traufe. Denn es ist schwer zu entscheiden, was bequemer sei, ein tatarisches Pferd, oder ein russischer Postwagen.

Ein paar mit bis an die Augen und die Schnauze schmutzigen Büffeln bespannte Wagen, — eine Traube, die wir unterwegs in einem Weingarten erdroffelten, — ich meine wie Drosseln stibigten, — ein Trunk Wassers aus dem Brunnen, bei dem ein Monument anzeigt, daß hier des Feldmarschalls Kutusow Blut einst floß, — ein Obelisk auf dem höchsten Puncte des Passes, wo der Kaiser Alexander auf seiner taurischen Rundreise einst ausruhte, — ein Kerger auf einer Poststation, wo wir nicht gleich Pferde bekommen konnten, weil eine vorüberreisende Gräfin sie alle fortgenommen hatte, — nebst tausend sehnfüchtigen Blicken, die ich den Schafhirten auf der Jaila des Zeltberges zuwarf, — das waren ungefähr die hauptsächlichsten Ereignisse und Gegenstände, die uns auf dem Wege bis zum Dorfe „Sultana Mahmud“, das ungefähr in der Mitte zwischen Simpheropol und Aluschta liegt, begegneten.

Der eine meiner werthen Reisegefährten und ich waren zu erhist und angegriffen, um die Besteigung des Zeltberges zu wagen, der dritte aber wollte sich mit Recht dieses Vergnügen nicht nehmen lassen, da zwischen Petersburg und dem Pontus sich ihm kein zweiter Berg von der Höhe bieten würde. Er theilte sich also Thee und Zucker, Citronen, Brod, einen Mantel u. s. w. ab und machte sich mit unserem Griechen Nikolai auf den Weg, die Nacht auf dem Zeltberge zuzubringen. Wir sollten sie den anderen Tag in Simpheropol erwarten.

Wir suchten uns indeß in Mahmud durch einen interessanten Besuch bei dem durch seine Gastfreiheit überall bekannten Sultan „Mehemet Mirsa Kreimatajeff“ zu entschädigen. Er ist der reichste tatarische Edelmann der ganzen Umgegend, aus einer alten, tatarischen Familie, die auch am Hofe des Chans eine Rolle spielte, und besitzt sowohl im Gebirge als in der Steppe bedeutende Güter, bis nach Perekop, dem Isthmus, der die Krim mit dem Festlande verbindet. Er hat auf seinem Gehöfte ein großes Haus bauen lassen, das jeder Reisende benutzen kann, der Lust hat, darin zu übernachten. Es befinden sich in diesem Hause mehre geräumige Zimmer, die mit allem Nöthigen versehen sind, d. h. die für Tataren bestimmten mit Divans und Teppichen, und die für die Europäer außerdem auch noch mit Stühlen und

Tischen. Es wird daselbst von tatarischen Dienern für die ganze Pflege der Reisenden, selbst für ihre Speisung gesorgt.

Der Alte selber war leider gerade abwesend auf einer Reise in die Steppe, um seine Kameelherden zu besichtigen, doch fanden wir seinen ältesten Sohn, einen feinen und sehr artigen Mann, der sich sogleich bereitwillig unserer annahm und uns die ganze Wirthschaft seines Vaters zeigte, zu der, das in der Steppe Befindliche mitgerechnet, wie er uns sagte, nicht weniger als 15,000 Dissiatinen Land, 1500 Pferde und 4000 Schafe gehörten, nebst einer bedeutenden Anzahl von Rindern. Er führte uns im ganzen Hause herum, das nach tatarischer Weise sehr nett eingerichtet war, Teppiche und Divankissen aus Konstantinopel, auch den nicht tatarischen Luxus einiger Tische aus Simpheropol enthielt. Er erzählte uns, daß er in Petersburg in dem krim'schen Gardebataillon *) gedient und die Stadt sehr liebgewonnen habe, auch sagte er, daß der Kaiser bei seiner vorjährigen Anwesenheit sich seiner erinnert und sein Pferd geritten habe. Wir mußten dieß aber Alles mehr aus ihm herausfragen, als daß er es uns mit besonderer Geschwägigkeit bekannt gemacht hätte. Er war übrigens in seinem Sprechen vollkommen unbefangen und comme il faut, sein Teint war sehr weiß, sein Haar kohlschwarz und seine Züge sehr fein, besonders war das Spiel um seinen Mund hübsch. In seiner Haltung war er sogar nobel. Er trug einen blautuchenen, eng anschließenden Kaftan mit Silberbordinung à la Tscherkesse. Bei den vornehmen Tataren war die Tscherkessen-Kleidung früher durchweg Mode.

Die Gebäude des Hofes waren rund umher mit sehr bedeutenden Obstgärten umgeben, deren in Petersburg und Moskau so beliebte Äpfel der Familie Krimtajeß eine nicht unbedeutende Revenue abwerfen. Es war gerade Obsternte, und ein Spaziergang im Garten daher sehr annehmlich. Ueberall waren Leute mit dem Äpfelpflücken beschäftigt, und große Vorräthe dieser lachenden Frucht lagen in mehreren im Garten erbauten Hütten aufgeschichtet. Auch sahen wir hier die Bereitung des bei den Tataren so beliebten Obstsyrops, „Beckmess“ genannt, den sie aus den schlechteren Äpfelsorten kochen. Dieß geschieht nämlich gleich im Garten bei den Hütten, wo eine große, runde und tiefe Pfanne beständig siedet, und wo die schlechten von den guten Äpfeln gesondert werden. Jene werden in Stückchen geschnitten und in die Pfanne geworfen. Hier zerkochen sie nun zu einem Brei, der umgerührt und beständig vom Schaume und von den saftlosen Theilen gereinigt wird, bis Alles zu einem dünnen Saft zerfließt, der anfangs hell ist und später immer mehr sich dunkelt, bräunt und verdickt. So wird er alsdann auf

*) Die Tataren stellen nämlich bis jezt noch keine Rekruten, und jenes Gardebataillon macht nur den vornehmen Tataren einige Mühe und Kosten.

Fässer gefüllt und verhandelt. Er schmeckt ganz wie unser Zuckersyrup und dient den tatarischen Hausfrauen statt des Zuckers. Auch erscheint gewöhnlich bei ihren Mahlzeiten ein Rapschen Beckmef, das sie alsdann mit Brod austippen. Es giebt hier tatarische Obstgärten, die jährlich für viele tausend Rubel Aepfel und Beckmef verkaufen.

Durch den Garten ging es auf die Wiesen, die der Hauptfluß der tatarischen Halbinsel, der Esalgir, bewässert; hier ist er aber noch sehr unbedeutend. Wir sollten hier die Büffelherde besuchen, die 100 Stück stark ist. Allein die Alten waren auch hier ausgeslogen und blos die Söhne zu Hause, 30 bis 40 kleine Büffelhälber, bei deren Physiognomieen mir das Sprichwort einfiel: „so wie die Alten sungem, so zwitschern auch die Jungen.“ Denn sie hatten schon ganz den gemeinen, stupiden, indolenten und phlegmatischen Ausdruck der alten Büffel und pflegten auch schon der appetitlichen Sitte, sich im Rothe zu wälzen. Wir fanden sie alle 40 wie die Frösche in einem tiefen Wiesen graben bis an den Hals verkrochen. In der That, gegen so einen Büffel gehalten, ist der Dchs ein Gentleman. Der Büffel ist des Dchsen Esel. Es giebt noch mehre solche Paare in der Natur, bei denen immer das Eine der fragenhafte Pendant des Anderen zu sein scheint, so Geier und Adler, Gans und Schwan, Affe und Mensch.

Bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife, zu der der junge Mirsa Krimtajeß uns einlud, wurden noch manche krim'sche Angelegenheiten besprochen, namentlich die der tatarischen Sultans-Familien. Es giebt noch sehr begüterte unter ihnen, die alle auf dem Lande in ihren Dörfern leben und schwer zum Wohnen in der russischen Hauptstadt zu bewegen sind. Die Familie „Scherinsky“ ist eine der reichsten der Umgegend. Die „Kirins“, die der Baron de Tott aufführt, als die vornehmsten am Hofe der Chane, sollen ausgestorben sein. Viele tatarische Familien gingen bekanntlich in den großen russischen Adel über, so die berühmten Kotschubejs, die Dundukoffs, dem Reichshistoriographen Müller zufolge auch die Stroganoffs. Sehr merkwürdig ist das Schicksal des letzten Sproßlings der alten Chane. Derselbe heißt Kerim-Gerei. Er wurde, ich weiß nicht wie, vergessen, verließ sein Vaterland, reiste in Europa und namentlich in England und machte sich dort zum Protestanten, und zwar zu einem so eifrigen, daß er als protestantischer Missionär, mit einer Engländerin verheirathet, nach der Krim zurückkehrte, wo er jetzt in Simpheropol wohnt. Der Kaiser hat ihn bei seiner Anwesenheit in der Krim ausgezeichnet und seine Pension vergrößert. Auch ist nach den neuesten Nachrichten seine Tochter zum Hoffräulein in Petersburg creirt.

Da wir auf dem Wege bis nach Simpheropol noch einen Besuch machen

wollten, so mußten wir uns leider entschließen, unseren verbindlichen Tataren mit unserem Post-Jamschtschik, der schon angekutscht kam, und die bequemen Divans mit unserem tanzenden Strohsacke auf der Pawoske *) zu vertauschen und für alle erwiesene Güte uns herzlich zu bedanken.

Wir hatten nämlich vom Postmeister in Jalta einen Brief an „Se. Excellenz, den Herrn Geheimrath Alexander Gregoriewitsch — ky“, ehemaligen Gouverneur von Taurien, erhalten, um ihn gefälligst im Vorbeifahren an seine Adresse zu befördern. Herr — ky wohnt einige Meilen von Simpheropol, im Ssalgirthale, auf einem schönen Landsitze. Der Brief war bedeutend groß, fast ein Packet. „Wahrscheinlich eine wichtige Depesche“, dachten wir. „Es ist wohl besser, daß wir sie selbst übergeben.“ Wir hielten daher bei dem Landgute des Herrn — ky an und baten, uns anzumelden. Es hieß, Se. Excellenz schlummere noch sein Mittagsschläschen. Wir hielten es für unsere Pflicht, noch ein wenig zu warten, um den Brief ja nicht in andere Hände kommen zu lassen, und besahen uns unterdessen den reizend gelegenen Garten, bis der Schlafende erwacht war und wir angemeldet wurden. Mit der einigermaßen wichtigen Miene von Courieren und in Erwartung einer sehr freundlichen Aufnahme überreichten wir unsere Depesche. Sie wurde geöffnet, und was fand sich? — Zuckflicken, die ein Schneider aus Odessa Sr. Excellenz zur Probe und gefälligen Auswahl überschickte. Es gab ein ziemliches Gelächter ab, und wir fanden uns so gewissermaßen etwas komisch eingeführt, verlängerten daher unseren Besuch nicht bedeutend. Doch war Herr — ky äußerst freundlich und gefällig, zeigte uns seine vorzügliche Bibliothek, welche die besten historischen Werke Europa's enthielt und an diesem Orte, mitten im Ssalgir-Thale, gewiß unschätzbar ist. Ueberhaupt überraschte uns das prächtige Kabinet des Gouverneurs, mit dem ganzen Luxus der Schreibmaterialien- und Briefschastensfülle eines Minister-Kabinet's ausgestattet. Briefe aus allen Ländern Europa's und für alle. Herr — ky wohnt hier Winter und Sommer und kann es allerdings auch mit Schick, da er von Allem, was Geist und Leib erfreuen kann, so reich umgeben ist. So hatten wir denn einen russischen und einen tatarischen Vornehmen dicht bei einander gesehen.

Unterweges bis Simpheropol wurde viel gelacht über unsere Schneider-Depesche, es wurden ein paar Worte gesprochen mit einem Wagen voll deutscher Kolonisten aus der Gegend von Simpheropol, die an der Küste einen Besuch bei Bekannten machen wollten, — zwei Tatarenmädchen gegrüßt, die im Schatten eines großen Wallnußbaumes am Ufer des Ssalgir spinnend und

*) Pawoske ist ein gewöhnlicher, gemeiner, russischer Wagen.

unverschleiert im Grase saßen, aber keinen Gruß zurückgaben; — einem Schafe mit vier Hörnern und zwei dicken Geschwülsten hinten à la mode Hottentotte begegnet, — bei einem alten, großen Gemäuer vorübergefahren, das früher ein Serail der Chane umschloß, — eine Menge von Steinen mit ausgemeißelten Turbanen am Wege gezählt, wie man sie auf den Gräbern der Tataren sieht, deren Bedeutung aber nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht, — zwanzig Mal der kleine, seichte Fluß Ssalgir durchseht, der sich in unaufhörlichen Windungen durch's Thal zieht, — häufig zum Tschatir-Dagh zurückgeblift, auf dessen Höhen nun unser Reisegefährte umherstrich, — ein Landhaus des Staatsrathes Stöven, — ein anderes des Grafen Woronzow, — schöne Gärten und wieder Gärten, — offenes Thal, — die Steppe, — endlich — die Stadt Simpheropol!

S i m p h e r o p o l .

„Ein Volk, das still die Herden weidet,
Sich selbst genügt, nicht fremden Gut's begehrt.“

Die Stadt Simpheropol ist ein Product der neuen Zeit. Freilich bestand hier schon unter den Chanen ein Ort Namens „Akmetset“, allein er war nicht bedeutend und nimmt jetzt als tatarisches Viertel nur noch einen kleinen Theil von Simpheropol ein. Die alte Hauptstadt der Chane war Baktschisarai, allein sie liegt auf einem kleinen Raume zusammengebrängt in einem Felsenthale. Die Russen, welche das Weitläufige und Weite lieben, ließen dieses Felsennest den Tataren und bauten sich in dem bequemen Simpheropol eine Hauptstadt nach ihrem Geschmacke aus, mit Straßen von unabsehbarer Breite und Länge, in denen man Wettrennen anstellen kann, ohne den gewöhnlichen Verkehr im Geringsten zu geniren. Da die Stadt dem Centrum der taurischen Halbinsel sehr nahe liegt, so paßt sie auch ganz vortrefflich zum Sitze des Gouvernements. Sie hat viele hübsche, mit grün angestrichenem Eisen gedeckte und mit vielen Säulen verzierte Häuser, wie alle neuen Städte der Russen. Die Städte der Krim, in denen die Russen auf dieselbe Weise viel neu gebaut haben, sind außer Simpheropol besonders noch Sewastopol und Kertsch, welche drei man völlig russische Schöpfungen nennen kann; die übrigen, wenn man noch allenfalls Feodosia, Perekop und Talta ausnimmt, wo auch viel verändert ist, sind mehr in ihrem alten Zustande verblieben, so namentlich Baktschisarai, Esli Krim und Karasubasar, oder, um diese fremden Worte gleich deutsch zu übersetzen, „Gartenpalast“, — „Alt-Krim“ — und „Rothwassermarkt.“ — Ich weiß nicht, woher der griechische Name Simpheropol

genommen ist. Akmetſchet bedeutet „Weißkirchen“. Wenn man ſich in fremden Ländern die Städtenamen überſetzen läßt, ſo gewinnt man gleich ein höheres Intereſſe für ſie. Sie kommen uns dadurch näher.

Wir kehrten in dem herzlich ſchlechten Gaſthoſe des Herrn Müller ein. Dieſer gute alte Mann ſiẗ den ganzen Tag in einem Hinterſtübchen ſeines Hauſes bei Kaffe und Bier, ſchaukelt ſeine kleinen Enkel auf dem Schooße und und läßt vorn ſeine ruſſiſchen Kellner und Caſſirer ihr Weſen ſo unordentlich und ſchmutzig treiben, als ſie wollen. Wir trafen bei'm Billard eine Menge deutſcher Landsleute, mit denen ich mich nach einem frugalen Veſperbrode in ein Geſpräch einließ. Es giebt jezt in Simpheropol 40 bis 50 deutſche Familien, die auch eine recht hübsche Kirche gebaut haben. Die meiſten ſind Handwerker, die ſich aus den umliegenden deutſchen Kolonien in die Stadt übergeſiedelt haben. Doch ſind auch ſogenannte Herrſchaften darunter, Aerzte, Gutsbeſitzer u. ſ. w. Jedem Deutſchen, der nur ein wenig fleißig ſei, ſagten ſie, ginge es hier wohl. Die Deutſchen ſind beſonders Tiſchler, Uhrmacher, Drechſler, Maler u. ſ. w. Die Tataren in der Stadt haben die Handwerke der Kupferſchmiede, Sattler, Riemer, Schufter u. ſ. w. Die Großruſſen haben den Promuiſchl, Handel und Wandel. Auch den deutſchen Kolonien der Umgegend geht es recht gut. Sie lehren den Tataren das Kartoffelpflanzen, und die, welche in der Nähe von Deutſchen wohnen, ſollen dieſe Frucht ſchon recht lieb gewonnen haben.

Um meine etwas abgeſpannten Lebensgeiſter wieder zu reſtauriren, hatte ich ein paar Gläſchen alten Weins getrunken, und als wir nun nachher auf unſer Schlafzimmer gingen, überfiel mich ein ſehr erquicklicher Schlummer, der mich völlig wiederherſtellte und zu ſo friſchen Kräften kommen ließ, daß es mich nun gewaltig zu wurmen anſang, nicht den Tſchatir-Dagh mit unſerem dritten Gefährten beſtiegen zu haben. Die krim'schen Alpen, die Tails's, das Hirtenleben auf den Bergen nicht geſehen und den Ueberblick der ganzen tauriſchen Halbinſel, den man auf der Höhe des Tſchatir-Dagh's genießen ſoll, verſäumt zu haben, ſchien mir unerträglich, und ich glaubte, ich würde mir für mein ganzes Leben einen Vorwurf daraus machen. Dieſe trüben Vorſtellungen brachten mich endlich ſo weit, daß ich mich kurz und gut entſchloß, das Verſäumte nach- und meinen vorangeeilten Gefährten einzuholen. Ich ſprang aus dem Bette, kleidete mich an und ließ mir auf der Stelle ein geſatteltes Pferd geben. Mein bei mir ſchlafender Freund beſchwor mich und ſagte, ich ſei wohl toll. Alle Leute rietten mir, zu Hauſe zu bleiben, es ſei ja ſchon ganz finſter, der Zeltberg 5 Meilen weit und ich würde nie den Weg finden. Ich war unerschütterlich und ſtieg zu Pferde. „Leben Sie wohl“, ſagte mein Freund, „ich werde Sie wohl nie wieder

„sehen. Denn wenn Sie auf Ihrem verrückten Einfall bestehen, so können Sie nicht von mir verlangen, daß ich Sie hier erwarten soll, bis Sie sich aus den Irrwegen der Wildniß wieder zurecht gefunden haben, vielleicht gar erst nach mehreren Tagen oder auch nie.“ Mir brannte der Kopf lichterloh von den Gedanken an den Gipfel des Zeltberges, den ich erklimmen wollte, und ich sprengte davon.

In Saus und Braus ging es durch das Thal des Esalgir, wo bereits der Mond schien. Ich weiß selbst nicht recht, wie ungemein rasch ich die fünf Meilen zurücklegte. Da ich den Gipfel des Zeltberges immer scharf im Auge hatte, so verfehlte ich den rechten Weg nicht und fand mich richtig durch die Buchen- und Eichenregion, durch die Wälder der *Pinus Taurica*, die den ganzen Berg gerade eben so umkränzen, wie bei den Tonsuren gewisser Mönche der Haarkranz den glatten Scheitel. Alles war einsam und finster. Als ich jedoch aus den letzten Fichten hervorsprengte, sah ich zu meiner Freude, daß für die oberste Spitze des Berges die Sonne noch nicht völlig untergegangen war und daß sie noch von ihren letzten Strahlen geröthet wurde. Ich eilte über mehrere terrassenförmige Absätze hinauf, die wir von unten her früher gar nicht bemerkt hatten. In drei solchen Absätzen, auf deren jeden wieder eine bedeutende und fast vollkommene ebene Fläche folgte, ging es bis auf die höchste Ebene hinauf, die ungefähr 2 Werste lang und $\frac{1}{2}$ Werst breit sein mochte, vollkommen platt und lauter kurzer fester Rasen, zum Reiten sehr angenehm.

Ich traf hier unseren Sinoper *Nikolai* und meinen Reisefreund in einem sehr komischen Streite begriffen. Sie hatten eben die Beschauung des Sonnenuntergangs beendet, und zankten sich nun darüber, wo man das Nachtquartier nehmen sollte. Der Principal war entschlossen, auf der Bergspitze selbst zu übernachten, weil er sonst den Sonnenaufgang am Morgen verpassen würde. Der Diener aber erwiderte, es wäre Tollkühnheit, auf dem Gipfel die Nacht zu bleiben, weil sie jeden Augenblick ein Unwetter fürchten müßten, das sie wie ein Fischerboot auf dem Meere verwehen und verschlagen könnte. „Zu dem ist es hier grimmig kalt. Ihr habt einen wattirten Mantel, ich aber nichts. Womit soll ich mich schützen? Und wo soll ich hier die Pferde anbinden? Es giebt ja keinen Strauch und Baum! Etwa an meine Beine?“ — Der Principal, taub gegen diese Vorstellungen, befahl ihm, er solle schweigen und Feuer anmachen, und breitete bereits seinen Mantel im Grase aus, um sich niederzulegen. „Wenn Du nicht bleibst, so ziehe ich Dir meinen Theil an den 25 Rubeln ab, die Dir von uns versprochen worden sind.“ — „Herr“, schrie der Grieche, „Ihr seid nicht klug! Meine Gesundheit und mein Leben sind mir lieber als Euere 25 Rubel. Ihr seid ein junger unverheiratheter Mann und könnt Euer Leben wagen, wo Ihr wollt. Ich habe aber eine Frau und

„drei kleine Kinder, die mich zu Hause erwarten. Lebt wohl, ich kann hier „nicht bleiben.“ Ich, den sie im Eifer ihres Streites bisher noch gar nicht bemerkt hatten, platzte mit einem lauten Gelächter dazwischen. Denn dieses Gezänk unter Gottes freiem Himmel, auf dem höchsten Punkte der Krim im Angesichte der ganzen taurischen Halbinsel und in solch wilder Einsamkeit, kam mir äußerst komisch vor. Dabei diese Beredsamkeit des Griechen, mit der er seine kleinen Kinder und die bevorstehenden fürchterlichen Unwetter schilderte, und der eigensinnige Enthusiasmus seines Herrn, mit dem er sich auf seinem Mantel in den Rasen klemmte, um den Sonnenaufgang nicht zu versäumen! Ihre Freude und Ueberraschung über meine plötzliche Erscheinung war groß genug, um sie sogleich ihren Streit vergessen zu lassen. Ich wandte mich auf die Seite des Griechen, und wir beredeten dann unseren Freund, vom Gipfel des Zeltberges und Eigensinns abzustehen und sich mit uns in die Waldregion zurückzuziehen, um dort bei irgend einer Hirtenansiedlung zu übernachten.

Wir setzten uns darauf wieder zu Pferde und sprengten bei'm schönsten Mondenschein, das schwarze Meer auf der einen Seite und alle dunklen Häupter der taurischen Berge auf den drei anderen, über den ebenen Rücken des Tschatir-Dagh dahin, das vergnüglichste Wettrennen von der Welt, wie das der Zauberer auf dem Blocksberge. Am Rande ging es langsamer hinab, und wir blickten überall umher, ob wir nicht ein Hirtenfeuer entdecken könnten. Endlich sahen wir aus einer Thalschlucht des Abhanges eine freundliche Flamme winken. Nicht weniger als fünfzehn große Hunde sprangen uns entgegen, und wir waren in Gefahr, von ihnen wie Wölfe oder wilde Schweine, auf welche sie hier am Tschatir-Dagh häufig Jagd machen, zerrissen zu werden, als noch eben zur rechten Zeit die Tschabans *) heraneilten, um uns sicher in ihre Schlucht zu bergen.

Die Freude dieser alten ehrlichen Kerle über so unerwarteten Besuch war fast rührend, und nachdem wir ihnen durch unseren Dolmetscher unser Begehre vorgetragen hatten, richteten sie sogleich alles Mögliche zu, was in ihren Kräften stand, um es uns recht bequem zu machen. Sie brachten Schafmilch und Brinse **), schürten das Feuer und kochten Wasser für unseren Thee, breiteten ihre Burken ***), über dem Rasen aus zum bequemeren Ruhen und erzählten uns von ihrem Leben und Treiben.

Bei allen den verschiedenen Eroberungen, welche die Krim erlitt, hat

*) Schafhirten.

**) Ein Schafläse, der auf allen krim'schen Taita's und südrussischen Steppen bereitet wird.

***) Braune Wollmäntel.

sie in dem nördlichsten Theile, in den flachen Steppen und an den Küsten, die man leicht vom Meere aus besetzen konnte, natürlich am häufigsten gewechselt und dagegen die primitive Bevölkerung immer am reinsten in dem Inneren des südlichen gebirgigen Theils bewahrt. Während daher in den Steppen ein barbarisches Volk in kurzen Intervallen das andere verjagte, und während an den Küsten immer Italiener und Griechen, die zur See Gewaltigen, herrschten und wichen, blieben stets in dem Inneren Reste von den Urbevölkerungen zurück. So hielten sich hier lange die alten Kymmerier, so nachher die Gothen gegen die Hunnen und Chazaren, so später die Chazaren und Alanen gegen die Tataren. Insbesondere ungemischt blieben die Hirten auf den Jaila's und die menschlichen Ansiedelungen in den oberen Berggegenden. Bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein sollen hier noch Alanen geweidet haben, und Pallas wollte selbst jetzt noch bei den Bewohnern einiger Gebirgsdörfer entschieden den gothischen Typus erkennen. Freilich hat jetzt Alles längst den Namen „Tatar“ angenommen, und selbst die Hirten auf dem Tschatir-Dagh sind Mohamedaner und tragen ihren Koran, wie die Uebrigen, in einem Täschchen auf der linken Brust. Allein wenn man ihre Stammbäume untersuchen könnte, so würde man vielleicht noch mehr altes kymmerisches Blut in ihren Adern finden als tatarisches.

Wir natürlich nahmen sie geradezu für Kymmerier und loyale Unterthanen des alten Königs Thoas, was auch keine zu unnatürliche Annahme war. Denn sie wissen auf ihren Bergen, wo keine Polizei ist, von ihrer jetzigen, tief am Nordpol thronenden Regierung eben so viel oder wenig als von der des Thoas.

Die Hirten waren 9 Mann stark und hatten 15 Hunde und 1600 Schafe. Einer von den neunten war der „Ataman“, Anführer. Sie sagten, es zögen 14 solcher Atamans mit ungefähr eben so starken Herden am Tschatir-Dagh herum. Des Tages treiben sie auf die Höhen des Berges, wo das beste Gras ist. Des Nachts aber ziehen sie sich etwas weiter unten in die Schluchten und die Ränder der Waldregion zurück. In der Höhe giebt es gar keine Brunnen und Quellen. Zum Tränken der Schafe müssen sie daher zu Zeiten noch weiter in die Wälder hinabsteigen. Der Umständlichkeit wegen thun sie dieß aber nur alle drei Tage, so daß die Thiere immer drei volle Tage dürsten müssen. Für ihren eigenen Bedarf holen sich die Hirten aus den tiefen Löchern und Schluchten Schnee hervor, den sie an der Sonne zergehen lassen. Für die vielen hundert Schafe dasselbe zu thun, wäre aber zu umständlich. Die armen Leute haben natürlich viel von der Unbill des Wetters zu dulden. Sie kennen aber ihren Berg so genau, daß sie jede Miene, die er verzieht, sogleich zu deuten und daher gegen plötzliche Unfälle sich zu verwahren wissen. Sie pro-

phezeiten zu unserer Freude für den morgenden Tag einen heiteren Himmel. Wir schliefen sanft bei den guten freundlichen Leuten, in ihre Burken und unsere Mäntel gehüllt und waren alle sehr mit dem Nachtquartiere zufrieden.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang saßen wir schon wieder zu Pferde, und in Begleitung einiger Hirten und Hunde erreichten wir noch zur rechten Zeit die Spitze des Tschatir-Dagh, wo sich die Mohamedaner unter uns mit Schneewasser wuschen und ihr Morgengebet verrichteten. Die Horen führten den schön geschmückten Gott eben aus den Wellen hervor, und er begann uns und die ganze taurische Halbinsel zu unseren Füßen mit seinem Purpur zu übergießen. Einen sehr großen Theil der Küste der Krim erblickten wir so deutlich wie auf einem Kartenbilde und unterschieden scharf das Meer und Land. Gegen Nordost verlor sich die Halbinsel Kertsch und der Bosporus in's Unbestimmte. Eine schwache Schattirung deutete hier das „faule“ und „asow'sche Meer“ an. Gegen Norden verloren sich unsere Blicke in der Wüste der Steppe, und das „todte Meer“ war kaum zu unterscheiden. Freundlich zu uns herauf zog sich aber das Thal des Sfalgir. Gegen Westen war die ganze Umgegend von Sewastopol genau zu erkennen, jedoch die Stadt selber und der Chersonesus Trachea nicht, weil die vorliegenden Berge zu hoch sind. Nach Süden hin soll man sogar zuweilen über Alushta weg die Umgegend von Sinope über dem Meere emporsteigen sehen, die 30 bis 35 Meilen entfernt ist. Da die Küste dort ebenfalls nicht unbedeutende Höhen hat, so liegt dieß gar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Jedoch soll es nur selten der Fall sein und nur unter besonderen Dispositionen der Atmosphäre, vielleicht mit Beihülfe von Luftspiegelungen. Wir hatten nicht das Glück, Kleinasien und die Geburtsstadt des Diogenes herüberwinken zu sehen. Denn als wir unsere Augen, noch beständig suchend, nach dieser Gegend richteten, stiegen Nebel auf, nahmen uns noch die ganze Krim dazu weg und umhüllten uns so dicht, daß wir jetzt kaum 10 Schritte weit den Rasen sehen konnten, da wo wir eben ferne Länder und Städte erblickt hatten. Unter der kundigen Anführung unserer Tschabans tappten wir zu unserer Schlafstelle zurück. Wir tranken noch eine Täßchen warmes Theewasser bei ihnen und merkten dann, als wir unseren Wirthen beim Abschiede danken wollten, daß hier oben Gastfreundschaft mehr gälte als Geld. Spornstreichs ging es nun davon, um Simpheropol so früh als möglich zu erreichen, und ohne mehr Aufenthalt, als ein einmaliges Pferde wechseln veranlaßt, ging es in scharfem Trabe auf die Stadt zu.

Noch vor 10 Uhr Morgens kamen daselbst beim Gastwirth Müller unser Griechen Nikolai und sein Herr an. Was aber mich betrifft, so saß ich gerade mit meinem bei mir geliebten Reisegefährten daselbst beim Kaffee und erzählte ihm meinen Traum von der Besteigung des Tschatir-

Dagh, der mich die ganze Nacht hindurch beschäftigt hätte. Die anderen beiden Zurückgekehrten wunderten sich ebenfalls über meinen Traum, und besonders darüber, daß Alles so genau mit der Wirklichkeit zusammentraf, selbst bis auf den Streit und alle darin vorkommende Zahlen. Nur das Einzige sei unwahr daran, daß ich selber dabei gewesen.

Einen mir sehr interessanten Besuch machte ich noch in Simpheropol bei dem auch im Auslande als Naturforscher bekannten Staatsrath Stöven. Früher war er lange Zeit Director des botanischen Gartens von Nikita und ist eigentlich als sein Begründer anzusehen. Jetzt ist er dem ganzen Seidenbauwesen in Südrussland vorgestellt und wohnt nicht weit von der taurischen Hauptstadt im Esalgirthale in einem reizenden Garten. Er hat sehr Vieles über alle physikalischen, historischen und politischen Verhältnisse der Krim gesammelt, und war so gütig, mir mehrere interessante Bemerkungen mitzutheilen. Unter Anderem zeigte er mir seine Tabellen über die Massen des gefallenen Niederschlags. Für die meisten Jahre zeigten sie nur 11, 14, 17 bis 18 Zoll, was denn ungemein wenig wäre und auf eine bedeutende Trockenheit der Krim schließen ließe. Merkwürdig war es, daß selbst im Jahre 1833, das in ganz Südrussland wegen seiner Trockenheit so verschrien ist, auch 18 Zoll Regen gefallen waren, also die größte Masse, die in jenen Tabellen vorkam. Die Sache erklärte sich aber daraus, daß der Regen nicht zur rechten Zeit gefallen war. Er hätte im April, Mai und Juni erscheinen sollen, und kam erst im Juli und August, wo er denn auf die bereits verbrannten Felder und Steppen vergebens herabfiel.

Der Staatsrath Stöven erzählte mir auch, daß alle Cypressen an der Krim'schen Südküste von zwei Cypressen herstammen, die der Fürst Potemkin dahin brachte und die noch jetzt im Garten von Alupka stehen. Die Citronen und Apfelsinen hält man in der Krim so wie in Oberitalien. In der Gegend von Simpheropol fehlt aber schon eine Menge von diesen südlichen Früchten wieder ganz. Von meinem gastfreien Tataren Krimtajeff in Mahmud, dessen Physiognomie und Aeußeres ich lobte, sagte er: „Ja, „Gott weiß, welchen Armenier man aus Konstantinopel einmal herschickte, „der sich Güter in der Krim erwarb und der Stammvater der Krimtajeffs „wurde. Die eigentliche ächte Tataren-Physiognomie findet man in der ganzen „Krim nicht mehr. Sie ist mit den Nogaiten davon gezogen.“

Wir gingen dabei in dem reizenden Garten spazieren, unter Laubengängen schöner Muskatellertrauben. Die ganze Umgegend schien dazu arrangirt zu sein, um die Anlage mit einem schönen Panorama zu umstellen. Von der einen Seite blickte der Tschatir-Dagh herein, von der anderen ein felsiger Berg mit den Ruinen einer antiken Stadt, auf dem dritten eine reizende Aussicht

durch das Sfalgirthal auf das moderne Simpheropol. „Von den Ruinen jener Stadt weiß man“, so sagte Herr von Stöven, „durchaus gar nichts mehr. Ja es geht so mit den meisten Ruinen der Krim. So z. B. zieht sich auch dort über's Gebirge hin eine lange Mauer, die man an vielen Stellen wieder findet und die von den Tataren „Kalanem-Baire“ genannt wird. Auch von ihr weiß kein Mund und kein Papier etwas einigermaßen Gewisses zu erzählen.“ Freilich hat kürzlich ein russischer Gelehrter, ein Herr von Köppen, alle alten Steine der Krim verzeichnet und beschrieben. Allein seine historischen Angaben beruhen fast nur auf Vermuthungen.

Ich bedauerte bei diesem Besuche nichts mehr als die Kürze der Zeit, die ich ihm widmen konnte.

Ein Besuch auf dem Markte von Simpheropol füllte meine letzten Augenblicke mit Früchten, Gurken, Kartoffeln deutscher Kolonisten — denn die sind immer bei den Kartoffeln — Bergtataren, Steppentataren, — Simpheropoler Elegants, — Offizieren, — und einkaufenden Hausfrauen aus. Denn alle diese Dinge und Personen bieten sich in Simpheropol in Fülle dar. Meistens wird hier freilich mit russischem Gelde bezahlt. Doch cursiren auch noch türkische Münzen, besonders die kleinen, die Para's und andere. Auch haben die Geldwechsler von Simpheropol — durchweg karaitische Juden — immer noch eine Menge türkischer Goldmünzen, ganz winzig kleine und sehr bedeutend große, die jedoch nur mehr zum Schmucke der Weiber verkauft werden, als um dem Handel zu dienen.

Der Obstmarkt ist natürlich bedeutend. Sie haben die Äpfel und Nüsse, die Birnen, Trauben, Arbusen, Baklashan u. s. w. in großen Buden bunt aufgestapelt, deren so viele sind, als würde eine Messe bloß für das Obst gehalten. In jeder Bude sitzen ein paar schmauchende Tataren.

Nachdem wir noch ein recht schlechtes Beefsteaks — wie konnte auch dieses englische Gericht, unter russischem Scepter im Tatarenlande von deutschen Händen bereitet, gut werden — genossen, sattelten wir wieder auf und fuhren auf zwei russischen Troiken der Stadt Baktischisarai zu.

B a k t s c h i s a r a i.

— „Und in Aphrasiab's hohen Hallen
„Hört man die Heermusik der Eulen schallen.“

Der Weg zwischen der jetzigen Gouvernements-Hauptstadt der Krim, Simpheropol, und der ehemaligen Herrscherresidenz Baktischisarai führt am Fuße der nördlichsten Vorberge der südlichen Massenerhebung der Krim herum, hat zur Rechten nichts als die weite einförmige Steppe und auch zur Linken

nur unmalerische Reihen von niedrigen baumlosen Grashügeln. Wir, d. h. der Grieche Nikolai und ich — waren daher sehr wenig zufrieden, daß unsere Troika nicht so ganz in den gewöhnlichen russischen Galopptact kommen wollte, weil sich eins der Pferde für marode erklärte und uns also nur mit einer sehr schwachen Rapidität die langweilige Steppe zu durchlaufen erlaubte. Wir beschloßen daher, den Marodeur auszuspannen und dem ersten besten Wagen, der uns begegnen würde, zur Rückkehr nach Simpheropol anzubinden. Bald trafen wir unter einem großen Wallnußbaume einen Mann mit seiner Frau im Grase gelagert, ein kleines Frühstück einnehmend, indem ihr kleiner Einspanner dasselbe sich um sie herum vom Boden las. „Ei! pass-„luischui tui!“ (He! Hör' mal du!) rief ihm mein Grieche zu, machte aber ein sehr langes Gesicht, als der Mann, uns den Rücken kehrend und auf- lachend, kurz erwiderte: „Njet ja ne sluischu“ (Nein! ich höre nicht) und durch diese stolze Antwort uns deutlich zu verstehen gab, daß er keiner vom tschornui narod (vom schwarzen Volke) sei, sondern wahrscheinlich ein kleiner malorossianischer Edelmann von $3\frac{1}{2}$ Seelen im Vermögen oder ein Beamter bei irgend einer Registratur. „Jswinitje“ (Entschuldigen Sie), sagte ich ihm, indem ich höflich auf ihn zuing und ihn in dem Tone und der Weise anredete, wie diese Menschen es verlangen. „Entschuldigen Sie unsere „Dummheit, Wui wärno blagorodni tschelowe? (Sie sind gewiß ein „wohlgeborener Mensch?) Wir haben hier ein Pferd, das nicht anziehen will „und uns, da wir schnell fort müssen, sehr hinderlich ist. Würden Sie wohl „die Gefälligkeit haben, dasselbe nach dem nahen Simpheropol wieder zurück- „zunehmen? Wahrscheinlich ist das arme Thier seinem Ende nahe; denn „außerdem ist mir in Ihrem Vaterlande noch kein marodes Pferd vorgekommen.“ Der Mann erklärte sich nun sogleich bereitwillig und wurde ganz für mich eingenommen, da er sah, daß ich einen Mann von seinem Range und Ansehen zu würdigen wußte. Ganz und gar aber wurde er mein Freund, als ich mich bei ihm während des Umspannens nach dem Thun und Treiben der Gräfin N.... erkundigte, von der ich wußte, daß sie gerade in Bakttschisarai war und von der er mir nun erzählte, als wenn er einer aus ihrer Suite gewesen wäre.

Gegen Bakttschisarai hin wird die Gegend wieder etwas belaubter und hübscher, und das bisher verwischte und unübersichtbare Bild der Landschaft zieht sich allmählig wieder in nahe Linien und übersichtbare Formen zusammen. Die Hügel zur Linken haben etwas ausgebildete Haupter. Auch zur Rechten zieht sich eine Decoration belaubter Berge vor die trostlose Steppensfläche, und der Weg läuft endlich in einem freilich nach innen ziemlich weitläufigen, aber doch recht anmuthigen Thale dahin. In Bakttschisarai oder vielmehr in einem nahen Kloster war heute Morgen am 1sten August

gerade eine kirchliche Feier gehalten worden, die alle Jahre an diesem Tage die halbe Christenheit der Krim, viele tausend Menschen, dahin zusammenführt. Da man nun am Tage zuvor zu gleicher Zeit auch eine Messe in Baktischisarai abgehalten hatte, die größte tatarische, welche existirt, so war also die Straße sehr belebt. Uebrigens gehen diese beiden zusammenfallenden Feste einander so wenig an, daß, wie mir ein Karait versicherte, ebenso wenig auch nur ein einziger russischer Kaufmann die tatarische Messe besuche, als ein Tatar es sich einfallen lasse, das christliche Kloster zu betreten. Das Treiben auf der Landstraße war um so regsammer und munterer, da sich überall die stampfenden Rosse einmengten. Denn mühselige Fußgänger waren unter diesen rückkehrenden Pilgern und Kaufleuten nicht zu finden, vielmehr Alles zu Wagen und zu Pferde. Ganze Gesellschaften von Reitern, auf den kleinen tatarischen Bergpferden hockend, flogen an uns vorüber. Die russischen Troiken waren natürlich das Hauptgespann und schossen pfeilschnell an den schweren knarrenden tatarischen Madscharen, die immer bescheiden auf die Seite wichen, vorbei. Diese Madscharen sind ganz schmale, oben und überall verdeckte Kasten, die sich auf vier beständig schreienden, nie geschmierten Riesenrädern *) bewegen. Vorn ist ein Loch zum Hineinkriechen, und man erblickt hier nur den Fuhrmann vorn im Lichte sitzen, ohne erspähen zu können, was er hinter sich hat. Diese Madscharen dienen den Tataren nur als Reisewagen, und ich glaube, ihre sonderbare und unbequeme Einrichtung erklärt sich, wenn man sie als ambulante Harems nimmt. Denn oft sah ich aus der Finsterniß hinter dem Fuhrmanne das neugierige Feuerauge einer Schönen hervorblicken. Entschieden das Hübscheste, was uns von Baktischisarai entgegenkam, waren die großen geräumigen und offenen Wagen der Bauern aus der griechischen Kolonie, die zwischen den beiden oft genannten Städten in der Mitte etwas seitwärts vom Wege im Gebirge liegt. Diese Wagen waren alle voll hübscher lachender und conversirender Menschen, und der eine wie der andere kam mir wie ein festlicher Brautwagen vor. Denn immer in der Mitte, hoch und sichtbar den Präsidentensitz einnehmend, saß alle Mal ein bildschönes Weib, von schöner weißer Gesichtsfarbe mit rabenschwarzem Haare und von oben bis unten in schwarze Seide gekleidet, auf welcher sich der überall verschwendete Goldschmuck ungemein prächtig ausnahm. Vor der Stirn trugen diese griechischen Frauen ein königliches und höchst elegantes

*) Die Tataren schmierern nie ihre Wagen, und wenn daher ein paar solcher Wagen durch's Gebirge fahren, so giebt dieß eine Musik, als wenn Drangoutangs ein Duzend verstimmter Cellos im Walde strichen. Als ich einmal einen Tataren fragte, warum sie denn ihre Wagen nicht schmierern, da das ja so einen abscheulichen Lärm gäbe, antwortete er: „Ei, wozu schmierern? Wir sind ja keine Diebe, die Geräusch zu machen fürchten müßten.“

Diadem, Goldstücke hingen im Ueberflusse auf die Brust herab, und eben so zierten ihren Arm goldene Spangen und aufgereichte Ducaten = Gewinde.

So oft uns ein solcher griechischer Wagen vorüberfuhr, wurden jedes Mal unsere Augen durch das Bild einer oder mehrer solcher gleich schönen und gleich prächtigen Frauen geschmeichelt. Fast alle lächelten festtäglich, wahrscheinlich weil das Lob ihrer Huld von den Lippen ihrer männlichen Begleiter ertönte. Mein Grieche Nikolai erzählte mir, daß diese Leuten im Anfange der zwanziger Jahre aus Kleinasien, meistens aus der Gegend von Sinope, gekommen wären. Sie hätten sich damals in der Zeit des griechischen Aufstandes vor den barbarischen Händen der Türken auf barmherzige russische Schiffe geflüchtet. Diese hätten sie 150 an der Zahl nach der Krim gebracht, wo ihnen dann der Kaiser Ländereien in der bezeichneten Gegend angewiesen. Sie befänden sich hier auf der nördlichen Seite des Pontus, wie ich wohl aus den heiteren Gesichtern selbst schließen könnte, recht wohl. Doch die goldenen Spangen, Diademe und Colliers hätten sie noch von der südlichen Küste mit herüber gerettet. Seine Mutter wäre auch mit darunter gewesen und hätte auch ein Kästchen mitgenommen, dessen Inhalt, wenn er ihn jetzt hätte, ihn wohl überheben könnte, das hundsgemeine Geschäft eines allen Leuten dienenden Dolmetschers zu betreiben. Doch sei es ihnen durch üble Umstände leider nachher wieder verloren gegangen. — Mit großer Sehnsucht schaute ich nach dem Thale der schönen Griechinnen hinüber, das uns zur Seite lag und nach den auf der Landstraße erblickten Proben noch so manches Interessante und Hübsche enthalten mußte. Aber die Schnelligkeit, mit der mich die dringenden Umstände vorüberrißen, wollte mir keinen Besuch gestatten. Die Krim hat übrigens von jeher mit Kleasiens Nordküste, mit der sie aus einem und demselben Wasserbecken gebadet wird, seit der Milesier und Mithridatischen Pontier Zeiten Bewohner bei allen bedeutenden politischen Bewegungen ausgetauscht. Beide empfingen zu gleicher Zeit im Alterthume wie im Mittelalter dieselben Kolonien cultivirter Nationen. Barbaren gingen früher vielfach von den taurischen Küsten nach Kleinasien über, und jetzt umgekehrt, flüchten sich von Barbaren Verfolgte zu den Kindern jener nordischen Skythen und finden an den ungastlichen Küsten des Thoa's gastlichen Schutz. — Diese krim'schen Bergkolonisten sind indeß nur ein kleiner Theil der in jener Zeit aus dem Türkenreiche gegangenen Griechen. Unter den in Odeffa lebenden Handwerkern und Kaufleuten sind viele dieser Klasse aus Trapezunt, Sinope und anderen Städten Kleasiens, und ebenso finden sich viele im russischen Heere.

Ich war eben auf dem besten Wege, auf der Leiter historischer Speculationen und Träume aus den so interessanten Gegenden der Krim mich in die

Gefilde früherer Jahrhunderte zu verlieren, als Nikolai mich daran erinnerte, daß wir Baktschisarai nahe seien. Der Weg wandte sich auch bald zur Linken und führte uns aus dem bisher verfolgten Längenthal in ein die Gebirgsreihen durchschneidendes Querthal, in welchem wir dann auch bald, von hohen Felsenwänden rings umgeben, die alte Chanenhauptstadt liegen sahen.

„Baktscha“ bedeutet im Tatarischen so viel als „Garten,“ und „Baktschi-Sarai“ das „Serail der Gärten.“ — Die Stadt war einige Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt jenes merkwürdigen Staates, der als letzte bedeutende Trümmer des großen Mongolen-Reichs in Europa, auf der Krim, als seiner Hauptburg und Stütze, fußend, seinen unheilbringenden Einfluß weit hinaus über die Dniepr- und Dniestr-Länder und selbst tief in die Wolga- und Weichsel-Landschaften hinein erstreckte, bis Rußlands zauberisch wachsende Macht unter der starken Katharina ihn beseitigte und damit die sämmtlichen nordischen Pontus-Länder einer Cultur und Blüthe eröffnete, die, so lange Menschenfuß sie betrat, noch nie sie beglückte. Hier in Baktschisarai an der Grenze der Steppe und Gebirge, in einer engen Kalkschlucht residirten jene mächtigen Chans, vor denen die alte Czaarenstadt jeden Frühling erzitterte, und um deren Freundschaft zu einer Zeit sich Polen, Russen und Türken gleich eifrig bewarben. Hier vor den Thoren der Gebirge sammelten sich jene wilden Reiterschaaren, welche, Diener der Barbarei, Jahrhunderte hindurch von vielen tausend Quadratmeilen fruchtbaren Bodens den heilbringenden Pflug fern hielten. Auch noch jetzt haben die Tataren, die seit der Vernichtung ihres Staats zu einem liebenswürdigen kleinen Bergvölkchen zusammengeschmolzen sind, eine große Vorliebe und Zuneigung für diese ihre ehemalige Capitale, und sie genießt noch immer einen Schatten ihres früheren Ansehens, das nun aber weniger Gefühle des Schreckens als der Liebe und des Mitleidens erweckt, da es das Ansehn eines jetzt Verblichnen, ehemals Glänzenden ist. Die Russen dulden gefällig diese Vorliebe bei einem Völkchen, das sie wohl nicht besonders mehr zu fürchten haben. Ja sie thun ihr sogar Vorschub, indem sie Baktschisarai den Tataren ganz und gar als ihren eigenthümlichen und ausschließlichen Wohnsitz angewiesen haben, so daß Russen und überhaupt Nicht-Tataren, außer den Beamten, welche das Gouvernement schickt, sich hier gar nicht niederlassen dürfen. Ueberhaupt ist die Vergeltung, welche Moskau an Baktschisarai geübt hat, eigenthümlich; denn während von dieser Stadt aus zur Verbrennung und Plünderung jener unzählige Male in's Feld gerückt wurde, und die Moskowiter nach dem Laufe der Dinge hundertfach sich hätten berechtigt glauben können, jenes feindselige Raubnest vom Erdboden verschwinden zu lassen, haben sie vielmehr im Gegentheil nicht nur die Stadt, wie gesagt, mit einer gewissen Art von

Privilegien geschmückt bestehen lassen, sondern sind sogar auch noch eifrig bemüht, den Palast jener Moskowiten-Feinde zu erhalten und zu zieren. Dieß ist doch ohne Zweifel die Rache der Großmuth und die Vergeltung der Civilisation.

Die Stadt ist daher völlig ohne Trümmer, sehr stark bevölkert und so voll Leben, Musik und Gesang, voll Cymbeln und Paukenschlag, überhaupt noch so ganz tatarisch, als wenn der Chan noch auf seinem Throne säße. Sie bildet daher nicht nur einen sehr schlagenden Contrast mitten zwischen den beiden modernisirenden Städten Sewastopol und Simpheropol, sondern ist auch offenbar eine der merkwürdigsten Städte Europa's. Ein patriotischer Tatar und ein forschender Geschichtschreiber werden, wenn sie sich in Baktischisarai niederlassen, kaum etwas vom siegenden Rußland gewahr und können sich auf das Lebhafteste und Unge störteste entschwundene Zeiten in die Gegenwart hervorzaubern. — Man sollte bei jeder Eroberung doch so menschenfreundlich sein, ein solches Asyl dem stilltrauernden Patriotismus und den Wissenschaften zu Liebe intact zu erhalten und auf die Nachkommenschaft zu überliefern.

Da die Stadt, wie gesagt, in ein enges Kalkfelsenthal hineingeklemmt ist, so hat sie sich bei geringer Breiten-Entwicklung besonders in die Länge ausgedehnt und daher, ungefähr wie Heidelberg, nur in einer einzigen, sehr langen Hauptstraße mit unbedeutenden Verästelungen von Nebenstraßen ihr Leben concentrirt. Diese Straße ist über zwei Werste lang und dabei äußerst schmal. In ihr entwickelt sich aller Handel und Wandel Baktischisarais und zu ihren Seiten liegen die verschiedenartigsten Kauf- und Gewerbsläden, die nicht bloß für die Stadt selbst, sondern auch überhaupt für den ganzen westlichen Theil des tatarischen Gebirgsländchens das Centrum des Kaufs und Verkaufs bilden. In den Kaufläden ist Alles reichlich aufgestapelt, was tatarische und zum Theil auch türkische Kunst (denn Einiges beziehen sie noch jetzt aus Konstantinopel, wie früher Vieles) vermag, und in den Gewerhubuden nebenan sieht man sogleich, wie die Sachen verfertigt werden. Hier an der Gränze der Ebene und des Gebirges, wo deren natürlichster Marktplatz sich entwickeln mußte, häuft sich nicht nur Alles an, was Gebirge und Ebene gewähren können, sondern es wird auch hier Alles begehrt, was beide wünschen. Die russischen Städte sind so weitläufig und ihre Straßen so endlos breit, daß sie dadurch völlig ungenießbar werden und sich in ihrem Inneren eigentlich nirgends ein Bild auffassen läßt. In dem tatarischen Baktischisarai ist dagegen Alles mit der Hand zu langen und so dicht bei einander, daß jeder Schritt das deutlichste und bestimmteste Bild gewährt. Dabei ist Alles, was sich bei uns in die undurchdringlichsten Räume zurück-

zieht, so offen und durchsichtig zu Tage gelegt, daß dadurch die geheimsten Dinge und Geschäfte straßenkundig werden. Die kleinen dicht aneinander gedrängten Häuser sind freilich alle ohne Fenster, dagegen können sie aber ihre ganze vordere Wand, die blos aus hölzernen Klappen besteht, herablassen. Dadurch gewinnen sie nun Licht genug und verrichten zugleich ihre Arbeiten vor den Augen des ganzen Publicums. Die Klappen werden theils zur Seite gestellt, theils lassen sie sich gleich vor dem Hause als Läden oder Tische nieder. In dem einen Hause sieht man nun, wie die Bäcker ihren Mehnteig bereiten und in den Ofen schieben, dessen Wärme man auf der Straße verspürt. In dem anderen Hause übersieht man mit einem Blicke alle die Manipulationen, die man mit der *Bussa* (einem türkischen Getränke) vornehmen muß, um ihr den rechten Geschmack zu geben. Hier sitzt mitten in seinem wie halb durchgeschnittenen Häuschen ein Schneider mit seinen Gesellen und schneidert fort, unbekümmert um die neugierigen Gaffer. Dort enthüllt sich der ganze Organismus einer Küche mit ihrem sämmtlichen Geräthschaftsapparate. Da dampfen die Kohlkeffel und sprudeln die Lammbraten und hauchen ihre einladenden Wohlgerüche auf die Straße, die Hungerigen noch mehr zu reizen. In solchen Küchen kann keine Gistmischerei stattfinden. Im Vorübergehen läßt man sich schnell einen Teller voll Suppe aus dem den ganzen Tag kochenden Kessel geben, ist ihn am Laden auf, nimmt den warmen Braten mit unterwegs und hat zu Mittag gespeist. So wie die Schneider sitzen in einem dritten Hause die Schuster, dann die Mützenmacher, dann die *Asfaltshiks* (Bettdeckennäher) u. s. w. Darauf kommt ein Mal eine ganze Familie schmiegender Zigeuner. Der Vater selbst schwingt den Hammer, die Mutter tritt den Blasebalg und die Kinder schleppen Kohlen, Zangen und Wasser herbei. In den Kaufbuden ist der ganze Vorrath bis auf die letzte Büchse dem Käufer vor Augen ausgekramt, und er kann mit einem Blicke Quantität und Qualität der Waaren überschauen. Die eigenthümlichsten sind die Sattel- und Bügelwerk-Läden, mit den zierlich geflochtenen Kantschus, deren Stiele mit Silberdraht und rothem Saffianleder elegant geschmückt werden, dann die Tabaksbuden, in denen fein geschnittene türkische Tabake thurmhoch locker aufgehäufelt liegen, und allerlei orientalische, sowie auch aus hübschen krim'schen Holzarten gefertigte Pfeifenröhren zu kaufen sind, — ferner die Obsthändler, welche Arbusen und hundert Arten von Kürbissen und Melonen und alles schöne Obst der krim'schen Bergthäler und der Südküste feil bieten. Die Kaffeehäuser haben nach den Straßen zu bedeckte Gallerieen, auf denen den ganzen Tag schlürfende und rauchende Kaffeetrinker sitzen. — Natürlich giebt diese Publicität aller häuslichen Berichtungen einem Spaziergange in den Straßen ein Interesse, welches die

unfrigen nicht haben, wo die Wohnungen abgeschlossen und wie Festungen verriegelt und verdeckt sind und die Straßen weiter nichts als die verbindenden Canäle vorstellen, durch welche fremd die Geschäftigen hindurch eilen. Im Oriente gewinnen die Straßen eine ganz andere Bedeutung, da sie die großen Schaubühnen sind, auf welchen beständig Alle vor den Augen Aller wandeln und handeln. Auf unseren Straßen fühlt man sich oft sehr einsam und vom Ganzen isolirt. Dort fühlt man sich auf der Straße als ein Theil vom Ganzen und ist immer mitten drin, in der Gemeinde aller Uebrigen. Man begreift, daß unter solchen Umständen die Tataren keine Local = Tagesblätter nöthig haben, denn hinter den Coulissen passirt hier nichts. Jedes Neue läuft unmittelbar, wie es passirt ist, brühwarm von Mund zu Ohr herum, und um die Genüsse eines neugierigen *diable boiteux* zu haben, braucht man sich gar nicht die Mühe zu geben, es zu werden.

Die Straßenbevölkerung Baktischisarai's, durch das wir der ganzen Länge nach hinfuhren, bestand aus Tataren, die ihren Geschäften nachgingen, und aus Russen, die das schon erwähnte Fest im nahen Kloster herbeigeführt hatte und die um die Wirthshäuser schwärmten. Die braunen und plumpen Tataren der Ebene waren leicht zu erkennen, und eben so die gewandteren und edler gebildeten, die vom Gebirge herabgestiegen waren. Hier und da zeigte sich auch der weiße Turban eines Hadji, denn selbst von diesen nördlichen Gegenden aus wallfahrtet man noch zuweilen nach Mekka. Einige wenige Türken waren kaum zu zählen. Mitunter eilte ein weißverschleiertes tatarisches Weib scheu durch das Gedränge, in welchem sich aber die von rothen, grünen, gelben und blauen Tüchern und Kleidern wie Papageien glänzenden russischen Weiber desto bemerklicher machten, da sie in der Regel mit ihrer bei den Russen so beliebten Corpulenz den Raum für zwei Personen von der engen Straße wegnahmen. Auch hübsche schwarzgoldene Griechinnen aus jener Kolonie fehlten nicht, und Karaiten waren überall geschäftig. Durch diese Menge ruderten wie gigantische Schwäne zuweilen einige mit Waaren beladene Schiffe der Wüste, geduldige Kameele mit mattem Auge, berittene Leute in Menge, und endlich kamen dann noch solche unruhig himmelnde russische Troiken dazwischen, wie die unfrige, die immer in dieses stille orientalische Straßen-Gewirr gleich trübes Wasser bringen. Obgleich wir unseren Jämstschik mit Gewalt zurückhielten, verursachten wir doch, bald hier, bald dort anstoßend, durch das Schreien und Drohen unsers Kutschers auf dieser kleinen Tour in der Baktischisaraischen Straße mehr lautes und stilles Aergerniß als auf unserer ganzen krim'schen Reise. Es wäre hübsch, wenn einmal die Gebrüder Gropius in Berlin ihre Zuschauer durch eine solche orientalische Straße mit allen ihren interessanten abwechselnden und bunten Bildern

in ihren schönen Panoramen-Buden hindurchfahren lassen könnten, auf ähnliche Weise wie in ihrem Periplus im Busen von Baja. Es würde das unterhaltendste Schauspiel von der Welt abgeben.

Der ehemalige Palast des Chans ist, wie gesagt, völlig von den Russen erhalten und wiederhergestellt worden. In einigen der zu ihm gehörigen Gebäude hat man die Zimmer zum Theil recht hübsch, zum Theil brillant im orientalischen Geschmacke mit Stoffen aus Konstantinopel ausgeschmückt und meublirt und sie für den Empfang hoher Gäste bereitet. Aber auch anderen Fremden, wenn sie durch ein gewichtiges Schreiben oder durch sonst Etwas, was Gewicht hat, sich empfehlen, ist es leicht, dort Quartier zu erhalten. Meine mir vorausgeeilten Reisegefährten hatten bereits von ein paar niedlichen Divanzimmern, mit Teppichen und Vorhängen reichlich versehen, Besitz ergriffen und keiften mir schon aus den Fenstern Sr. weiland chan'schen Hoheit über mein langes Ausbleiben entgegen, als ich am Palastthore hielt und mit dem Thurmwächter über meinen Einlaß parlementirte. Außer den Zimmern, Teppichen und Polstern wird den Fremden aber auch nichts auf Rechnung der Chans verabfolgt, und für Bedienung, Speisung u. s. w. muß man selber sorgen.

Ueber Lage und Plan des Palastes läßt sich Folgendes bemerken. Er liegt ungefähr in der Mitte des langen Baktischisarai und theilt dasselbe mit seinen Höfen, Gärten und Gebäuden in zwei nicht ganz gleiche Theile. Er ist in seinem ganzen Umfange durch hohe Mauern oder durch die gegen die Außenseite hin Fronte machenden Gebäude selbst, die nur ein großes Eingangsthor haben, klosterartig in sich abgeschlossen. Von außen gewährt er nirgends eine malerische Ansicht, eine desto gefälligere aber gleich im ersten Hofe, in welchen man durch jenes Eingangsthor tritt. Dieser Hof bildet ein großes Parallelogramm, und die Theile des Palastes liegen alsdann, wenn man dem Thore den Rücken wendet, in folgender Ordnung. Zunächst erhebt sich der Flügel, durch welchen das Thor selbst gebrochen ist; in ihm befinden sich viele Zimmer für Gäste und die Wohnungen der Schloßbeamten. Wahrscheinlich hatte er auch ehemals dieselbe Bestimmung. Zu den Zimmern seines zweiten Stocks führen breite, lustige Treppen und Galerien, von denen aus sich das Ganze höchst anmuthig überschauen läßt. Zur Linken liegt die Schloß-Metsched, zugleich die größte von Baktischisarai, und weiterhin einige große Mausoleen, verstorbenen Chans zu Ehren gebaut, und dabei der chan'sche Todtengarten. Zur Rechten läuft der eigentliche Hauptkörper des Palastes, mit den Zimmern des Chans selbst, mit den Audienz- und Gerichtssälen u. s. w. Ein Theil dieses Gebäudes enthält zwar für den Empfang hoher Gäste prächtig ausgeschmückte Zimmer, je-

doch werden die interessantesten Räume nur erhalten und übrigen unbenutzt gelassen. Vor den Zimmern, die der Chan selber bewohnte, läuft eine liebliche Gartenterrasse hin, d. h. eine durch Aufschüttung und Ummauerung bewerkstelligte Erhöhung eines Theils des Hofes, die mit Weinlauben, Blumenbeeten und Fontainen geziert ist, und auf welcher die Chane selbst zuweilen den Gärtner spielten. Diese Gartenterrasse mit den zum Theil aus der Häuserfronte in ihr freundliches Grün hervortretenden Gartenzimmern bildet die lieblichste Partie des Palasthofes. Die in ziemlicher Entfernung der Eingangsseite gegenüber liegende Seite des Hofes ist bloß von einer hohen Mauer begrenzt, deren Mitte aber ein hübscher stets sprudelnder Brunnen ziert. Der bezeichnete *corps de logis* des Palastes zur Rechten hat wiederum zwei gewölbte Durchgänge. Sie führen in ein paar andere Höfe, in welchen ebenfalls Springbrunnen = Geplätscher in lieblichem Echo von den Wänden der Gebäude zurückschallt. Auch hier war jetzt Alles voll von russischen Festgästen. Wozu diese Höfe früher gedient haben mögen, weiß ich nicht. Endlich führen aus den Zimmern des Chans selbst Eingänge zu den Höfen, Gärten und hübschen Gefängnissen seiner Frauen.

Der Zudrang von Zuschauern war heute unglaublich groß, und alle Viertelstunden hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, die Einlaß begehrte. Griechische Weiber und russische Tschinnowniks mit ihren Familien und Kaufleute mit ihren dicken Frauen, wie auch Offiziere mit ihren Geliebten, trabten nun scherzend und wohlgemuth herum, wo noch vor ein paar Menschenaltern so vielfaches Ungemach für ihre Großväter ausgebrütet wurde. Die Tour, welche man die Reisenden gewöhnlich in diesem Palaste machen läßt, ist diese: zunächst tritt man durch eine große eiserne Pforte in eine hohe Halle oder ein Vorhaus, von wo aus überallhin Thüren zu den wichtigsten Gemächern des Hauses selber gehen. In dem Vestibulum sprudelt natürlich wieder von allen Seiten aus schönen marmornen Becken und Postamenten in hübschen Fontainen das allen Mohamedanern so kostbare Element des Wassers. Jede Fontaine hat, wie auch fast jedes Thor und überhaupt jeder Theil des Palastes, eine arabische Inschrift, welche den Namen und Ruhm Dessen verkündet, dem er seinen Ursprung verdankt. Auch hat jede Fontaine, wie jedes Thor einen eigenen Namen, ein Zeichen, welches Gewicht die Mohamedaner auf Beides legten. — Die Russen haben die tatarischen Benennungen in ihre Sprache übertragen, und so nannten sie uns die eine Fontaine: „Solotoi Fontan“ (Gold = Fontaine), dieselbe, welche zur mohamedaner Zeit „Selsebil“ hieß. Die andere „Duduschni Fontan“ (Blöthen = Fontaine) und eine dritte „Slesni Fontan“ (Thränenbrunn). Von den Inschriften bemerke ich nur wegen ihres orientalisch = poetischen Bombastes

die, welche über der Gold = Fontaine steht: „Ruhm sei Gott, dem Höchsten!“ heißt es, „das Angesicht von Baktschisarai ist geschmückt durch die heilbringende Sorgfalt des erleuchteten Krim = Gerai = Chan. Denn er ist es, der mit reichspendender Hand den Durst seines Landes stillte, indem er sich vornahm, eine noch größere Wohlthat zu verbreiten, wenn Gott ihm dabei helfen wird.“ (Vielleicht wird hier auf den Plan dieses Fürsten angespielt, sich völlig unabhängig von der Pforte zu machen.) „Sein feines Auge war es, das diese köstliche Quelle krystallinen Wassers entdeckte. Wenn irgend auf dem Erdenrunde eine andere dieser ähnliche Fontaine existirt, so möge sie sich zeigen! — Die Städte von Scham (Syrien) und die von Bagdad haben wohl viele Wunder geschaut, aber sie haben nie eine so herrliche Fontaine erblickt.“ Dann heißt es weiter: „Der Autor dieser Inschrift nennt sich K e g h i. Wie ein Mann, der gequält von Durst, wird man das Geschriebene lesen durch das Wasser hindurch,“ (das Wasser fällt nämlich vor der Inschrift herab), „welches durch Röhrchen quillt, so fein wie der kleine Finger. Was aber verkündet die Inschrift? Was will sie dich lehren? — Komme heran, zu trinken von diesem schönen Wasser, welches aus dem reinsten der Brunnen quillt, denn es verleiht dir Gesundheit.“ — Die Inschrift über der eisernen Thüre ist wegen des Titels, auf den die Chane Ansprüche machten, merkwürdig. Sie lautet: „Die Errichtung dieser Pforte ist befohlen worden von dem Herrn der beiden Meere (wahrscheinlich des asow'schen und schwarzen) und dem Gebieter der zwölf Provinzen, Khadgi = Gerai = Chan, dem Sohne von Mengli = Gerai, dem Sultane und Sultanssohne, im Jahre 953. Möge Gott der Herr ihnen beiden ihre Sünden vergeben und sie der ewigen Seligkeit würdig finden.“

Die sonderbarste von allen Fontainen ist die „Thränenquelle.“ Es kommt das Wasser hoch aus dem Marmor des Brunnens hervor und läuft in ein Marmorbecken. Unter diesem befinden sich zwei kleinere, in welche es getheilt überfließt. Unter diesen beiden befinden sich wiederum mehre kleine Schüsseln, und so bis unten hin noch andere, wo denn das spärlich fließende Wasser zuletzt nur in einzelne Tropfen oder Thränen aus einem in's andere übergeht. „Bei Gelegenheit dieser Thränen und damit wir das verstanden,“ sagte unser Cicerone, „müsse er uns eine recht hübsche, aber wegen der Thränen natürlich auch traurige Geschichte erzählen, wenn etwa nicht schon alle die Herrschaften die Geschichten der Marie Potocka aus dem berühmten Gedichte Puschkins: Baktschisaraiski Fontan (die Quelle von Baktschisarai) kannten.“ Obgleich dieß bei dem größten Theile der Russen allerdings der Fall war — denn die Sache fängt nun an so berühmt zu werden, daß man sie nicht mehr ignoriren darf, und schon vorher hatten wir

auf dem Hofe ein paar Tataren und Russen Manches von Marie Potocka erzählt und so vertraulich von dieser längstentschlafenen Schönen gesprochen, als wenn sie sie noch gekannt hätten — so zog man sich doch unserer Unwissenheit wegen ein wenig in das Gartenzimmer der Chane zurück, um die Geschichte noch ein Mal anzuhören, wie sie jetzt mit Hülfe der Dichter und des Volks gleich einer griechischen Mythe ausgeschmückt ist. Dieß Gartenzimmer ist achteckig, tritt fast ganz in den Garten hinaus, hat auf allen Seiten ein buntbemaltes Gitterwerk von kleinen dünnen, kreuzweise übereinander geschlagenen Holzlatten, an den Wänden rund herum bequeme Divans und in der Mitte eine aus hundert kleinen Canälen hervorperlende Fontaine, die das Wasser dicht vor unseren Füßen auf den Marmorboden hinplätschern ließ. In dem Zimmer herrschte die duftreichste Kühle, und unsere ganze Gesellschaft erlabte sich derselben, in recht malerischen Attituden auf den Divan = Polstern ruhend. Ich kam glücklicherweise an der Seite eines hübschen kleinen rosenwangigen russischen Blauauges von höchstens 16 Jahren zu liegen, das alle kleinen Complimente, die man ihm machte, immer mit dem beifälligsten Gelächter aufnahm. Bei jedem Zimmer, das sich uns eröffnete, und wenn es auch die steinkahlsten Wände hatte, rief sie sogleich, noch kaum in die Thür getreten: „ah kak etto milo! kak charascho.“ „Ach, wie ist das niedlich! „wie lieb und hübsch!“ Während der rührenden Erzählung, die nun gleich der russisch = tatarische Cicerone begann, neckte sie immer mit allerlei Störungen, hielt ihr feines Füßchen vom Divan aus unter den Wasserfall, und als sie einmal zu bemerken glaubte, daß ich bei der traurigen Erzählung gerührt werden wollte, drehte sie einen der krummen Hähne an der Fontaine, mit denen man das Wasser nach allen Richtungen leiten konnte, so um, daß mir der ganze Strahl in's Gesicht ging. „Sie wolle meinen Thränen nachhelfen,“ sagte sie. — Weiber spotten immer über die Thränen, die man um Andere ihres Geschlechts vergießt. — Nun also, Gräfin Marie Potocka wurde auf einem der vielen Schlösser geboren, welche ihr reicher Vater so zahlreich zerstreut im weiten Polenlande besaß, und wuchs zur Freude ihrer Aeltern und der Göttinnen der Schönheit als ein herrliches und tugendhaftes Mädchen empor. In ihrem achtzehnten Jahre aber, als eben die Rose sich der schönsten Entwicklung ihrer Blüthe näherte, brach ein vernichtender Sturm in ihren Garten herein. Der wilde und kriegerische Chan der Tataren Mengli = Geraï that einen unverhofften Einfall in das Gebiet der Polen, seiner bisherigen Freunde, legte rund umher Alles in Thränen und Asche und unter Anderem auch das alte und reiche Schloß der berühmten Grafen Potocka, auf dem die schöne Maria lebte. Der Vater der Maria wurde getödtet, die Mutter verjagt, und das Schloß seiner

Kostbarkeiten beraubt, unter denen allen aber dem Mengli-Gerai keine so köstlich schien als die schöne Tochter des Hauses, die man ihm als seine herrlichste Sklavin vorführte. Das Herz des jungen Chans wurde beim Anblicke der edlen Polin wie vom Blitze getroffen und erglühte alsbald von einer Liebe zu ihr, die ganz anderer Art war als die Zuneigung, die ihn mit seinen Harems-Damen verband. Er empfand wahre Liebe für sie und zugleich alle Schmerzen, mit welchen Eros die Seele quält, so lange nicht sein ersehnter Anteros erscheint. Das Herz des bisher wilden Herrschers wurde gebändigt, und er selbst der nachgiebigste Sklave seiner schönen, aber vom Schmerz geknickten Gefangenen. Er machte dem Kriege sogleich ein Ende und kehrte nach Hause zurück; indem er die ihm so süße Polin zu seiner und seines ganzen Heeres Herrin machte. In Baktischisarai gab er ihr nicht im Harem, sondern in seinem eigenen Palaste Zimmer, die er ihr von europäischen Künstlern einrichten ließ, und that überhaupt alles Erdenkliche, um ihre Liebe zu gewinnen. Ein anderes Zimmer seines Palastes befahl er zu einer christlichen Kapelle für sie auszuschnücken und gab gefangene Priester los, ihren Gottesdienst zu besorgen. Die Gärten ließ er für die Angebetete freundlich bauen und gab ihr Sklavinnen in Fülle, ihre schöne Person zu bedienen. Mit einem Worte Alles, Alles gab er ihr, nur ein Einziges nicht, — denn es hing sein ganzes Glück und Heil daran — Eines nicht, wonach die Trauernde allein verlangte, die Freiheit und die Rückkehr in's theuere Vaterland. Marie war gut und konnte den Chan nicht schelten, war auch freundlich gegen ihn und dankte ihm für seine Wohlthaten, nur Eins, verweigerte sie ihm, — denn es hing ihr ganzes Heil und Glück daran — das Eine, wonach dem Betrübten allein verlangte, die Liebe und einen zusagenden Blick. — Der Chan versiel in tiefe Melancholie und litt große Schmerzen im stürmischen Toben seiner Leidenschaft. Die Polin badete sich täglich in Thränen und verzehrte sich in Gram. Beide rangen nun vergebens nach Rettung aus ihrem Jammer, der Eine nach einem Besitze sich sehnend, der ihm so fern war wie die Sterne, die Andere einen Verlust beweinend, zu dem sie durch alle die umliegenden Wüsten hin keinen Weg erblickte. — Es ist nicht bekannt, wie lange sie unter diesen Verhältnissen beisammen gelebt haben mögen, und wie lange die Furien an dem Gifte braueten, das dazu dienen sollte, diesen unlösbaren Knoten orientalisches-tragisch zu lösen. Das Ende drohte, wie man leicht erwarten konnte, von jenen Gartenhäusern her, in denen die Frauen des Chans lebten. Unter diesen zeichnete sich besonders eine schöne Grusinerin aus, die der Chan vor seinem Zuge in's Polenland Allen vorgezogen und von den Weibern seines Harems am meisten geehrt hatte. Die orientalischen Weiber leben nur für ihren

Herrn, und all' ihr Glück und Unglück, alle ihre Freude und Trauer wird bloß durch die Gunst bedingt, in der sie bei ihm stehen. Wenn eine europäische Frau das Unglück hat, die Liebe ihres Gemahls zu verlieren, so hat sie doch tausend andere Mittel, sich das Leben zu erheitern und ihm auf andere Weise einen Werth zu geben, die Orientalin hat keines. Mit der Gunst ihres Gebieters entsinkt ihrem Leben der Inhalt. Daher sind denn auch, wie weltbekannt, die orientalischen Harems der Sitz beständiger Intriguen und Verschwörungen. Es läßt sich darnach ahnen, wie die Stimmung gegen die schöne Fremde, die den Herrn und Chan so umgewandt und die bisher herrschenden Reize so gedemüthigt und annullirt hatte, im Harem sein mochte.

— Die Grusinerin, die um so eifersüchtiger, rachgieriger und unerbittlicher war, je mehr sie sich großer Reize und Schönheit bewußt war, beschloß den Untergang ihrer unschuldigen Nebenbuhlerin, die dieß doch so ganz wider Willen war, und verschwor sich zu dem Ende mit einigen ihrer vertrauten Frauen, indem sie hofften, wenn nur jene Sonne vernichtet, den Chan wieder zur Anbetung seiner alten Sterne zurückzuführen. Sie schlossen sich daher, ihre feindseligen Pläne unter der feinsten Maske der Freundschaft bergend, liebeich an die Fremde an, besuchten sie fleißig, schmeichelten ihr und trockneten ihre Thränen. Alsdann luden sie sie zu Zeiten in ihr Harem ein und gaben ihr dort glänzende Feste mit Tanz und Musik. Die heuchlerische Grusinerin gewann so die Freundschaft der unglücklichen Maria Potocka, die sich gern in ihrer rettungslosen Lage einem weiblichen Wesen hingab und mit der kaukasischen Schönheit, der es auch nicht an Geist gebrach, vertraut die Abende verbrachte, bis denn endlich an einem schlimmen Tage, wo sie auch so scheinbar traulichen Gespräches pflegten, die Barbarin, die Alles vorbereitet hatte, die Maske abwarf, das edle Polenkind erdolchte, mit Hülfe ihrer Begleiterinnen völlig um's Leben brachte und im Garten vergrub. So gewandt und leicht die Sache ausgeführt war, so schwer war sie zu verbergen. Der vom Schmerze überwältigte Chan ahnete bald, wo die Höhle der Räuber seines Kleinods zu suchen. Der ganze Hergang der Mordthat wurde ihm entdeckt. Seine Rache war schrecklich. Die Helferinnen ließ er einfach tödten, aber die Grusinerin, die einstens ihm so Theuere, ergreifen, an die Schwänze seiner Pferde binden und ihren schönen Leib zerreißen. Seiner geliebten Polin aber ließ er ein hohes Mausoleum bauen, worin sie begraben liegt. Alsdann baute er jenen Thränenbrunnen, der, als ein Monument seines und seiner Potocka nie versiegenden Schmerzes, nun schon seit so vielen Jahren Tag und Nacht Thränen in Fülle vergießt. Er soll sie nicht haben vergessen können und sich bald wieder in große Kriege und Schlachten gestürzt haben, bis ihn endlich seine Leute aus einem dieser

Kämpfe todt nach Hause brachten. — „Ich bitte Sie nun, meine Herren und Damen, mir zu folgen,“ setzte unser Cicerone hinzu, „um sich in dem Palaste selber zu überzeugen, daß ich nichts Unwahres gesagt habe. Die Thranenquelle haben Sie schon gesehen. Das Mausoleum bitte ich dort über dem Hofe sich anzuschauen, die Zimmer und die Kapelle unserer unglücklichen Potocka werde ich Ihnen zeigen, und auch das Harem der tigerwildnen Grusinerin kann ich Ihnen öffnen, wenn Sie es wünschen. Sie werden dann sehen, daß sich Alles bis auf's Härchen so verhielt, wie ich's sagte.“

Als während der Erzählung meine schöne Nachbarin mir die Fontaine in's Gesicht leitete, fiel mir ein anderes Geschichtchen ein, das der Baron de Tott, welcher vor 100 Jahren hier in Baktschisarai am Hofe des Chans Maksud Geraï eine Zeit lang lebte und die tatarischen Herren viel mit Feuerwerk und Elektricität amüfirte, in seinen Memoiren erzählt. Der Baron hatte nämlich einen Hund, Namens Diamant, den er seiner Poffen wegen liebte, der aber sonst weiter keine vorzüglichen Eigenschaften besaß und insbesondere auf der Jagd gar nichts taugte. Weil er ihn aber immer sorgsam zu Hause hielt, so hatten die Tataren sich eingebildet, es müsse etwas ganz Absonderliches dahinter sein, und dem Chan davon erzählt. Dieser faßte nun die Meinung, daß der Hund gewiß ein ganz ausgezeichnete Jäger sei und ihm bei den Jagden trefflich dienen könne. Er lag daher dem Baron trotz dessen Gegenvorstellungen so lange mit Bitten an, bis er ihn eines Abends holen ließ. Diamant, der etwas tölpisch war, burzelte gleich beim Eintritt in's Zimmer in das Marmorbecken, in welches die Fontaine fiel, und sprang dann so pudelnaß auf seinen Herrn zu, den er, sich schüttelnd, überall bespritzte. Da der Chan den Baron darüber herzlich auslachte, so nahm der Hund dieß für eine ihm zuge dachte Freundlichkeit, sprang Seiner Hoheit selber auf den Schooß, ihn auf gleiche Weise bepatschend und den Bart leckend, und brachte ihn dadurch sehr aus seiner türkischen Contenance. Allein, sagt der Baron, in der ersten Gluth der Gunst wird dem Günstlinge mancher Fehler verziehen, und erst am folgenden Tage, wo der Hund auf der Jagd bald den Lieblingsfalken des Chans mit sammt dem herabgestoßenen Wilde aufgefressen hätte, überzeugte man sich, daß es besser wäre, wenn der Baron den Diamant wieder bei sich auf dem Zimmer behielte. „Wenn Sie mich nun noch ein Mal so pudelnaß machen, wie Diamant seinen Baron,“ sagte ich zu meinem Blauauge, „so werde ich Ihnen auch, wie dieser dem Chan, auf den Schooß springen und nicht eher wieder heruntergehen, als bis Sie mich abgetrocknet haben.“ — „So so! und dann werde ich nicht erst wie der allzugeduldige Chan den morgenden Tag abwarten, um Sie als unnütz auf Ihr Zimmer zu schicken,“ sagte die Kleine ganz schnippisch,

rief aber gleich darauf wieder, in die Hände klatschend: „Ach wie hübsch, ach „wie niedlich!“ Denn wir waren weiter gegangen, und es hatte uns ein anderes Zimmer seine Pforten geöffnet, welches uns der Führer als den großen Gerichtssaal des Chans bezeichnete.

Wie die meisten mohamedanischen Herrscher, saßen nämlich auch die alten Tatarenfürsten selber täglich zu gewissen Stunden zu Gericht und sprachen promptes Recht. Die Einrichtung war dieselbe wie in dem Serail zu Konstantinopel und auch an anderen Orten der orientalischen Welt. Das Gerichtszimmer selbst war groß und geräumig und mit seiner jetzigen, neuen Vergoldung und Ausmalung sogar prächtig. Aber auch ohne sie gab es in Größe und architektonischen Proportionen ähnlichen Sälen des westlichen Europa's aus dem vorigen Jahrhunderte nichts nach. Jedenfalls war es vorzüglicher als der alte, schiefwinkelige Römersaal der deutschen Kaiser in Frankfurt, oder der Saal Karl's des V. in Augsburg, oder der Krönungssaal der Saaren in Moskau. Die Angeklagten wurden durch eine Mittelthür eingeführt und gingen, je nachdem ein Schuldig oder Unschuldig über sie ausgesprochen war, entweder links ab, um in's Freie zu hüpfen, oder rechts, um in einem dunkeln, kleinen Neben-Appartement sogleich ihre Schuld mit schnell applicirter, wohlverdienter Strafe zu büßen, sei es mit dem Haupte, oder mit einigem Fußsohlenkizel, oder sonst auf andere Weise, Alles ganz so, wie bei Rhadamanthus in der Unterwelt, bei dem auch kein langweiliger, schriftlicher Proceß geführt wurde, und von dem aus ebenfalls gleich die Wege rechts in die elysäischen Gefilde und links in den Tartarus führten. Ob die Tataren übrigens bei dem Tausche einer freilich oft übereilten, meistens jedoch wohl das Rechte treffenden, immer aber wenigstens schnell das Uebel des Haders und Streites beseitigenden Rechtspflege mit einer freilich nie zu raschen, doch aber auch oft irrenden und stets den Hader und die Ungewißheit verewigenden Justiz, die Europa ihnen gebracht hat, viel gewonnen haben, darüber muß man sie selber nicht fragen, denn sie sind durchaus so blinde Anhänger der alten Weise, daß sie gern alle ihre Proceße darnach entschieden hätten.

Im Garten der Chane fanden wir unter anderen einen sehr alten, starken, breitverzweigten Weinstock, der offenbar noch von den Chanen selber gepflanzt sein mußte und doch noch die herrlichsten Trauben trug. Wir ruhten einen Augenblick unter der schönen Weinlaube, erquickten uns mit ihren herrlichen Früchten und lobten, uns an dem Anblicke des freundlichen Palasthofes weidend, die Chane, daß sie statt der im Norden verwüsteten Tannenwälder doch hier fruchtbare Weinstöcke gepflanzt. Alsdann eilten wir in die Zimmer der Maria Potocka und träumten uns auf ihren Divans, bei ihrem Kamine,

über dem noch das steinerne Kreuzchen, das ihre christlichen Steinmehnen darüber angebracht hatten, zu sehen war, einen Augenblick in die schöne, stets von Trauerelegieen erklingende Seele dieser wunderreizenden Gefangenen hinein. Die Konstantinopolitanische Kommode war auch noch da, aus der das liebe Mädchen alle Morgen die seidenen Kleider nahm, um ihre zierlichen Glieder in Trauergewand zu schmücken. — Nach den Zimmern dieser neueren Iphigenie folgte eine Reihe von Gemächern, die schon gleich nach der Eroberung der Krim von Potjomkin für den Empfang Katharinens prächtig ausgeschmückt und jetzt noch eleganter à la Turque mit Vorhängen (statt der Thüren), Teppichen, Sultanen, Divans und sonstigem Polsterwerk möblirt waren, da im vorigen Jahre die jetzige Kaiserin Rußlands, seit Katharina die zweite, welche die Krim besuchte, sie bewohnt hatte. Auch die meisten dieser Zimmer hatten statt der Fenster jenes von außen mit Blumen und Festons bemalte Holzgitter. — Dann gingen wir die kleine Treppe hinab, die zum Harem führte, und wo ehemals wohl so manche hübschgeschmückte Tscherkessin mit pochemdem Herzen zu den Gemächern ihres Gebieters hinaufgestiegen sein mochte. Der Harem war übrigens sehr klein und höchstens auf vier Frauen eingerichtet. In der That sollen auch die Chane außer den Sklavinnen der Frauen nie mehr darin gehabt haben als diese dem Koran gemäße Zahl. Vor einem der Frauengemächer stand mit Kreide angeschrieben: „Der Oberst Turiewitsch und der Generaladjutant Sr. Majestät, Kavelin.“ Diese beiden Herren hatten nämlich bei der vorjährigen Anwesenheit des Kaisers zu ihrer Wohnung den Harem angewiesen erhalten und mochten es sehr bedauern, alle Vögelchen, die hier früher nisteten, so rein ausgeflogen zu finden und von keiner tscherkessischen Prinzessin eine freundliche Einladung zu erhalten. Dagegen war es wieder ein Glück für sie, daß alle die alten Chane so ruhig auf ihrem Friedhofe schliefen, da bei den Tataren nirgends wie bei den abergläubigen Christen die Todten in ihren irdischen Wohnungen unruhig umgehen. Die Gartenkioske, in denen sich die Chane mit ihren Frauen zu unterhalten pflegten, waren auch noch da, alle mit hübschen Springsbrunnen versehen, eben so der Kiosk, in dem sie ihre Jagdfalken fütterten, auch der hoch ummauerte Grasplatz, auf dem die Damen spielten, so wie die alten Ballnußbäume, die sie im Herbst unter Scherz und Spiel ihrer Früchte beraubten. Wie gesagt, es fehlte hier nichts von Allem, was ein orientalischer Fürstenpalast zu bieten vermag, als ein so artiger fürstlicher Wirth, wie der Baron von Tott hier noch vor 100 Jahren in dem Chane Maksud = Gerai fand.

Wir bestiegen einen der Thürme des Harems, der wahrscheinlich für die ehemaligen Bewohnerinnen desselben errichtet war, um sie doch dann und

wann ein Mal über die hohen Mauern ihres Klosters in die übrige Welt hinausblicken zu lassen. Man übersah von hier aus die ganze eigenthümliche Stadt mit ihren vielen Minarets und Metscheds (sie soll deren noch jetzt über dreißig haben, freilich lauter kleine) und mit ihren unzähligen, unglaublich langen, mit den Minarets und hohen Pappeln um die Wette zackig aufstrebenden Schornsteinen. Da die Häuser dabei äußerst niedrig sind, so sieht die Stadt, von gewissen Standpuncten aus betrachtet, wie ein Wald von Thürmchen, Schornsteinen und Pappeln aus. Sie erscheint von dieser Höhe aus durchaus wie in einem sehr regelmäßig gebildeten, runden Kessel liegend, da die Länge des Thales perspectivisch verschwindet und sein oberer und unterer Ausgang durch Krümmungen verdeckt ist. Häuser, Bäume und Gärten gehen noch ein wenig an diesen Wänden hinauf, aber der obere, steile Rand der Felsen ist eine ganz kahle, weißgrauliche Kalkwand. An diesem Rande liegen rund umher einige ungeheuerere, anderswo losgetrennte und hier deponirte Felsstücke, deren wunderliche Gestalt um so mehr auffällt, da sonst der Felsenrand sehr regelmäßig ausgerundet und geglättet ist. Diese Felsstücke haben die Baktschisaraischen Bürger mit verschiedenen Namen belegt, die ihre Form erläutern. Der eine heißt „die Moschee“, der andere „das Kameel“, der dritte „die Mütze“ u. s. w. Unsere anmuthige Begleiterin, die freundliche „Ach wie hübsch“, pflückte uns noch einige Blumen aus dem Garten der Harems-Damen, und wir bestiegen dann, mit diesem hübschen Talismane gegen Unglück geschützt, unsere kleinen Bergpferdchen, die schon lange im Schloßhofs hartend stampften. Wir eilten zu einer kleinen Ausflucht in die Umgegend von Baktschisarai. Das Ziel unseres Rittes war Djussut-Kale, der Felsensitz jener merkwürdigen Secte der Juden, der Karaiten. Der Weg führte durch den oberen Theil der Stadt, alsdann bei der Zigeunerstadt vorbei, durch das sich sehr verengende Felsenthal, ferner in eine der oberen Verzweigungen dieses Thales hinein, bei dem Kloster des wunderthätigen Bildes der Mutter Maria vorüber, endlich in den obersten Thalwinkel zu dem Felsen Djussut-Kale's selber hin.

Die Baktschisaraische Vorstadt der Zigeuner ist das merkwürdigste Stück von menschlichem Schmutz, Elende und Dürftigkeit, was man sehen kann, und ein amerikanischer Whigwham muß ihr darin entschieden den Vorrang lassen. Diese elenden und armseligen Menschen von schmutziger, dunkelbrauner Hautfarbe, mit stets zottigem und struppigem Haare, bis zu den Jahren der Mannbarkeit Mädchen wie Knaben vollkommen nackt wie die Statuen wandelnd, und von da an sich in Lumpen dürftig hüllend, wohnen hier wie die Schakals in den Höhlen, welche das Wasser in dem weichen Kalkfelsen ausgearbeitet hat. Die, welche nicht in den Höhlen Raum finden,

haben sich aus Lehm, Strauch und Schilf ein dürftiges Obdach an die Felsen gelehnt und verleben darin Tage, von denen Keiner, wenn er nicht ein Zigeuner ist, begreifen kann, wie ihre ekle Last sie nicht erdrückt. Außer Schweinigeln, die sie mit Begierde essen, außer einigen Blättern schlechten Tabacks, den die Männer wie die Weiber fortwährend rauchen, und freilich auch außer einigen Goldstücken, welche die Mädchen auf ihren rothen Fesseln nähen, erscheint ihnen so Weniges wünschenswerth, daß sie sich dieß mit dem Hammer (die meisten sind Schmiede) mit Leichtigkeit und ohne viele Mühe erschwingen. Viele treiben auch das bei allen Zigeunern beliebte Geschäft des Pferdehandels, und außerdem sind sie — kein Ohr, das sie gehört, wird dieß je vergessen — die Musiker der Krim. — Kaum waren wir in das enge Defilé ihrer Felsen eingetreten, so bombardirten sie uns mit einer Musik, die uns schneller davon jagte, als wenn die Violinbogen tausende Degenklingen, die Töne der Päckelpfeifen zischende Kugeln und die zahlreich geschlagenen Handtrommeln schweres Geschütz gewesen wären.

Das Kloster der wunderthätigen Maria bei Baktischisarai (das Uspenski monastir) ist in die Mitte der hohen Felsenwand des Thales der Art an dem Steine befestigt, daß man nur zu Fuße auf Leitern und angelegten hölzernen Treppen dazu gelangen kann. Es befindet sich hier ein Spalt nebst einer kleinen Höhle im Steine. Dieser Felsenmund, den die Tataren eben für weiter nichts Besonderes hielten, soll nun nach der Christen Aussage schon lange mit jenem kostbaren Schätze, ich meine mit jenem alten, häßlichen Bilde der so schönen Mutter Maria, schwanger gegangen sein, aber so lange die Chane, die den christlichen Aberglauben nicht aufsprießen ließen, herrschten, nicht recht gewagt haben, damit herauszurücken. Nachdem die Chane gestürzt, soll er dann auf ein Mal damit hervorgetreten, die Mutter Maria dort oben erschienen sein und zu ihrer Anbetung aufgefordert haben. Es siedelten sich hier alsbald einige fromme Geistliche an. Wohlhabende russische Kaufleute leisteten Vorschub. Der Eine schmückte die zur Kirche eingerichtete Höhle mit Altargeschenken, der Andere ließ ein Haus dabei aufführen, das künstlich auf aus den Felsen hervorstrebende Balken gestellt ist, ein Dritter führte in einem Aquaducte klares Wasser herzu, das nun ihm und der Felsenmaria zu Ehren dort sprudelt und jeden herankletternden Pilgrim erquickt. Da die Krim noch wenig Wunder dieser Art zählt, so ist das jährlich hier gefeierte Fest von unzähligen Christen besucht, die nicht nur aus der Insel Krim, sondern auch von dem Continente aus Neurußland und selbst der Ukraine herbeiströmen, denn das Fest der Felsenmutter hat in allen diesen Ländern in der letzten Zeit immer mehr an Ruf gewonnen, und sein Name scheint einer der berühmtesten im ganzen Süden Rußlands werden zu wollen.

Es sollen in den letzten Jahren an 15,000 Besucher dagewesen sein. Vor der Höhle der Kirche ist ein kleiner, balconartiger Ausbau, von dem aus man ein gigantisches Portrait der Mutter Maria betrachten kann, das über der Höhle auf den Felsen gemalt ist. An dem Felsen selbst haben eine Menge Fremde ihre Namen eingeschrieben, und unter anderen auch der Kaiser von Rußland mit seiner ganzen kaiserlichen Familie. Unter allen Namen zeichnet sich der des Kaisers durch seine kalligraphische Schönheit aus. Ich glaube, von den übrigen europäischen Königen würde wohl mancher Anstand genommen haben, sich so unter das Bänke und Wände bekrigelnnde Publicum zu mischen.

Der Weg nach Djuffut = Kalé hinauf wird vom Kloster aus nun immer schmaler und steiniger. Die Karaiten aus dem Orte haben ihre Handelsbuden in der Stadt, überlassen deren Aufsicht während der Nacht aber den Tataren und reiten alle Abende zu ihrem Felsen mit ihrem Erwerbe zurück, von dem sie des Morgens mit leeren Taschen zum Handel herabkamen. Früher zur Zeit der Chane mußten dieß alle thun, weil ihnen verboten war, die Nacht in Baktischisarai zuzubringen. Jetzt thun es noch die meisten aus Gewohnheit. Der Ort Djuffut = Kalé gleicht noch jetzt, weil er eben so dauerhaft gebaut ist, wie die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner, vollkommen dem, was er vor Jahrhunderten war, und ähnelt in gar nichts irgend einer Stadt, einem Dorfe oder einer sonstigen Niederlassung, die man im übrigen Europa noch jetzt sehen kann. Wenn die Viber aus Stein und auf den Felsenhöhen bauten, so würde ich mir eine Viberstadt etwa so denken. Auch die Cyklopen müssen ungefähr solche Städte gebaut haben, wenn die nur nicht wieder zu groß wären. — Der Weg wird kurz vor dem Thore der Stadt so steil, daß die Pferde mit Mühe auf den äußersten Spitzen der Füße hinaufkletterten. Das Thor ist wie das Thor einer alten Burg des Mittelalters. Zu beiden Seiten desselben, übereinander und nebeneinander, gähnen den Ankömmling eine Menge finsterner Höhlen an, ganz wie die Höhlen der gottlosen Cinaugen des Odysseus, die nicht Jupiter und der Menschen Rechte kannten. Sie dienen den Karaiten zur Vergung ihres Viehes während der Nacht und des Unwetters. Die Wohnhäuser sind klein, niedrig, ohne Fenster, mit platten Dächern, alle aus großen Stein- stücken aufgeführt. Da die Straßen dabei zwischen diesen Steinhäusern ganz schmal eingeengt sind, und man immer auf dem nackt hervorguckenden Felsen reitet, da ferner auch die Höfe mit großen Mauern eingefast sind, in welche man durch enge Steinthüren hineinschlüpft, so sieht Alles so aus, als wären es nur mit Kunst nachgebildete und auf der Oberfläche des Felsens zusammengelegte Höhlen. Kein Baum, nicht einmal ein Strauch, ja nicht

ein einziger Grashalm wächst in den Straßen oder Höfen dieses graulichen Felsenestes, um mit seinem grünen Lichte die graue Steinfarbe ein wenig anmuthig zu nuanciren. Die kleinen Straßen, eng, tief und krumm, wie sie sind, irren planlos hier und dort herum und verzweigen sich, als wenn Bäche über den Kopf des Felsens hinweggegangen wären und sie als ihre Betten zurückgelassen hätten.

In den Felsenthoren von Djuffut = Kalé empfing uns wiederum ein ähnliches Kleingewehrfeuer von Zigeuner = Violinen, Pfeifen und Trommeln, ein ganzes Corps von Musikanten, und begleitete uns auf unserem Zuge durch den ganzen Ort. Da sie sich nicht zurückweisen ließen, — denn bevor wir ihnen Geld gaben, spielten sie, um es zu bekommen, und nachher aus Dankbarkeit — so ließen wir sie gewähren, um so mehr, weil wir dachten, daß es doch wohl eine alte, ehrwürdige Sitte Djuffut = Kalé's sein möchte, seine Gäste so aufzunehmen. Djuffut = Kalé hat auf seinem steilen Felsen nicht ein Tröpfchen quillenden Wassers, und die Brunnen der Karaiten liegen tief unten im Thale. Einige von ihnen beschäftigen sich damit, als Wasserträger die frische Welle auf dem Rücken der Pferde heraufzuschaffen und den Durstenden zu verkaufen. Die Cimer, in denen sie es bringen, sind, um Verschüttung zu vermeiden, ganz bis auf eine kleine Klappe verschlossen, durch welche sie das Wasser mittels eines Röhrenhebers hervorziehen. Auch uns Schmach tenden wurde gegen eine kleine Vergütung gestattet, durch eine Röhre aus dem Fasse eines vorübertreibenden Wasserträgers die Kühlung heraufzusaugen.

Wir statteten mehre Besuche in der Karaiten = Residenz ab, zunächst und vor allen Dingen ihrer Synagoge, welche sie, die in aller Welt (wenigstens in der ganzen südrussischen Welt) Zerstreuten, mit besonderer Vorliebe schmückten. Wir fanden sie voll silberner Lampen aller Größen und von den wunderlichsten Formen. Die alten Testamente, welche fromme Juden hierher geschenkt, waren schön geschrieben und mit prächtigen Hüllen versehen. — Als dann gingen wir zur Tochter des Toktamusch, jenes einst mächtigen Chans der kleinen Tatarei. Wir fanden dieser Prinzessin zu Ehren ein recht hübsches, in edlem Style gebautes, aber jetzt zerfallendes und mitten zwischen den kleinen Höhlenhäusern der Karaiten eingeklemmtes Mausoleum. Keiner aus unserer Umgebung aber, so sehr wir auch die Hände nach Belehrung rangen, konnte uns eine Aufklärung über dieses Monument geben oder uns eine anmuthige Volksfage dabei erzählen. So viel nur, sagten sie, wußten sie gewiß, daß die Prinzessin wunderbar schön gewesen sei, und daß ihr Vater Toktamusch selber ihr dieß Denkmal habe setzen lassen. Wie aber kam es, daß die schöne Tochter dem alten Vater voraneilte? Welche treffliche Eigen-

schaften, welche schöne Thaten mochten ihr ein so seltenes Monument: „dem geliebten Kinde der Vater“ verdienen? Welche sonderbaren Ereignisse und eigenthümlichen Verhältnisse mochten den Chan bewegen, hier, mitten unter dem verhaßten Dschuffut, der Prinzessin ein solches Mausoleum zu bauen, das so einzig und einsam unter diesen Hütten dasteht? — Keine Inschrift, kein Cicerone, keine Chronik antwortete uns, und wir standen fragend auf dem Grabe der schönen Dame, die auch stumm blieb, so reizend ihr Mund einst auch geredet haben mochte.

Desto geschwätziger war Tschausch Awram, der reiche Karait, bei dem wir darnach unsere Pferde anhielten, und der uns um Einlaß Bittende mit hundert Dankfagungen und tausend Complimenten, wie sie den sonst etwas ernstern und steifen Karaiten gewöhnlich nicht eigen sind, durch seinen Hof und in sein Haus geleitete, das sich vor den übrigen durch seine Größe und seine hölzernen Galerien rund umher auszeichnete. Es stand hart am Rande des hohen Felsenplateaus und gewährte eine interessante Aussicht in die wild zerschnittenen, tiefen Felsenthäler der Umgegend, insbesondere auf das tief unten liegende Thal Josaphat, in welchem die Karaiten sich zu ihren Vätern versammeln. Tschausch Awram, der sein ganzes Leben bald hier, bald dort gehandelt hatte und nun in seinem Alter in das Haus seiner Kindheit in der Felseneinöde zurückgekehrt war, wies auf die von unten heraufschimmernden Grabsteine hin und sagte lächelnd, daß er nun wohl nicht lange mehr so hoch thronen würde, und schon einen solchen Grabstein hübsch fein habe zurechtmeißeln lassen. Wir konnten es dem guten Alten nicht abschlagen, mit ihm ein Pfeifchen zu rauchen und ein paar Nüsse zu knacken, deren er so große bringen ließ, wie man ihrer nur in der Krim sieht. Allmählig kam auch Obst heran und das bei den Tataren so beliebte Confect Alwa und das Zuckerwerk Ragat al kum nebst Liqueuren. Bald stand der niedrige, runde Tisch zu unseren Füßen so voll, daß wir diesen Imbiß ein recht angenehmes Vesperbrod nennen konnten, und mit dem gastfreundlichen Awram gewiß noch spät in die Nacht hinein gezechet hätten, wenn wir nicht durch die Todten an die enteilende Stunde des Tages gemahnt worden wären. Ich meine, durch die Todten im Thale Josaphat, das wir auch noch besichtigen wollten. Vorher besuchten wir noch, natürlich stets unter Begleitung der Janitscharenmusik unserer Zigeuner, die immer sogleich wieder zu unserem größten Amusement ihr Concert begannen, wenn wir unsere Pferde wieder bestiegen, des Gegensatzes willen einen recht armen Karaiten, dessen Wohnung von außen wie ein Haufen Feldsteine aussah. Wir fanden auch bei ihm wie bei jenem Reichen bis in die kleinsten Details der Hauswirthschaft und Geräthe Alles ganz auf tatarischem Fuße, und das Innere

der Zimmer weit reinlicher und wohnlicher, als das Aeußere es versprach. — Die Sonne ging eben auf der anderen Seite der Berge unter, als auch die letzten Töne und Schläge der Tambours und Cymbeln unserer Zigeuner im westlichen Thore von Dschuffut Kalé verklangen, aus dem wir in's Freie hervorsprengten und bald in's Thal der Ruhe und Gräber gelangten. Das Thal Josaphat der Karaiten ist eine kleine Seitenvertiefung des größeren Thales, auf dessen Rändern eben Dschuffet = Kalé wurzelt. Die Karaiten haben ihre Todten schon seit den ersten Zeiten ihrer Ansiedelung hier begraben, und das kleine Thalbecken ist bereits bis zu seinem Rande und bis in seine äußerste Spitze so voll von Todtengebeinen und Grabmonumenten, wie das Füllhorn des Ueberflusses von Blumen und Früchten. Die neuesten Gräber sind daher schon über den großen Weg, der im Hauptthale hinführt, hinübergeschritten, und es fängt nun auch schon dieses an, mit Todten und Grabsteinen sich zu beleben. Es sind diese Grabsteine durchweg von weißem Marmor und stehen so dicht im Thale bei einander, wie die Aehren im Felde. Durchweg war das ganze Becken mit Eichen und anderen hübschen Laubbäumen besetzt, in deren Schatten die Todten ruhten, da die Lebenden oben auf ihren nackten Felsen nie dieses Glücks theilhaftig wurden. Hübsche kleine Fußsteige führten überall durch die verschiedenen Gruppen der Gräber hin. Meine lebenslustigen Gefährten, die, wenn auch nichts weniger als ihr Lebenswerk, doch ihr heutiges Tagwerk zu beschließen trachteten, fanden keinen Geschmack an den Kirchhöfen. Ich aber, der ich der Todten so leicht in diesem Leben nicht überdrüssig werde, verließ mich auf die Schnelligkeit meines guten Pferdes, mit dem ich sie leicht einholen konnte, und genoß es noch einige Augenblicke, auf jenen kleinen Fußsteigen als einziger Lebender zwischen solcher Fülle Abgeschiedener herumzugaloppiren, wobei mir der eben sich geltend machende Mondschein ganz vortreffliche und romantische Dienste leistete.

Mit vollendeter Nacht zogen wir wieder in Baktschisarai ein, das, unbekümmert um die schönen Gestirne, die über seinen Bergen glänzten, in Dampf gehüllt da lag. In den Höhlen der Zigeunerstadt brannten überall Feuer, an denen die Zigeuner jetzt ihre Schweinigel, Ragen, Krähen und sonstigen Leckerbissen brieten. So schmutzig sie uns am Tage erschienen war, so wild = malerisch und romantisch erschien sie uns jetzt. Die Felsenpartieen waren zum Theil prächtig erleuchtet, und die finsternen Gründe der Höhlen, die hell erleuchteten Vorsprünge der Felsen und die das Feuer geschäftig umwandelnden Schatten schenkten unseren Augen hundert Salvator Rosa's mit einem Blicke.

In der Stadt selbst riefen eben die Muezzins alle Gläubigen zum fünf-

ten und Schlußgebete des Tages (zum vierten rufen sie nämlich gerade bei Sonnenuntergang und zum letzten einige Stunden später). Die Stimmen von den zahlreichen Minarets waren alle natürlich verschieden, obgleich alle auf dieselbe Weise ernst und melancholisch. Da das Stimmengewirr von oben kam und doch die Rufer nicht gesehen wurden, so machte es auf uns einen tief ergreifenden Eindruck, und es schien uns, als ob die Geister der oberen Luft wie in allgemeiner Aufregung selber zum Gebete riefen, als wenn die Berge und Felsen es den Bergen zuschrieten, und dieser Geisterruf zog uns unwiderstehlicher in die Tempel Gottes als ein christliches Glockengeläute, namentlich ein russisch-christliches Glockengebimmel. Wir schickten daher unseren Griechen in's Schloß, für die Rückkunft des Esamowar in Bereitschaft zu halten, und galoppirten zur nächsten Metsched, wo wir den Mullah schon auf den Knien liegend in eifrigem Gebete versunken fanden. Es stellten sich nach und nach einige baarfüßige Gläubige ein, andächtig in ihren Mienen, still in ihren Bewegungen, und warfen sich mit ihm vor ihrem Schöpfer nieder. Bei der Einleitung zum Gebete, die der Mullah sprach, und von der die Gemeinde gewisse Worte wiederholte, kamen manche Ceremonieen vor, die auf uns sehr sonderbar und fast komisch wirkten, besonders eine oft wiederholte und rasch ausgeführte Bewegung der Zeigefinger beider Hände zu den Ohren. Wir vermutheten, daß dieß eine symbolische Handlung sei, wodurch sie ausdrücken konnten, daß sie ihre Ohren und überhaupt ihre Sinne dem Eingange alles Weltlichen verstopfen wollten. Nach dieser Einleitung versanken sie aber alle in ein ganz langes und stilles, nur inneres Gebet, bei dem auch der Mullah ruhig auf den Knien lag. Die Fenster und Thüren waren offen, und es drang hier nichts Störendes herein als der stille Glanz des Mondes und seiner Schäfchen, dazu die erquicklichste Nachtlust. Sehr lange lag die ganze kleine Gemeinde in der Anbetung Gottes versunken. Kein Lüftchen regte sich, und die weichen Teppiche zerstörten den Lärm jedes knirschenden Sandkorns. Ich muß gestehen, daß dieser stille Gottesdienst einen mächtigen Eindruck auf uns machte, und wir unwillkürlich zur Anbetung Dessen mit hingerissen wurden, den keine Reden der Weisen, keine Glockenstimmen und Engelscharfen würdig genug preisen, und der nur im Geiste, in der Wahrheit und in tiefer Stille angebetet sein will. All' unser Predigen und Singen ist doch nur Stammeln und Stottern. Freilich genügt der bloße stumme Gottesdienst allein auch wieder nicht. Denn wir können mit dem Verstummen nicht den Anfang der Erkenntniß machen, es kann dasselbe vielmehr nur die Krone dieser Erkenntniß sein. Daher, denke ich, beginnen die Mahomedaner mit Predigt, Nachdenken und Lobgesang, verfallen aber dann in stilles Gebet und in stummes Gottschauern, im tiefsten Gefühle ihrer Unwürdigkeit und in der ergrei-

sendsten Erkenntniß seiner Höhe und Größe. Der Anblick einer Menge von der Idee des Höchsten beseelter und stumm vor ihm niedergebeugter Menschen hat etwas so mächtig zur Andacht Reizendes, daß ich nicht begreife, wie Religionsstifter und Anordner des Gottesdienstes nicht häufiger sich desselben als eines Mittels bedienen, die Frömmigkeit der Menschen zu erwecken, und warum besonders bei den meisten christlichen Secten die Ruhe der Anbetenden so sehr mangelt. Das bloße stumme, völlig lautlose Beieinandersein vieler Menschen hat schon an und für sich etwas — je nach Umständen Geisterhaftes oder Geistigerregendes. — Am Ende schlichen dann die Tataren, alle still, wie beruhigt und erquickt, davon, ohne daß noch eine besondere Schlussceremonie den Eindruck der Ruhe gestört hätte. Wir empfanden dabei tief, wie wichtig die Teppiche und das Ausziehen der Beschuhung in den Gotteshäusern sei. Das bedeckte Haupt der Mohamedaner stört freilich wieder die Christen etwas. Doch muß man nur den mohamedanischen Gesichtspunct auffassen. Sie haben alle geschorene Köpfe, und ihre Turbans und Mützen sind ihnen daher eigentlich nur künstliche Perrücken, statt der natürlichen. Sie würden es daher eben so lächerlich finden, jene abzunehmen, wie unsere Väter im vorigen Jahrhunderte, die Perrücke zu rücken.

Es war übrigens keineswegs überall so still erbaulich in Baktischifarai wie in der von uns betretenen Moschee, vielmehr waren einige Theile der Stadt äußerst lebhaft. Von der Galerie eines Kaffeehauses hörten wir es namentlich recht lustig herunterlärmern, lachen und reden. Da wir dort einen der bei den Tataren so beliebten Erzähler oder Mimiker vermutheten, die bei ihren Darstellungen eine große Puppe agiren lassen, so stiegen wir hinauf und verlangten Einlaß, fanden aber zu unserem Erstaunen die Thüre verschlossen. Als wir pochten, wurde Alles still, und Einer trat heran, uns um unser Begehre zu fragen. Da wir aber russisch antworteten, so blieb die Thüre verschlossen, und der Lärm ging sogleich wieder los, ohne daß man sich um uns kümmerte. Alle unsere Unterhandlungen, die wir mittels eines tatarisch sprechenden Russen anstellten, führten auch zu nichts, und wir lernten, daß die Tataren doch noch manches Eigenthümliche den Russen zu verbergen haben und nicht überall ihre fremden Herren zulassen.

Unsere Pferdchen waren freilich schon ziemlich müde, doch galt es, wie gesagt, die ganze Krim in einem Streifzuge von 8 Tagen zu erobern, und wir besuchten noch einige der in Baktischifarai zahlreich vorhandenen Chans oder Karavanfarais. Es sind dieß hier wie überall im Oriente große Gehöfte, in deren Mitte immer ein schöner Brunnen sprudelnden Wassers steht, um die Pferde und Menschen zu tränken, und die dabei rund umher mit Stallungen, Wohnungen und Waarenmagazinen umbaut sind. Die ankommenden Kaufleute

miethen hier ein paar kleine finstere Räume, die sie von oben bis unten mit Waaren anfüllen, und in denen sie dann auch selber noch wohnen und schlafen. Die Käufer kommen zu ihnen und handeln mit ihnen auf dem Hofe des Chans. Natürlich ist dieß dann nur Handel en gros; denn für den Detailhandel dürften sie ihre Waaren nicht so verstecken. Wir fanden recht freundliche Leute in diesen Handelsmännern. Sie führten uns überall herum, und einer von ihnen zeigte uns mit großer Gefälligkeit sein ganzes orientalisches Manufakturwaaren-Lager bei'm Scheine der Kerze in Detail, ließ uns jedes Stück Zeug, das unsere europäische Neugierde erregte, herabnehmen und offen vor Augen legen. Wir sahen aus der Eleganz seiner Artikel, daß doch noch ein gewisser, nicht unbedeutender Kleiderluxus unter den Tataren existire. Er hatte eine Menge orientalischer Seidenzeuge, unter anderen selbst einige Stücke schönen persischen Termalamas, und ich wunderte mich, daß die russischen billigen Baumwollenzeuge hier noch so unbedeutenden Eingang gefunden zu haben schienen. Die Tataren, Männer wie Frauen, tragen in jedem Falle, wenn sie nur irgend können, lieber Seide, und freilich stehen dann die russischen Productionen in diesem Stoffe den orientalischen etwas bedeutend nach. Als vor Allem luxuriös und prunkend fielen uns die vielen Chulans (Gürtel) für die tatarischen Weiber auf, die mit Goldstücken besetzt waren und an denen die Hälkchen zum Schließen durch alle hinzugefügten Zierathen zu einem wahrhaft gigantischen Schmucke aufgeschwollen waren, als gälte es nicht den Leib einer Frau, sondern eine Festung zu verriegeln. Sie waren meistens aus Silber oder Gold zierlich gearbeitet und zum Theil mit Steinen und Perlen besetzt. Daß indeß der tatarische Kleiderluxus im Abnehmen (viele ihrer Vornehmen fangen an sich russisch zu tragen), zeigte sich auch hier darin, daß der Kaufmann neben allen seinen neuen Sachen auch viele — prächtige freilich, aber alte Kleider feilbot, schöne rothseidene und mit Goldblumen durchwirkte Frauengewänder, schon anderswo getragene, übrigens elegante pelzverbrämte Kastans aus Konstantinopel u. s. w. — ohne Zweifel aus den verschleuderten Garderoben ehemals reicher oder jetzt modernisirter Tataren.

Den Chanen-Palast fanden wir bei unserer Heimkehr zu Ehren der Gräfin N...., die, wie gesagt, den einen Flügel bewohnte, illuminirt. Die Illumination war eben gerade nicht so blendend brillant, aber jedes Lichtchen macht in der Finsterniß schon immer bedeutend viel malerischen Lärm, besonders in einer so dicken Finsterniß, in welcher für gewöhnlich der ausgestorbene Palast der Chane zu schlafen pflegt. Die Gallerieen des Thorflügels, die Gartenterrasse, das Mausoleum der Maria Potocka, die Gartenzimmer des Chans, dieß Alles machte die hübscheste Miene in dem hellen Gestimmer der Lichter. Das Harem und die Moschee hatten nichts bekommen und blickten nur von

ferne aus dem Helldunkel, wie schüchterne erstaunte Zuschauer in das helle Flämmchengewirr.

Dem Palais der Ehane gerade gegenüber lag das größte Kaffeehaus von Baktschisarai, und wir konnten aus unseren nahen Fenstern Alles sehen, was dort vorging. Es ging uns zu lärmend her, als daß wir uns schon dem Schläfe hätten überlassen können und nicht vielmehr den lebhaften Wunsch gefühlt hätten, die Vorgänge etwas näher zu belauschen. Wir überließen unserem Diener unseren russischen Thee und Samowar, stopften unsere Pfeifen und zogen es vor, à la Tatare um Mitternacht Kaffee zu trinken. Das Kaffeehaus, wie alle tatarischen und überhaupt wohl alle türkischen, ist folgendermaßen eingerichtet. Ein großes Zimmer, das zur Aufnahme der Gäste bestimmt ist, ist durch hölzerne Balustraden in mehre Partien getheilt. Diese hölzernen Umzäunungen umschließen eine Erhöhung des Zimmerbodens, auf welche man mittels einiger Stufen durch einen Eingang der Balustrade hinauftritt, und die rund herum mit Polstern belegt ist. Diese Erhöhung nun besteigen die Gäste und lassen sich dort auf die Polster nieder. Zwischen den Balustraden der verschiedenen Tribunen führen enge Gänge herum für die Bedienung. In der Mitte dieser Gänge hat der Wirth sein Polster und sein verschlossenes Bureau, in dem er beständig mit Kupfer- und Silbergeld kramt, empfangend und auswechselnd. In der einen Ecke des Zimmers ist ein kleiner Herd in die Wand gemauert, wo die Kaffeeköche den ganzen Tag mit Bereitung dieses köstlichen und zu jeder Tageszeit von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein begehrten Tranks beschäftigt sind. Wir fanden ihr Getränk herrlich und weit aromatischer, als wir es sonst irgendwo in Europa getrunken, und assistirten selbst bei der Bereitung der zweiten Tasse, um wo möglich einige ihrer Kunstgriffe zu lernen. Die Hauptsache scheint mir die, daß sie jedes Täßchen, welches bestellt wird, besonders und erst dann bereiten, wenn es getrunken werden soll. Sie haben zu dem Behufe eine Menge ganz kleiner eisernen Gefäßchen, die sie an langen Stielen in's Feuer bringen und wieder herausziehen. In diese Kesselchen schütten sie nun, nachdem sie dieselben zuvor ein wenig erhitzt, die zermahlenen Bohnen, deren sie immer eine kleine Quantität in wohlverschlossenen Kästchen bereit halten, gießen darauf laues Wasser, das den ganzen Tag in einer großen kupfernen Kanne hoch über dem Feuer dampft, und lassen das Gemisch ein Mal rasch aufkochen. Es handelt sich besonders um Erhaltung des lieblichen Duftes der schönen Mokkabohne. Alle Behälter, in denen sie vor der Tasse weilen muß, werden daher so viel als möglich verschlossen gehalten, und eben deshalb nur immer sehr kleine Portionen gebrannt und gemahlen. Man servirt den Kaffee ohne Sahne, mit sammt dem dicken äußerst fein gemahlten Sage, der übrigens nie den Genuß

verdrückt, in sehr dünnwändigen kleinen Tassen ohne Löffel und Unterschälchen. Die Tassen stehen immer in einem kleinen, hübsch gearbeiteten, metallenen Futterale, an dem man sie, da sie auch ohne Henkel sind, zierlich mit zwei Fingern ergreift und zum Munde führt. Kleine runde Tischchen oder Schemel werden allen Gästen hingesezt, um die Tassen darauf ruhen zu lassen. Wir fanden das Kaffeehaus, obgleich es schon spät Abends war, sehr besetzt, und so findet man sie gewöhnlich in der ganzen Krim zu jeder Tageszeit, da die Tataren einen großen Theil des Tages darin zubringen. Im Zimmer selber saßen die Ruhigen auf ihren Polstern, flüsterten sich nur dann und wann etwas in's Ohr und stießen *) zu Zeiten ihre Pfeife aus, um sie wieder von Neuem zu stopfen. Auf der Galerie aber außerhalb des Zimmers saßen die Lärmmacher, unter denen natürlich Europäer waren; denn die Tataren haben im Ganzen etwas Stilles in ihrem Wesen, besonders jetzt, wo sie seit dem Verluste ihrer Freiheit sogar eine gewisse Schüchternheit angenommen haben, die sich uns überall bemerklich machte. Einige der draußen Zechenden drehten dem Fenster den Rücken zu, und wir steckten unsere Köpfe hinaus, die Gruppe zu betrachten. Es war ein alter Grieche in europäischer Kleidung, dessen gerunzeltes Gesicht und starker Knebelbart uns verriethen, daß er wahrscheinlich schon viel im Leben auf nasser Woge des Meeres wie auf trockener Scholle des Festlandes erfahren habe. Er trug einen Orden im Knopfloche und eine Medaille am Halse, die uns bestätigten, was der Kaffeehausdiener sagte, daß es einer der von der Regierung bestellten Vorsteher der Tatarenschafft von Batschisarai sei. Er hatte einen jungen eleganten Russen, seinen Schwiegersohn, zur Seite. Zur Linken saßen ein paar Tataren, die uns als reiche Bürger des Orts bezeichnet wurden, und am Fenster noch ein Tatar und ein Türke aus Konstantinopel, von etwa 40 Jahren, mit einem Barte, um den die ganze kleine Tatarei, einem Gesichtsteint, um den die ganze schöne Hälfte von Petersburg, und Gesichtsformen, um die selbst die griechischen Statuen ihn hätten beneiden können. Sie hatten in der Mitte ihres Kreises eine kleine Batterie von Flaschen und Tassen errichtet, aus denen der alte Grieche beständig der Gesellschaft zucrudelte und besonders den beiden oben bezeichneten Tataren, denen eigentlich die kleine Festivität galt und zu der die Uebrigen nur so des größeren Glanzes

*) Die türkischen Pfeifen werden nämlich nicht mit einem bei uns gebräuchlichen sogenannten Pfeifenausräumer von der Asche gereinigt, sondern nur mittels Anstoßens gegen ein Holz. In einem Kasten, in den die Asche fällt, ist zu diesem Zwecke ein Holzblock befestigt, gegen den man stößt. Da diese Operation sehr oft wiederholt wird, so hört man daher in den türkischen Kaffeehäusern ein beständiges Klopfen und Pochen, das wir uns anfangs nicht zu erklären wußten. Man muß aber doch auch dieses Klopfen verstehen. Uns zersprangen mehre Pfeisentöpfe, mit denen wir es den Tataren nachthun wollten.

wegen mit eingeladen waren. Zur Seite der Gruppe hatten sie einen Orgeldreher aufgestellt, der beständig musiciren mußte. Ein paar Buben schlugen das Tambourin und die Becken, und ein hübscher junger Knabe — als solcher erschien er wenigstens nach der Kleidung — sang dazu mit hoher Stimme lustige Lieder. Den Knaben hatten sie auf Polstern mitten zwischen die beiden gefeierten Tataren gesetzt, die, wie alle gefeierten Leute, bei ihren Caressen, die sie ihm zu Theil werden ließen, eine etwas linkische Rolle spielten. Er war in purpurrothes Zeug gekleidet, das mit Gold gestickt war, wie ein Page vom Hofe. Trotz seiner Bekleidung floßte mir sein Gesicht und sein ganzes Wesen bald einigen Verdacht gegen seine Knabenschaft ein, und es fand sich auch Gelegenheit, mich darin zu bestärken. Zu meiner Verwunderung merkte ich an seiner russischen Aussprache, daß er und die anderen Concertgeber Deutsche waren. Sie riefen sich auch bald allerlei auf Deutsch zu und ahnten wohl nicht, daß sie hier noch Einer verstehe. Sie sangen bald deutsche, bald russische Lieder. Besonders oft verlangten die Tataren die beiden hübschen russischen Lieder „Krasnoi ssarafan“ (der rothe Ssaraſan) und „wa wsö derewie Káthinka“ (im ganzen Dorfe war Kathinka), die ihren Dhren sehr zu schmeicheln schienen. Auch gefiel ihnen das deutsche Lied: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.“ Der Grieche hatte mich längst hinter dem Rücken des Türken bemerkt und fragte mich in einer Pause, sich zu mir wendend, „ob ich nicht eine Tasse Kaffee von ihm annehmen wollte“, und darauf sagte der Schwiegersohn, „er bäte, daß ich von ihm auch eine annähme“, und die Tataren rund herum sagten auch: „von uns doch auch!“ Ich dachte mir gleich, daß es wohl Sitte bei ihnen sein mußte, Fremden Kaffee anzubieten, und erwiderte ihnen daher, ohne zu lächeln, „ich danke ihnen recht sehr für ihre freundlichen Offerten, aber ich hätte schon zwei Tassen getrunken, und möchte so spät in der Nacht nicht gern meine arme Seele noch mehr erhitzen, die, weil ich ein geplagter Reisender sei, der Ruhe bedürfe.“ — „Ruhe zum Schlafen?“ sagte der Grieche, „o das ist schön! dann dürfen Sie mir diese Tasse Krambamboli nicht ausschlagen, die hilft trefflich zum Schlafen!“ — Das Wort Krambamboli elektrisirte mich etwas, denn seit der Universität hatte ich es nie und nirgends mehr nennen hören und fand es nun mitten in der kleinen Tatarei wieder. Ich hatte mir bisher immer gedacht, daß dieses Wort irgend eine kraftvoll = fantastische Lautzusammensetzung deutscher Studenten sei, um irgend ein pikantes idealisches Getränk zu bezeichnen, und nun fand ich hier wirklichen flüssigen, trinkbaren „Krambamboli.“ Unwillkürlich nahm ich die Tasse in die Hand und fragte: „Nennen Sie das „Krambamboli?“ — „Ja,“ wiederholte der Grieche, „das ist Krambamboli, und zwar feiner, in Nikolajew gemacht.“ Ich trank davon und fand einen

rosenrothen honigsüßen schwachen Liqueur. So freundlich der Grieche auch gegen mich war, so spielte er doch eigentlich den Hauptfuchs bei der ganzen Geschichte, der jenen gutmüthigen tatarischen Bären diesen Honig um den Mund schmierte, um ihnen das Fell ein Bißchen zu kämmen. Der Kaffeehausdiener erzählte mir eine lange und breite Geschichte, die ich seines schlechten Russisch wegen nicht ganz verstand, woraus aber doch so viel zu ersehen war, daß der Grieche von dem hier in den tatarischen Seelen, Ohren und Magen niedergelegten Capitale von Freundschaft, Musik und Krambamboli gewiß seine gehörigen Zinsen einzuziehen wissen werde.

Am anderen Morgen jagte uns die Lust, in Baktischisarai zu sein, schon früh wieder heraus. Wir bestiegen einige Minarets und schwärmten in einigen Kaffeehäusern umher, bis der Mullah der Schloßmoschee sich erhoben und die Schlüssel zum alten Chanen-Kirchhofe gefunden hatte. Ich muß gestehen, daß, wenn ich schon im Palaste und seinem Garten hier und da Gelegenheit fand, mich über manche Sachen zu wundern, die ich in der Residenz der so sehr als barbarisch verschrienen tatarischen Fürsten durchaus nicht zu finden geglaubt hätte, jetzt auf dem Kirchhofe der Chane mein Erstaunen auf's Höchste stieg. Ich fand auch hier so viele Spuren von Humanität und Frömmigkeit, daß ich recht lebhaft empfand, wie sehr die Geschichte nur allzuhäufig die Rolle einer bloßen Schreierin macht, die alle unerhörten, Ecclat machenden Dinge ausposaunt und so selten die versteckteren Begebenheiten an's Tageslicht bringt. Sie stößt beständig in die Posaune und kann auf diesem Instrumente dann nicht die feinen Melodien hervorbringen, die nöthig sind, das Zarte und Kleine zu feiern und zu besingen.* Jede Nation hat zwei Seiten, eine rauhe und eine zarte. Jene lehrt sie ihren Feinden und Nachbarn zu, diese birgt sie tief im Inneren ihres Busens; jene kennt alle Welt, diese kennt sie nur selber am besten. Daher kommt es denn auch, daß die Nationen sich gegenseitig nicht leiden können, und jede sich selber im Grunde des Herzens für die beste, liebenswürdigste und edelste hält, indem sie bei ihren Nachbarn auf so viele Härten und Schroffheiten stößt, bei sich zu Hause aber so viele Theilnahme, Liebe und Edelmuth findet. Die Geschichte hat es sich zum Hauptgeschäfte gemacht, die Effecte des Zusammenstoßens jener rauhen Außenseiten der Nationen zu verkünden, läßt aber so oft ihr liebenswürdiges Innere unberührt. Jeder Reisende daher, der in die Krim kommt, ist gewiß sehr wohl unterrichtet über die abscheulichen Plünder- und Mordbrennerzüge der Tataren und kann aufzählen, wie oft sie Moskau verbrannten, Kiew zerstörten und Warschau und Wilna bedroheten. Er geräth dann nicht wenig in Verwunderung, wenn er das kleine Ländchen dieser Leute sieht, unter ihnen, die er sich ungefähr so dachte, wie die Römer die Hunnen beschreiben, wie mit dem Beile

zugehauen, lebendige Schanzpfähle mit einem darauf gemalten Gesichte, so hübsche, artige, zuvorkommende Männerchen zu finden, von ihren Lippen Lehren der Weisheit zu vernehmen und bei ihnen vor Verbrechen aller Art so sicher zu sein wie in keinem civilisirten Lande Europas *). Denn hörte er auch nur, wenn er nicht etwa zufälliger Weise des aufgeklärten Barons de Tott veraltete Memoiren las, ein sterbendes Wörtchen davon, daß dieselben Chane, welche Moskau versengten, zu Hause Weinreben pflanzten, Gerechtigkeit übten und an Lehren der Weisheit Freude fanden? Hielt er, bevor er Maria Potocka's Mausoleum sah, einen Tataren-Chan wohl einer so treuen und tiefen Liebe fähig? Und glaubte er, bevor ihm de Tott des Chan Krim-Gerais Tod erzählte, es möglich, daß ein Chan so menschlich fühlen konnte, um vor Gram und tiefem Kummer zu sterben. Was unsere Reitergesellschaft wenigstens betrifft, so wußten wir alle miteinander nichts davon, daß ein Chan auch fromm sterben und ein christliches Begräbniß haben könne, bevor uns der Mullah den Begräbnißplatz dieser Fürsten eröffnete. Wenn man ein Ding mit eigenen Augen gesehen hat, so werden durch die eine gewonnene richtige Vorstellung alle früheren falschen so sehr verdrängt, verwischt und in den Hintergrund geschoben, daß es schwer fällt, nachher zu sagen, wie man früher darüber gedacht. Jedoch glaube ich, daß meine Ideen über die Begräbnisse der Chane ungefähr folgende sein mochten: „Die schwarzen Knochen „dieser Schanzpfähle mit Maulwurfsaugen, die das ganze Jahr in aller Welt „herumreiten, um Alles zu verbrennen und zu verwüsten, und die den ganzen „Tag über den Leib voll Pferdesfleisch haben, bleichen Gott weiß in welcher „Fuchshöhle der Wüste.“ Es ist ein Zeichen unserer noch argen Barbarei, daß wir über manche, nicht wie wir gebildete Nationen so äußerst verächtlich denken.

Die Chane der Tataren sind nicht nur selbst alle vollzählig auf dem für sie bestimmten Gottesacker des Schlosses zu Baktischisarai zu ihren Vätern versammelt, sondern auch die meisten ihrer jüngeren Söhne, Töchter und Mütter sind hier, wenn nicht mit Pracht, doch mit augenscheinlicher Sorgfalt und Liebe begraben. Es ist ein charakteristischer Zug der russischen Nation, die eine große Zukunft vor sich hat und sich um sentimentale Andenken nicht kümmern kann, daß sie nur respectirt, was sich lebend geltend macht und ihre Todten vergift. Eben so charakteristisch ist es für die Tataren, daß sie ihre Verstorbenen hoch ehren. Während wir daher in Moskau den Zaaren Denkmäler errichtet sahen, die einen Mann von Geschmack wieder aus dem Grabe

*) Diese große Sicherheit unter den Tataren erwähnt schon Baron de Tott, der noch zur Zeit ihrer Unabhängigkeit unter ihnen reiste.

erstehen lassen könnten, um diese rohe Steinlast von der Brust zu werfen, fanden wir bei den Tataren einen so freundlichen Gottesacker, mit so hübschen Monumenten und überhaupt so lachenden Angesichts, daß auch ein Lebender wohl versucht werden könnte, ihn zur Ruhestätte zu wählen. Ich muß gestehen, nach der hübschen Insel, auf welcher die gothaischen Herzöge ruhen, möchte ich nirgends so gern das jüngste Gericht — und da dieß lange hin ist, so lohnt sich's doch wohl, die Stelle gut zu wählen, — erwarten als auf diesem Kirchhofe der Chane. Zweien oder Dreien von ihnen sind eigene Dürbä's (Mausoleen) errichtet. Einige liegen nebst mehreren Sultanen (Prinzessinnen), so Phera Sultane, Fatma Sultane u. s. w., vereinigt in einem größeren Gebäude. Die meisten aber liegen im Garten selbst unter freiem Himmel, von Bäumen und Weinlaub beschattet. Die Monumente, welche diese letzteren haben, sind alle aus Marmor. Es sind große Marmorplatten, zu der Form eines Sarkophages zusammengestellt. Diese offenen Marmorlasten sind mit Erde aufgefüllt und darauf hübsche Blumenbeete angepflanzt. Auf dem einen Ende der Sarkophage ist die sie abschließende Marmorplatte höher als auf dem anderen. Auf der höheren Platte steht die Inschrift und oben darauf, wenn es ein Mann war, ein großer Turban, wenn ein Weib, eine persische Frauenmütze. Der Marmor ist immer sehr schön weiß, und die Gräber sind auf's Beste erhalten. Die Bildhauerarbeit ist an allen Monumenten nichts weniger als roh, Alles sehr sauber und mit Fleiß gemacht. Die Schrift scheint von arabischen Kalligraphen eingemeißelt zu sein, und wenn man sich es auch wohl erklären kann, woher die Chane solche Künstler bezogen, so ist es doch bemerkenswerth, daß sie es der Mühe werth fanden, sie in Thätigkeit zu setzen. Die Räume zwischen den verschiedenen Grabmälern füllen Blumenbeete und Gebüsch aus, und über ihnen ziehen sich schattige Laubengänge von Weinstöcken und Tiliwas (Kürbissen) hin, an welchen letzteren jetzt sehr sonderbar gestaltete Früchte herabhangen, die bei einem Zoll im Durchmesser ellenlang waren. Die Geschichte vom Tode und vom Begräbniß jedes Chans war sehr interessant. Jede hatte etwas Besonderes, und nach Dem, was wir mittels unseres Dolmetschers darüber aus dem nicht russisch sprechenden Mullah herausbrachten, waren wir nahe daran, zu glauben, daß wir uns auf einem Kirchhofe von lauter Selbstdenkern und originellen Philosophen befänden. Jeder hatte sich sein Grab auf eine besondere Art stellen lassen und dabei eine besondere, ihn leitende Idee vor Augen gehabt. So hatte z. B. Dewlet-Gerai-Chan sich zwar ein Dürbä bauen lassen, aber ein offenes, ohne Dach, „weil,“ wie er sagte, „er den Himmel so schön und erhaben,“ fände, daß er beständig aus seinem Grabe nur ihn, die Wohnung Gottes, „zu sehen wünsche.“ Ein anderer Chan hatte sich dagegen das Mausole-

leum rings vermauern lassen, „weil,“ wie die Inschrift lautete, „er sich „nicht werth fände, auch nur vom kleinsten Strahle der Sonne Gottes „beschieden zu werden.“ — „Jener Weinstock,“ sagte der Mullah durch den Mund unseres Dolmetschers weiter, „wächst auf dem Grabe von „Toktamuisch-Chan. Dieser Fürst ließ denselben über seinem Kopfe pflanzen, „damit er doch wenigstens im Tode Früchte bringe, an denen sein Leben „so arm sei. Hier unter der Regentraufe des hohen Daches der Moschee „ließ sich Selim-Gerai-Chan begraben. Er wählte diese Stelle, wo der Regen „stets auf ihn herabträufelt, weil, wie er hoffte, dieß Himmelswasser ihn mit „der Zeit rein waschen könnte vom Schmutze seiner Sünden, deren er so viele „zu haben wähnte, wie Tropfen aus einer Wolke fallen.“ — Welche Selbstkenntniß gehört dazu, sich so sündhaft zu finden, wie dieser Selim! Und welche erhabene innere Seelenbildung, um des Himmels Schönheit so tief zu empfinden, wie jener Dewlet! — Die Moschee des Palastes ist die größte in Baktschisarai. Sie ist von Sehlamet-Gerai-Chan erbaut zur Ehre Gottes, und um für sich und seinen Vater Gottes Gnade zu erlangen. Die Inschrift, welche dieß verkündet und nicht wie unsere europäischen Inschriften im hölzernen Lapidarstyle, sondern wie alle orientalischen im Schwunge einer Dithyrambe abgefaßt ist, lautet, wie folgt: „Wer war Hadtschi-Selim-Gerai? „Hadtschi-Selim war der ausgezeichnetste aller Chane. Er war Gottes Heros! „Möge Gott ihm die Güter des ewigen Lebens verleihen zur Belohnung für „diese Moschee, die sein Sohn erbaute.“

„Hadtschi-Selim-Gerai-Chan in seinem Wesen ist vergleichbar dem Rosenstrauche. Der Sohn, welcher von ihm gezeugt wurde, ist eine Rose. „Beide, Rosenstrauch und Rose, wurden zu ihrer Zeit mit Ehren gekrönt im „Palaste.“

„Selim-Chan's einzige frische Rose ist der Löwe des Padischa (türkischen Kaisers) geworden, der Chan der Tatarei Sehlamet-Gerai.“

„Mit dieser Inschrift hat Gott meine Wünsche in Erfüllung gehen lassen. „Gott dem Herrn allein zu Ehren hat diese Moschee erbauen lassen Sehlamet-Gerai.“

Die Moschee selbst ist so einfach wie das Gotteshaus einer Gemeinde von Reformirten, und man kann es sich erklären, wie die Mohamedaner, die an solche leere Räume gewöhnt sind, uns Christen für Gözenanbeter halten können. Der Boden der Moschee war mit schönen ägyptischen Teppichen bedeckt, und auch hier fühlten wir wiederum, wie sehr die Andacht durch sie und das Stiefelausziehen befördert wurde, und wie wunderbar — welche Sensation kein Christ in seinen Kirchen mit seinen lärmenden Füßen je erfährt — fromme Gefühle aus den Fußzehen in das Herz strömen. Statt der in

unseren christlichen Kirchen so häufigen, oft sowohl Auge als Herz beleidigenden Darstellungen aus dem Marterleben von Heiligen und aus der Vertilgungsgeschichte von Kägern, statt der Märtyrergerippe und der zahllosen lächerlichen Reliquien fanden wir, wie bei den Protestanten, nur sinnreiche Sprüche an die Wand geschrieben, die meisten über den Fensteröffnungen. Solche Sprüche waren z. B.: „Gott allein und kein Anderer kann Allen den Weg „der Wahrheit anzeigen.“

„Hienieden, wie im anderen Leben, erlangt man das Heil nur durch gerechte Gedanken.“

„Ein Jeder hienieden und in der anderen Welt wird Ruhe und Glück nur „in der Einsamkeit finden.“

„Gottes Wille geschehe überall.“

Einige waren freilich mehr mohamedanisch:

„Durch deine Einsicht, Prophet, ist die Welt erleuchtet.“

„O Herr! Schatz der Gnade und Milde, befreie uns von den sieben „schrecklichen Uebeln der Hölle.“

„Mein sehr geliebter Prophet! Ich habe dich in die Welt geschickt zum „Heil aller Völker.“

Ueber dem Teppiche, wo der Priester mit nach Mekka gewendetem Gesichte zu knien pflegt, standen die Worte geschrieben, welche für die Quintessenz der mohamedanischen Lehre gehalten werden: „Gott ist Gott und Mohamed sein Prophet.“ Der Mullah dictirte sie uns so in die Feder: „la il- „lahe illalla Mahomet ressu lulla.“ Darunter war auf einem kleinen Pergamente innerhalb eines Kreises geschrieben das Lob der ganzen inneren und äußeren Schönheit des Propheten, seines Herzens, seines Geistes, seines Muthes, seiner Augen, seiner Lippen, ja auch seiner Zähne — wie man denn auch in den Häusern der Mohamedaner oft solche mit diesem Lobe beschriebene Zettelchen aufgehängt findet. Nicht weit davon war ein merkwürdiges Bild auf langem Papiere angenagelt. Wir meinten anfangs, es sei vielleicht ein Panorama der Felsen, die Baktschisarai umgeben, doch unterrichtete man uns, es sei die getreue Darstellung der beiden heiligen Städte Mekka und Medina. Von Reliquien fand sich nur, ebenfalls übrigens einfach an die Wand genagelt, ein schwarzer Flicken, den fromme Pilgrime von Mekka als ein Stück der schwarzen Decke der Kaaba mitgebracht hatten.

Ueber beiden Inschriften hingen hoch, der ganzen Moschee sichtbar, drei Straußeneier. Sie waren an grünseidene Schnüre aufgehängt, und grünseidene Quasten fielen aus ihnen hervor. Der Mullah, den wir fragten, was sie zu bedeuten hätten, erklärte uns, daß die Gläubigen dadurch zu steter Spannung ihrer Aufmerksamkeit aufgefordert werden sollten. Wenn der Strauß

nämlich nicht beständig auf seine Eier hinblickte und sie in Acht nähme, so würde der Keim des Lebens in seinen Eiern getödtet und sie brächten keine lebendigen Früchte. Eben so nun sollten auch die Gläubigen beständig auf Das, was sie vor hätten, schauen und Acht haben, damit ihr ganzes Leben nicht ein hohles Ei bleibe. — Diese Deutung schien uns freilich ein wenig weit hergeholt zu sein, doch bekamen wir später auch noch in anderen Metscheds, wo wir ebenfalls solche Eier fanden, dieselbe Erklärung. „Taube Straußeneier“ mag indeß bei den Arabern ein bekanntes Sprichwort sein, das vielleicht durch irgend eine Erzählung oder Deutung im Koran geheiligt ist.

Bis so weit fanden wir nun freilich Alles, was wir von dem mohamedanischen Gottesdienste gesehen hatten, recht ansprechend und zum Theil sogar hoher Bedeutung voll. Jedoch sollten wir nun auch noch einen recht häßlichen und abscheulichen Auswuchs dieses Gottesdienstes kennen lernen. Wir hatten nämlich den Gesang und Tanz der Derwische gewünscht. Gewöhnlich und gratis wird dieses Schauspiel nur am Freitage gegeben, für Geld und gute Worte kann man es aber auch außer der Zeit anschauen. Als wir die Besichtigung der Moschee beendet hatten, waren nun ihrer acht zusammengekommen, an die sich während der Action noch zwei anschlossen. Sie waren alle von verschiedenem Metier, der eine ein Schuster, der andere ein Zimmermann, der dritte ein Garkoch. Sie hatten auf den Ruf des Oberhauptes der Derwische ihre Werkstätten so eben verlassen, von denen noch ein jeder einige Kennzeichen an sich trug. Nur ihr Oberhaupt, das auch bei'm Tanze und Gesange als Vorsänger präsidirte, hatte priesterliches Gewand und Turban. Sie stellten sich im Kreise umher, steckten die Köpfe dicht zusammen und fingen damit an, zuerst ganz vernünftig und leidlich wohlklingend ihr „la illahe illalla Mahomed ressu lulla“ zu singen. Indem sie aber diese Worte beständig und immer schneller wiederholten, schmolz diese ganze, doch ziemlich lange Redensart zuletzt in einen einzigen unarticulirten Laut zusammen. Der Gesang wurde endlich ein bloßes Schluchzen und Rucksen und klang eine Zeit lang ganz und gar dem Arbeiten von einem Duzend Holzsägen nicht ähnlich, sondern vollkommen gleich. Da die Sänger jedoch aus einem Grade ihres sonderbaren Enthusiasmus immer in einen noch höheren übergingen, so änderten sich die Töne beständig. Wir begriffen zuletzt gar nicht mehr, mit welchen Organen sie solche Laute hervorbringen, denn Zunge, Lippe, Gaumen und Kehle konnten kaum dazu ausreichen. Wir hätten ohne Zweifel das Concert einer Herde Schweine, Löwen, Wölfe und Ochsen weit menschlicher gefunden. Da sie bei jedem der sich schnell folgenden Laute allemal den Mund weit aufsperrten und mit dem Körper beständig wie die Sägemänner sägend zuschnappten, so geriethen sie dabei zuletzt ganz in Schweiß, und Einigen

stand buchstäblich der Schaum vor dem Munde. Die einzige Stimme, an welcher das arme, gefoltete Ohr, wie an einem im Wellensturm oben schwimmenden Brete, einen Halt punct, eine Echolung und Rettung fand, war die des Derwischvorstehers. Er behielt seine ganze mitgebrachte Würde bei, und seine Stimme schwamm beständig in verständlichen Melodien oben über dem chaotischen Gewirre der übrigen. Ich kam dieser Stimme wegen auf den Gedanken, daß die Leute mit ihrer dramatischen Darstellung etwa das Toben der bösen Geister der Unterwelt oder der menschlichen Leidenschaften und die darüber herrschende und beruhigend waltende Idee der Gottheit ver sinnlichen wollten. Als sie auf die besagte Weise den Gesang jener Redensart zum gräulichsten Tonungethüme verunstaltet hatten, hörten sie plötzlich eine Weile auf und nahmen dann eine andere Redensart auf, die sie ganz auf ähnliche Weise wie die vorige behandelten und durchführten. Als nun zuletzt noch diese guten, ehrlichen Bärte, die wir bei ihrem Eintritte für ehrbare und stille Bürger halten mußten, gar in die abscheulichsten Verzückungen ihrer Glieder verfielen, sich auf ein Bein stellten und mit der Schnelligkeit von Kreisel um die eigene Achse ihres Leibes drehen, da war es uns, die wir anfangs in das ärgste Lachen hatten ausbrechen wollen, nicht mehr möglich, uns zu halten, und wir riefen mit dem Schrei des Schmerzes und fast der Verzweiflung dazwischen, sie sollten dem tollen Wahnsinne ein Ende machen. Etwas Furcht war auch mit dabei, denn wir dachten nicht anders, als daß einige von ihnen auf der Stelle ihren Geist aufgeben mußten, und wir dann die Schuld tragen würden, aus bloßer Neugier den Tod eines unserer Mitmenschen veranlaßt zu haben. — Beim trübseligen Anblicke dieser abscheulichen Ceremonie des Derwisch Tanzes gewannen denn doch wieder bedeutend alle Ceremonieen unserer christlichen Kirchen, die doch nirgends eine solche Mißgeburt zu Tage gebracht haben. Es erscheint dieselbe um so mehr als Mißgeburt, da die Mutter — ich meine den mohamedanischen Gottesdienst — doch immer sonst so anständig und würdevoll einhereschreitet.

Die Mauern Baktschisarai's umschlossen außer dem Beschriebenen noch sonst wohl Manches, was unsere Wißbegierde hätte fesseln können, doch war es uns nicht beschieden, mehr von diesen Dingen zu naschen. Unser Dreigespann — denn bis Sewastopol geht es noch immer auf ebenen Wegen mit dem Wagen — stampfte schon ungeduldig im Palasthofe. Wir setzten uns auf unseren hohen Polsterthron, denn auf russischen Postwagen muß man sich immer einen solchen von Heu, Kissen und Polstern geschickt bauen lassen, wenn man einigermaßen seine Bequemlichkeit liebt, und jagten, dem mit zwei großen, pfundschweren Medaillen um den Hals geschmückten, tatarischen Dnbaschi

(Vorgesezten) des Schlosses unseren Dank sagend, davon, indem wir im Vorbeifahren noch ein Mal alle die belebten Scenen, welche Baktischisarai's Straßen boten, uns beschauten und dann unsere Gedanken dem alten Eheronesus und dem neuen Sewastopol zuwandten, denen wir uns nun mit raschen Schritten näherten.

Sewastopol.

„Wer sich selbst und And're kennt,
 „Wird auch hier erkennen,
 „Orient und Decident
 „Sind nicht mehr zu trennen.“

Der Weg von Baktischisarai nach Sewastopol führt zwischen den nördlichen Vorbergen der südlichen hohen Gebirge hin. Eigentlich sind es nicht sowohl aneinander gereihete Bergkegel als vielmehr nur lange einförmige Mauern, die in nicht sehr hohem Grade zertrümmert wurden. Sie streichen alle parallel mit der südlichen Hauptkette, von Westen nach Osten, bilden ziemlich einförmige Längenthäler, und werden hin und wieder von kleinen Flüssen in Querthälern durchsezt.

Wir fuhren lange Zeit in einem jener Längenthäler hin, welches so wie das darin nistende Dorf „Duwan Koi“ hieß. Das Dorf ist eben so lang wie das Thal und unter den obstbauenden Orten der Krim einer der vornehmsten. Die Häuserchen liegen alle unter großen Obstbäumen vergraben, und überall waren die Leuten beschäftigt, die schönen rothen Früchte einzuernten, die hier für Petersburger Liebhaber zeitigen. Da meine Reisegefährten auf der Poststation des Orts ein Sfamowar fanden und ihre Seele an den heißen Quellen desselben mit Muße badeten, so gewann ich Zeit, einen Spaziergang durch das Dorf zu machen.

Als ich auf den kleinen Fußsteigen, die unter den Obstbäumen von Haus zu Haus führten, hinschlenderte, traf ich auf einen alten Russen, der mich anredete und fragte, ob ich etwa ein Liebchen unter den Tatarenmädchen hätte, da ich auf solchen Schleichwegen ginge. Ich möchte mich in Acht nehmen, denn in diesem Puncte wären die Tataren böse. Er selbst wäre schon alt und lange im Ort, doch wage sogar er es nicht, überall hinzugehen. Ich bat ihn, er möchte sich mit mir zusammenthun, so wären wir beide stärker, und so wanderten wir denn auf allerliebsten Obstbaum-Fußsteigen zum „Ismael Chaltsha,“ einem seiner Gastfreunde, der uns freundlich empfing und mit Äpfeln bewirthete. Wir fanden Alles recht nett und reinlich bei ihm und bekamen auch Erlaubniß, in seine Küche zu gehen, wo

seine Weiber kochten. Sie machten „Kebob“, wie man sie auch in den tatarischen Garküchen bekommt. Es sind dieß kleine zarte Lammfleischstücken, die, auf krumme Haken gespießt, der Reihe nach im Ofen aufgehängt und so gebraten werden. Man nimmt eine Portion davon in die Hand und ißt sie wie Kastanien. Wir mußten auch einige Kebobs nehmen und wurden dann mit freundlichen Glückwünschen entlassen. Ich dankte dem Russen mit „proschtschaitje“ und dem Tataren mit Handküssen und flog in rascher Troika meinen vorangeeilten Gefährten nach.

Auf das Obsththal Duwankoi folgte das Fruchtthal „Belbeck“, das uns aber nur mit seinem Namen an Syrien erinnerte. Denn sonst war hier weder eine Spur berühmter Ruinen, noch auch ein Stäubchen berühmigten Sandes, vielmehr Alles lebendig und apfelbaumgrün.

So ging es fort bis dahin, wo die graue Woge des Meeres wieder anfang, sich in unsere Aussicht zu mischen. In der Nähe der Küste wird Alles baumlos und kahl. Um nach Sewastopol zu gelangen, wendet man sich links an der Küste hin nach Süden bis zu einer Meeresbucht, über welche man sich in großen Booten übersetzen läßt, da sie mit schroffen Ufern sehr tief in's Land hineingeht und ihre Umgehung also einen bedeutenden Umweg veranlassen würde. Dießseits der Bucht kommt man noch an eine Festung mit hohen Erdwällen vorbei, deren Bestimmung schwer zu errathen ist, weil sie weder eine auf irgend eine Weise feste Position gewählt hat, noch mit ihren Kanonen irgend etwas Anderes als Steppe bestreichen kann.

Zwischen dieser Festung und der Bucht war ein Lager von Truppen aufgeschlagen, die zum Bau der Festungswerke von Sewastopol verwendet wurden. Wir passirten die Kriegsmänner in Frieden und fuhrten am Ufer hinab zur Fähre, und da enthüllte uns denn die mächtige Sewastopolis, die heutige Königin des schwarzen Meeres, ihr mit gewaltigen Batterien umhelmtes Antlitz.

Der Anblick von Weitem ist herrlich. Die Stadt mit allen ihren am hohen Ufer aufgetempelten Gebäuden ganz neu und jung, die hübsche Admiralität, das frische Arsenal, die schmucken Mauern und Kirchen, die sich hart am Meere auf Vorsprüngen und an Abhängen drängen. Draußen das wogende stets dräuende Meer, drinnen die schönen stets sicheren Buchten, in die sich die krystallinen Wellen retten und zu nie gestörter Ruhe in großen Felsenbetten niederlegen. — Zu dieser Ruhe der Natur die Geschäfte und Regsamkeit von 40,000 bis 50,000 Menschen *), die auf dem Lande und

*) Es ist mehr als lächerlich, wenn man in unseren Statistiken (z. B. noch in der neueren von Schnigler) liest, daß Sewastopol nur 5,000 Einwohner habe.

Wasser wimmeln. Das Alles bezaubert, wenn man aus den friedlichen Obstdörfern der hinvegetirenden Tataren plötzlich auf eine so kriegerisch belebte Bühne der aufstrebenden Russen tritt.

Die Meer=Verengung, welche hier landeinwärts geht, spaltet sich in mehre Buchten, auch von den Russen „Bukta“ genannt, „die Quarantäne-Bucht,“ „die südliche,“ „die Schiffs=“ und die „Artillerie=Bucht.“ Die „korabelnaja Bukta“ (Schiffsbucht) ist aber die schönste und größte. Sie war jetzt voll von Schiffen. Denn gerade vor ein paar Tagen war die Flotte vom Kaukasus zurückgekehrt, wo ihr die Stürme und Ischerkessen einen so üblen Streich gespielt hatten. Wir segelten bei einer schönen Freygatte vorbei, die in Quarantäne lag. Die ganze Mannschaft hatte ihre 800 Jacken und Hosen an den Maaen aufgehängt, um ihnen die Pest auszutreiben. Ganz dicht streiften wir bei den Kanonen der kleinen Brigg *Mercur* vorüber, die sich im letzten Türkenkriege unter Anführung des Kapitäns *Kasarski* so tapfer gegen drei große osmanische Schiffe schlug. Aus der Ferne dämmerte das ungeheuerere Linienschiff *Warschau* herüber, das mit hundert Mal schwererem Kriegsgeräthe auf den scherzenden Wellen tanzte, als das trojanische Pferd auf ächzenden Rädern wälzte.

Die meisten und besten Befestigungswerke von Sewastopol rühren aus der Regierungszeit des jetzigen Kaisers her, so die Redoute oder das Fort „*Alexander*“ am Eingange der Bucht nach dem Meere hin, ebenso die Befestigung oder Bastion „*Nicolai*,“ welche unmittelbar die Stadt umgürtet und noch nicht völlig beendet ist. Das Material zu diesen Befestigungen ist ein weicher Kalkstein, den man in der Nähe der Stadt bricht. Der Stein ist dem Muschelschalke, aus welchem *Odessa* gebaut ist, sehr ähnlich und so äußerst nachgiebig und mürbe, daß die Mauern von den feindlichen Kugeln, die darin wie in Sand stecken bleiben werden, wenig zu fürchten hat, desto mehr aber wahrscheinlich vom Zahne der Zeit, der sie wie Zunder zerreiben wird. Man sieht dieß an den Häusern von *Odessa*, die alle von selbst wieder übereinanderfallen. — Für jetzt freilich steht Alles recht glatt und geradlinig da, und es kann auch eine Zeit lang noch so stehen und den russischen Schiffen, wenn sie ein Mal in den Dardanellen vor englischem Salpeter zurückweichen sollten, eine sichere Zuflucht gewähren. — Auch haben sich schon jetzt einige Leute die Stien daran wund gerannt, nämlich ein paar „*Podradschiks*“

bleibende Einwohner hat die Stadt 10,000. Dazu kommen aber noch die beständig an den Festungsbauten beschäftigten Landtruppen, deren jetzt nahe an 30,000 die Stadt umlagern, ferner die große Mannschaft der zahlreichen Kriegsschiffe, die hier ihre regelmäßige Station haben.

(Bau = Unternehmer), die mit dem Gelde zu kurz schossen und nun im Gefängnisse sitzen.

Der „Sieur Cabalzar“ erblickte im Canton Wallis das Licht der Schweizer Welt und trieb sich hier und da in verschiedenen Landen umher, bis endlich der Strudel der Ereignisse ihn vor zehn Jahren nach Sewastopol führte, wo er nun einer Wirthschaft vorsteht, in der auch wir uns heute auf eine frugale Suppe zu Gäste luden.

Da wir nicht Zeit genug hatten, alles Alte und Neue der Stadt und Umgebung zu besichtigen, so theilte ich mich mit meinen Reisegefährten in die Welt so, daß ich die Vorwelt und sie die Jetztwelt nahmen. Sie besichtigten die neuen Wasserleitungen von Inkerman, und ich flüchtete mich zu den Ruinen des alten griechischen Cherson. Der Sieur Cabalzar zäumte seinen Einspanner auf und hatte die Güte, mich auf meiner Ausflucht zu begleiten. — Wir kutschten die Straßen von Sewastopol bergauf und bergab zwischen allen den vielen kleinen Häusern hin, die hier wie Pilze aus dem Boden schießen, aber wie Kirschbäume Frucht tragen, denn die Miethe der Häuser ist hier wegen der vielen aus- und einwandernden Offiziere hoch, und wer nur so viel Capital hat, um sich ein kleines Dach und Fach zusammenzuzimmern, der kann sich mit Gemächlichkeit einer kleinen Revenue erfreuen.

Die Umgegend von Sewastopol ist so kahl wie ein rasirter Türkenschädel. Nicht ein einziges Bäumchen schmückt diese öde Gegend. Ebenso wüßt ist die ganze chersonesische Halbinsel, die sich in der südwestlichen Ecke der Krim wie eine Nase nach Westen herumdreht. Es ist dieselbe ein flaches einförmiges Plateau, das alle charakteristischen Merkmale der Steppen an sich trägt. — Der Mittag war unbarmherzig heiß, und wir konnten nicht umhin, uns bei einem Brunnen am Meere ein wenig zu erfrischen. Dieser Brunnen war mit einer hohen Mauer umgeben und mit einer Thür nach dem Lande und einer nach dem Meere versehen. Es können nämlich auch die in Quarantäne Liegenden ihren Durst daraus schöpfen. So lange sie darin sind, wird die Landthür zugehalten, und wenn die Landleute darin sind, so müssen die Seeleute warten. Bei solchem Wechsel mag es doch schwer sein, wohl jedes Peststoff = Stäubchen zu beaufsichtigen.

Das alte Cherson lag im Westen seiner Nachfolgerin, des heutigen Sewastopol, an der sogenannten Quarantäne = Bucht. Da diese Bucht sehr klein und unbedeutend ist, und die, an denen Sewastopol liegt, in jeder Hinsicht vorzüglicher und fast dem goldenen Horn von Konstantinopel vergleichbar, so begreife ich gar nicht, warum die Chersoniten diese Situation wählten. Eine Blindheit bei ihnen zu supponiren, wie sie den Nachbarn

von Byzanz Schuld gegeben wird, ist nicht statthaft, weil die Baien allzu nahe sind. Es muß sich die Sache aus anderen Verhältnissen erklären.

Von Ruinen Chersons kann man gar nicht sprechen, höchstens nur von Trümmern. Das Einzige, was noch von dieser einst so mächtigen Republik aufrecht steht, sind ein paar Stücke ihrer Mauern und in dem einen derselben eine Art von Durchgang oder Thor. Sowohl Thor als Mauern geben übrigens keinen sehr vortheilhaften Begriff von den Architekten des alten Cherson, denn sie sind ohne alle Zierde und Accurateſſe gebaut, weiter nichts als eine Menge über einander gehäufte Steine verschiedener Größe und Form mit dazwischen geworfenem Kalk. Und dennoch ging ich nicht ohne Wolluſt durch dieses so einsam trauernde Thor ein und weilte unter seinen niedrigen Bogen. Denn jede Ruine hat etwas unbeschreiblich Rührendes, besonders aber ein Stadthor, zu dem die Fremdlinge einzogen, die Todten hinauswanderten, bei dem die Heimkehrenden freudig begrüßt, die Abschiednehmenden beweint wurden. Dasselbe ist's bei einem Hause; wenn das ganze Hinterhaus auch noch steht, so kann das die fehlende Thürschwelle nicht ersetzen. Sie allein macht mehr Effect als alles Uebrige.

„Mais entrez donc Monsieur! entrez!“ rief mir endlich ungeduldig der Sieur Cabalzar zu, „sehen Sie doch diese Zerstörung! Ach es ist erschrecklich, was hier für Menschheit muß umgekommen sein! Et tout cela a fait la guerre! Ah! Monsieur, la guerre c'est la chose la plus detestable!“ — In der That, die Zerstörung Chersons ist so groß, daß sie kaum mehr grausig ist. Eine Leiche, die in Staub gefallen ist, ergreift uns nicht mehr. Das alte Cherson war wohl aus demselben mürben Steine gebaut, aus dem das heutige Sewastopol gemauert ist. Man sieht daher nirgends Etwas, was noch eine bestimmte und interessante Form behalten hätte, keine Säulen, keine Capitäl, keine Thürme u. s. w. nur eine ungeheure Menge unordentlich durcheinander geworfener, von Unkraut durchwachsender Steine, an denen die Naturkräfte bereits alle Spuren von Menschenhand verwischt haben. Manche dieser Steinhaufen liegen in vier parallelogrammartig zusammengesetzten Reihen an einander und bezeichnen so noch die Mauern der Häuser oder Einfassungen der Gehöfte. Auch erkennt man noch hier und da den Lauf der alten Straßen, zu deren Seiten die Steine in langen Reihen etwas höher liegen. Unter der Erde conservirt sich natürlich Alles immer besser als oben, weshalb man denn auch noch einen Brunnen findet und ein ziemlich gut erhaltenes Souterrain einer Kirche, in welches man durch eine runde Oeffnung im Gewölbe hineinblicken kann. Es ist drinnen Alles voll Grus und Schutt, auf dem obenauf ein marmorner Säulenknauf liegt. Auf der Oberfläche der Erde sieht man noch einige Ueberreste der

Mauern der alten Kirche nebst einer umgeworfenen Säule, in die ein Kreuz eingehauen ist.

Man hat jetzt ausgemacht, daß diese letztgenannten Gemäuer die Trümmer der alten, denkwürdigen Kirche sind, in welcher Wladimir der Große den ihm von Konstantinopel kommenden christlichen Glauben annahm, und von der auch jene alten erzenen, chersonesischen oder Korsun'schen Thüren herkommen, die man noch heutiges Tages in der Sophienkirche in Nowgorod bewundert. Ich weiß nicht, worauf sich diese Behauptung stützt, doch kommen mir jener Säulenknauf und der mit dem Kreuze bezeichnete Stein sehr verdächtig vor. Allein die Sache ist richtig gemacht und bereits Befehl gegeben, die Kirche zum Andenken an jenes Ereigniß wieder aufzubauen. Auch der Kaiser von Rußland hat die Ruinen von Cherson bei seiner Anwesenheit in der Krim besucht.

„Mais regardez donc, Monsieur, tout, ce qu'a fait la guerre!“ rief mir mein Sieur von einem kleinen Hügel zu, den er erstiegen hatte und der mitten in der ganzen großen Trümmerwüste lag. Er hatte selbst Schutt und Steine auf seinem Gipfel und mochte früher Tempel oder andere öffentliche Gebäude der Stadt getragen haben. Man übersah von da aus die ganze Trümmerfülle der Umgegend, die sich bis an's Meer und weit in die Landschaft hinein erstreckt. Am Fuße dieses Hügel, hart an einer kleinen Meeresbucht, liegt jetzt ein großer Esalgen (Talgiederei), wo auch fast alles Vieh für die Flotte geschlachtet wird. Man könnte auch sagen, es sei eine Fischmastung, denn alles Blut und alle Eingeweide der Dschfen gehen in's Meer für die Fische, von denen die Bai wimmelt.

Unser kleiner Einspänner hatte, indeß wir so die Bühne der Vorzeit durchschweiften, ruhig die Gegenwart bei'm Schopfe ergriffen, und wir fanden ihn noch vor dem Thore der Chersoniten, gemüthlich Kräuter suchend. Heimkehrend erlabten auch wir unser Leibliches mit einem Gläschen Cyprienwein bei'm Griechen Kukuli, der einen großen Weinkeller für die Sewastopol'schen Offiziere hält. Man trinkt hier ungefähr wohl noch dieselben Weine, wie zu Anakreon's Zeit in Cherson, lauter Inselgewächse, Cyprien, Santoriner, auch Malvasier. Doch den Chier verlangte ich vergebens. Mir trug dieser Besuch noch die Bekanntschaft des deutschen Klempners Müller ein, der für alle Leuchthürme des schwarzen Meeres die Lampen verfertigt. Er gehört zu den bei der Flotte Angestellten und hat dafür den sonderbaren Titel „Tschernomorski Lampist“ (der Lampist des schwarzen Meeres). Ich begleitete ihn in seine Werkstatt, wo Alles recht solid und deutsch und mit blinkerblanken Meer-Erleuchtungs-Apparaten erfüllt war. Es giebt jetzt an den russischen Küsten des schwarzen Meeres bereits zwölf Majaks (Leuchthürme), zwei bei

Sewastopol, welche die Schiffer in eine Linie zu bekommen suchen müssen, um richtig in den Hafen zu treffen, zwei in der Nähe von Odessa, zwei im Kimmerischen Bosporus, und noch einige andere an anderen Punkten. Auch werden noch einige neue Bauten projectirt, und so kann denn das „schwarze Meer“ bald wieder umgetauft werden in „helles Meer“, wie es ja schon früher einmal aus einem „Axinus“ ein „Euxinus“ wurde.

Die Stadt Sewastopol ist eine rein russische mit einer kleinen Beimischung von Griechisch. Von dem ehemaligen tatarischen „Aktiar“, das hier stand, ist nicht eine Spur mehr vorhanden, und selbst alle tatarische Bevölkerung aus der Stadt verbannt, in der ebenso den Juden und Zigeunern zuweilen der Aufenthalt verboten ist. Die Griechen sind hier hauptsächlich die Weinschenken und Kaufleute, und dann hat die Flotte des schwarzen Meeres eine Menge griechischer Offiziere. Die Bevölkerung ist daher sehr wenig gemischt und erscheint, wo sie sich zeigt, sehr langweilig und einförmig. Fast lauter graugekleidete, russische Matrosen füllen beständig die Straßen, zwischen deren Nachtvogelgeschwüre die Tagfalter, die brillanten Marineoffiziere, eher flattern. Die russischen Matrosen haben keine Spur von der kräftigen Derbheit und der übermüthigen Laune, welche die Neptunsfinder anderer Nationen auf dem Meere gewinnen. Sie sind in dem dicken, massiven Festlande von Europa geboren und erscheinen nur auf dem Festlande heiter und heimisch. Auf der See sind sie flau und thun's eben nur, weil sie müssen. Ein Russe träumt auf der See so viel vom Festlande, wie ein Engländer auf der unbeweglichen Scholle von den lebendigen Wogen.

Ein Flottenoffizier hatte die Güte, mich in seiner hübschen Jölle noch zu einer großen Merkwürdigkeit von Sewastopol zu führen, zu den wundervollen und noch im Baue begriffenen Docks der Marine. Die Hauptsache bei diesem Riesenwerke hat freilich die Natur gethan, denn sie hat hier eine kleine, von allen Seiten geschützte, lange, tiefe, gerade Bucht dazu gegeben, wie selbst diese Künstlerin sie nur an wenigen Erdstellen mit solcher Vollkommenheit vorbildete. Dennoch blieb auch dem Menschen noch genug zu thun, nachzugraben, zu glätten, zu reguliren, um auch seine Arbeit eine Riesenarbeit zu nennen, obgleich es eigentlich bloßes Nachpoliren und Ausfeilen Dessen ist, was die Natur in den Hauptzügen bereits fertig gab. Alles, was mir der Offizier von den Docks erzählte, ging in die Tausende und Millionen. Tausende von Arbeitern waren seit fünf Jahren dabei beschäftigt, hatten dabei schon, ich weiß nicht wie viele Millionen von Rubeln verzehrt, und werden im kommenden Jahrzehende noch Billionen von Schweißtropfen dabei vergießen. Solche Wasserbauten muß man sehen, so lange sie noch im Werke sind, um einen

Begriff von ihrer Großartigkeit zu erhalten, denn nachher entzieht gewöhnlich wieder das zugelassene Wasser den größten Theil des Vollendeten dem Auge.

Der Stein, aus dem diese Docks gebaut werden, ist ein schöner, fast schneeweißer Kalk, der äußerst elegant aussieht, so lange er noch neu ist. Jeder Quader ist so groß, daß vierzig Leute zu thun haben, ihn auf einem Karren heranzubringen. Nur hier und da sind die Einfassungen und Schleusenpfeiler von Granit. Das Auge eines Mathematikers muß sich hier mit Entzücken weiden an allen diesen glatten Flächen, diesen rechten Winkeln und allen den bis auf's Härchen genau gemessenen und berechneten Steinzusammenstellungen. Bloße Nebensachen und Kleinigkeiten setzen schon in Erstaunen, so die Maschinerie zum Auspumpen des Wassers, die Trockenlegung und Befestigung eines kleinen, benachbarten, niedrigen Uferstrichs u. s. w., und nun gar die ungeheueren Parallelepipeda der Bassins selbst, in denen solche Schwäne, wie diese riesigen Fregatten sind, schwimmen sollen. In der Nähe der Docks liegen alte, abgetakelte Linienfahrer, die den Arbeitern zur Wohnung dienen. In einem derselben, sagte mir der Offizier, campirten allein 2000 Mann. Das mag ein Gesumme in den engen Räumen sein! Leider konnte ich mir ihre Wirthschaft nicht mehr ansehen, denn schon stieg die Sonne in's Meer hinab, und wir wollten noch mit dem auftauchenden Mondscheine weiter reisen.

Meine Reisegefährten traf ich in sehr übler Stimmung. Sie hatten conträren Wind gehabt und waren lange vergebens herumgekreuzt, ohne Inkerman und seine Aquaducte erreichen zu können. Zu diesem vergeblichen Streite mit den Elementen kam nun noch der noch ärgerlichere mit den Menschen. Wir hatten nämlich zwei Wagen mit zwei Pferden bestellt und dafür einen ziemlich hohen Preis bezahlt. Man schickte uns auch zwei Wagen, vor jedem aber nur ein Pferd, so daß es zusammen nur zwei ausmachte, und versicherte, man hätte uns so verstanden. Ich rieth zum Frieden und zu schleuniger Abreise mit den so verstandenen zwei Pferden. Auf der anderen Seite lud uns der Sieur Cabalzar freundlichst zum Bleiben in seinem Nachtquartiere ein, da die Mönche des Georgiew'schen Klosters, deren Gastfreundschaft wir diese Nacht noch in Anspruch zu nehmen gedachten, doch wohl schon schlafen möchten. Allein wir wurden Beide überstimmt und mußten die Kriegsflamme gegen die Kutscher schüren helfen. Diese beschworen uns und sagten, sie wären nichts als Knechte, thaten den Willen ihrer Herren und führen eben so gern mit zwei Pferden als mit einem. Wir suchten also die Schelme in ihrer eigenen Höhle auf, die am äußersten Ende der Stadt lag. Es ging in der Finsterniß bergauf und bergab, um verschiedene Buchten herum, und wir wurden nun erst die Weitläufigkeit der Stadt auf dem Communicationsweg

des Festlandes recht inne. Mittels der Fahren über die Baien läßt sich Manches abkürzen. Auf dem großen Hofe der Jämschtschiks erklärten uns alle zwölf Kerls, die wir dort fanden, sie wären Knechte und dürften uns kein zweites Pferd verabsolgen. Der Herren in der Wirthschaft seien sechs, aber keiner sei zu Hause. Die Russen bilden immer zu allen Entreprisen solche saubere Eliquen. Als wir darauf, in Zorn gebracht, eine ganze Sauce unschmeichelhafter Redensarten über sie ausgossen und nicht undeutliche Miene machten, dieselbe mit der Peitsche noch ein wenig zu würzen, hoben sie die Hände zum Himmel empor und schrieten: „Thut, was Euch beliebt, wir sind unschuldig! *) Wir arbeiten den ganzen Tag, und in der Nacht müssen wir schlafen.“ — Darauf hüllten sie sich in ihre Pelze, und wir mußten einspännig abtrollen, indem unsere schelmischen Kutscher dabei in's Häusichen lachten.

Es war schon sehr spät geworden, und es sollte noch später werden, bevor wir unser Nachtquartier erreichten. Der Weg zum Georgiew'schen Kloster zieht über jene kahle, chersonitische Steppenhalbinsel hin und ist am Tage schon ein bloßer Grasweg zum Verirren, viel mehr noch in so später Nacht, wo auch der Halbmond am Ende noch seine beiden Hörner wie eine Schnecke hinter dichte Wolken zurückzog. Das kleine Lichtlein des Leuchthurnes, der auf der Spitze der besagten Halbinsel steht, sollte uns eigentlich immer zur Rechten bleiben, doch wurde es wider unseren Willen größer und größer, und endlich hielten unsere Fuhrleute dicht bei'm Leuchthurne still und erklärten, sie hätten sich verirrt, und hier sei die Krim am Ende. Wir bemerkten zu spät, daß wir den ganzen Herakleotischen Chersones der Länge nach durchfahren waren, statt ihn quer zu durchschneiden, und daß wir ungefähr wieder eben so weit als bei'm Anfange in Sewastopol waren. Ich half natürlich die Leute tüchtig mit ausschelten, doch that es nur mein Mund, und meine Seele saß in innigem Behagen dahinter und freute sich, unter so besonderen Umständen auf dem alten, berühmten Chersonesus herumzukreuzen. Ueberall zur Rechten und Linken Spuren und Reste des alten Cherson, oben die uralte Ruine des Halbmondes, die unter den Trümmern der schwarzen Wolken sackelte. O, es war ein wohlthuender Genuß,

„der Fremblings = Reiseschritt,

„den über Gräber

„alter Vergangenheit

„wir wandelten,“

*) Dies ist die gewöhnliche Redensart des gemeinen Russen, wenn ihm ein Vornehmer scharf zu Leibe geht. Es heißt auf russisch: „Wasche wole! mui ne wuinowat.“

und der uns denn endlich, erst eine Stunde nach Mitternacht, zu den Thoren des Klosters führte, auf das wir zielten.

Alles war schon in tiefsten Schlummer versunken. Ob die Mönche wohl von Iphigenie träumten? Da Goethe's Iphigenie schon in's Russische übersetzt worden ist, so war es nicht unmöglich. Wir traten daher leise auf, um ihnen nicht so freundliche Bilder zu verschrecken, tappten dem Thorwächter durch einen langen Gang nach und nahmen Besitz von der uns angewiesenen Zelle, Zimmer, Höhle oder was es sonst war. Denn wir konnten es nicht erkennen, da Alles stockfinster war, und der Wächter uns versicherte, er könne kein Licht machen. Dienstfertig schleppte er uns ein paar große Woiloklappen *) herbei, in die wir uns wickelten und in denen wir auf dem harten Boden um kein Haar bequemer schliefen als Orest und Pylades vor dreihalb Jahrtausenden.

Freilich hätte uns für diese Unannehmlichkeit auch, wie jene, eine Iphigenie wecken sollen. Das geschah aber nicht, und statt ihrer kam ein alter, langbärtiger Skythenmönch, der uns freundlich fragte, ob wir ein Esamowar wünschten. Wir ließen uns den Thee auf der Galerie des Hauses vortrefflich schmecken und überschauten die Umgebung. Das Kloster besteht, wie in der Regel alle russischen Klöster, aus einer Menge kleiner Häuser und Kirchen, die an dem oberen Abhange des hier wenigstens 500 bis 600 Fuß hohen Meeresufers aufgebaut sind. Die Hauptkirche ist neu und, wie alle russischen Kirchen, hübsch mit Säulen verziert. Das beste der kleinen Gebäude wird von einem in dem Griechenaufstande aus der Türkei vertriebenen griechischen Metropolit bewohnt, dem der Kaiser von Rußland hier ein Asyl im Kloster gegeben hat, zu dessen Archimandriten er ihn machte. Welcher Contrast mit der Zeit Iphigeniens, in der man hier die Hellenen schlachtete, wo sie jetzt ein Asyl finden! Die anderen kleinen Häuser werden von zwanzig bis fünf- undzwanzig Mönchen bewohnt, die jetzt eben größtentheils mit der Flotte aus dem Kaukasus zurückgekehrt waren. Denn das Kloster ist ein „Flotsky monastir“ (ein Flottenkloster), dessen Mönche auf den Kriegsschiffen den Gottesdienst verrichten. In acht Tagen, sagten sie, müßten sie sich schon wieder zu einer neuen Excursion bereit halten.

Von diesen hübsch gruppierten Häusern, die nur wenig Hofraum um sich haben, geht es nun ziemlich steil zu einem Brunnen, und weiter beständig unter dem Schatten von Bäumen zum Meeresufer hinab. Rechts springt

*) „Woilok“ ist ein dicker Filz von Kuhhaar, der zu verschiedenen Zwecken dient, in Rußland auch als Unter- und Ueberbett. Jeder in der Steppe herumziehende führt solche Woilokdecken zum Schlafen mit sich.

die Küste weit in's Meer hinaus bis zu einer Spitze, die von den Italienern Cap Fioraventi *) genannt wurde. Links tritt die Küste weniger aus der geraden Linie hervor, und die Bai ist unvollständiger. Mit einem Worte, das Ganze ist so durchaus und vollkommen die Bühne zu dem Schauspieler „Iphigenie auf Tauris“, daß ich gar nicht begreifen kann, wie man nur noch daran zweifeln mag, daß hier der Tempel der Diana gestanden, oder gar glauben will, daß die ganze schöne Iphigenie nie existirt habe und nur eine schöne Idee der Mythendichter gewesen sei. Wie wäre es nur möglich, so naturgetreu zu dichten, daß selbst Alles fast bis in die geringsten Kleinigkeiten mit der Wirklichkeit stimmt! Dort hinter dem Cap Fioraventi die Felsen, bei denen Drest und Pylades sich versteckten und von den Skythen entdeckt wurden, hier zum Meere hinab der Hain der Diana — freilich könnten die Bäume für einen Dianenhain etwas höher sein, — alsdann der Weg am Brunnen vorbei, den Iphigenie wandelte, um der Göttin Bild an's Meer zu tragen, hinten der Weg aus der Steppe, den Arkas und Thoas aus der Gegend von Baktischisarai und Simpheropol kamen. — In der That, die Täuschung war so groß, und die Gegenwart glich noch so sehr der fernen Vergangenheit, daß ich in beständiger Spannung an den bewaldeten Abhängen umhereilte und mich sehr wenig gewundert hätte, wenn die holde Jungfrau, die Priesterin, „die Werthe, Vielgeehrte,“ selber aus einem der Häuser hervorgetreten wäre.

Meine Gefährten waren nach dem Thee in die Kirche gegangen, um einer Frühmesse beizuwohnen, und der Gesang der Chorknaben klang wunderbarlich aus der offenen Kirchenthür hervor und trug nicht wenig dazu bei, meine Stimmung noch zu erhöhen. Nur hätte ich gewünscht, daß es Nonnen statt der Mönche gewesen wären. War die Aebtissin dann noch dazu jung und hübsch, so waren alle Bedingungen einer vollkommenen Täuschung erfüllt. Hellenenblut und ein dem Opfertode Entronnener war ja in der That schon Vorsteher des Klosters. Ich trat indeß hinaus in die Schatten, die regen Wipfel

„des alten heil'gen, dichtbelaubten Haines.“

Mit Entzücken wandelte ich hinab an's Ufer, wo sie lange Tage stand,

„das Land der Griechen mit der Seele suchend.“

Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als mir all' das Schöne wieder einfiel, das ich in der Jugend gelernt und das so oft meine kindischen Gedanken in das ferne Land der Taurier geführt hatte, in dem ich nun wirklich

*) Man behauptet, es sei das Cap Parthenon der Griechen.

stand. Und paßte nicht Alles auch auf mich so treffend und so schmerzlich wahr? Ach, auch gegen meine Seufzer brachte stets die Welle

„Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

„Beh' Dem, der fern von Kelttern und Geschwistern

„Ein einsam Leben führt.

„Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken

„Nach seines Vaters Halle, wo die Sonne

„Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß.“

Ach, was bedrängt nicht Alles eines armen Menschen Busen! Und Heil der Poesie, die uns in der Irre pilgernden Dresten zu Zeiten die Bande löset, daß die Last unseres Kammers in Thränen verthauet.

„Doch die Gefährten nah'ten und baten dringend,

„Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.“

Es drohe Gewitter in der Ferne, und es wäre zu wünschen, daß wir noch vor dem Regen Balaklaw a erreichten.

Leider konnten wir nun auch den alten griechischen Metropolitēn nicht mehr sprechen, der noch in der Kirche beschäftigt war, sonst hätten wir wohl noch Einiges über die Lage des alten Tempels der Diana erfahren, denn er hat der Regierung darüber ein Memoire übergeben, in welchem er seine Kenntnisse über diesen Punct niederlegte. Auch ist er im Besitze einer Chronik des Georgiew'schen Klosters von seinem Ursprunge bis zum heutigen Tage. Es ist schon sehr alt und blühte bereits zur Zeit des alten Cherson. Von der dortigen christlichen Gemeinde wurde es gestiftet und an die Stelle des alten, heidnischen Gögentempels gesetzt.

Wir arrangirten uns nun wieder in unseren kleinen Einspännern so, wie wir bisher immer geseßen hatten, meine beiden Reisegefährten und ihr Bedienter in der einen, und ich mit dem Griechen in der anderen Pawoske. Die Wege waren für einen an russisches Fuhrwerk nicht gewöhnten Wagen grausam und unbarmherzig, und ich lobte mir daher den Einspanner. Denn wäre es ein flüchtiges Dreigespann, wie gewöhnlich, gewesen, so wäre auf diesen Felsen=Knüppelwegen an unseren Gliedern zuverlässig nicht viel Kunstgerechtes geblieben.

B a l a k l a w a .

Balaklaw a liegt ungefähr 9 Werste vom Tempel der Iphigenie, oder vielmehr vom Kloster Sr. Eminenz des Metropolitēn Agathangel entfernt. Es ist eine alte und berühmte Stadt, die in allen verschiedenen Zeitaltern eine Rolle gespielt hat, jedoch gewöhnlich nur als der Trabant von Cherson. Zur Griechenzeit hieß die Stadt „Symbolon“, daraus machten die Italiener „Cembalo“, und jetzt heißt sie „Balaklaw a.“ Den letzten Namen leiten einige

Gelehrte aus dem Italienischen her und behaupten, das „Bala“ wäre ein verdorbenes „bella“, Andere aus dem Griechischen von palaios, wieder Andere aus dem Tatarischen. Da jede Partei ihre Behauptung gleich wahrscheinlich macht, so behält man denn die Wahl und spart, da die ganze Sache doch unbedeutend ist, die Qual.

Balaklawä verdankt seine Existenz einer kleinen, ganz schmalen Bai, die, wie ein Hafen gekrümmt, hier in's Land hineingeht. Sie correspondirt mit den größeren Baien von Sewastopol auf der nördlichen Seite des Herakleotischen Chersonesus, ist auf der ganzen, sonst ziemlich ununterbrochenen Südküste einzig in ihrer Art, hat alle Erfordernisse eines guten Hafens, ist tief, klippenlos und ohne Sandbänke vor ihrer Mündung. Die Berge und Felsen, welche sie umgeben, sind vier bis fünf Mal höher als die schroffen Ufer der Sewastopolitanischen Buchten, und da sie sich ganz hinter ihnen versteckt, so ist jedes Schiff, das diesen Hafen erreicht, so sicher wie ein Schatz, der in die Erde vergraben wird. Dazu genießt dieser Erdfleck auch dieselben Vortheile der geographischen Position mit Sewastopol. Daß er aber dennoch immer jenen nördlichen Häfen nachstand, erklärt sich daraus, daß die Balaklawasche Bucht nicht geräumig genug ist und nur für wenige Schiffe Platz hat, so wie daraus, daß auch die Umgegend so außerordentlich beengt, und für eine ordentliche Stadt kaum Terrain genug vorhanden ist, es müßten denn alle Handelsleute solche gepanzerte Ritter = Kaufleute sein, wie die Genueser, deren Comptoirs und Factoreien gewöhnlich Citadellen und Bergschlösser waren, in denen die Kaufleute ein mönchisch = militärisches Leben führten.

So sehr indeß die nördlichen Buchten stets dieser südlichen vorangingen, so haben sie doch nie das Leben an ihr völlig vernichten können, vielmehr sie immer als einen Nebenhafen benutzen und gelten lassen müssen. Es beruht dieß, so zu sagen, auf einem kleinen Psiffe, auf der kleinen Landnase nämlich, dem Herakleotischen Chersones, den zu umsegeln man wenigstens dreierlei Winde braucht. Da diese nun aber nicht immer so umspringen, wie der Schiffer es wünscht, so hat man oft ein paar Tage und mehr nöthig, um von Osten her nach Westen, nach Norden und endlich nach Osten zurück in den Hafen von Sewastopol zu gelangen. Die Schiffe, die aus dem asowschen Meere u. s. w. kommen, zogen es daher seit alten Zeiten vor, in den Hafen von Symbolon, Cembalo oder Balaklawä einzulaufen und ihre Waaren die kleine Strecke von einer Meile bis Cherson zu Lande weiter gehen zu lassen *).

*) Ein Blick auf die Karte wird dieß Alles deutlich machen.

Bekanntlich wurde Balaklava sammt einem nicht unbedeutenden Rayon der Umgegend von Katharina der Großen an Griechen abgegeben und ist nun wieder, wie vor Alters Symbolon, ausschließlich von Hellenen bewohnt. Die Moden wie die Ereignisse kehren wieder. Die Leute beschäftigen sich mehr mit dem Ackerbaue als mit städtischen Gewerben und haben daher auch ein großes Dorf, Kadikoi, auf ihre Felder hinausgebaut. In der Stadt treiben sie Krämerei, unbedeutenden Handel im Auftrage von Sewastopol und auch Fischerei. Die junge Mannschaft dient in einem aus ihr gebildeten Bataillone, das alle Posten an der ganzen südlichen Küste der Krim besetzt. Ihre Bucht ist sehr fischreich und zuweilen so voll davon, wie ein Neg. Wenn es draußen stürmt, so kommen auch ganze Scharen von Delphinen in den Hafen geflüchtet, wo die Leute sie dann mit Flinten erschießen. Wie Mancher ist doch im Sturme sicherer als im trügerischen Frieden des Hafens!

Wir kehrten bei einem Wirthe ein, der aus Mangel an Raum sein Billard in seiner Scheune aufgestellt hatte. Er tractirte uns mit Kephali und Petuch, zwei delicates Fischarten des schwarzen Meeres, derentwegen Balaklava berühmt ist. Sie waren aber schlecht und versalzen, und es ging uns hier wie anderen Reisenden in Bordeaux, wo man keiner guten Flasche Bordeauxwein habhaft werden kann, oder wie in Prag, das alle ausgezeichneten Sängern für Wien hervorbringt, und wo man an Ort und Stelle keine vernimmt. — Wir machten diese Salzische flott mit elendem Santorino, welches in ganz Südrussland der verbreitetste aller griechischen Weine ist, und gewannen so, gesalzen und getränkt, frische Kräfte zum Erklettern der Ruinen des alten Cembalo.

Schade, daß der Signore Millione, der in seinen Erzählungen auch dem alten Cembalo einige Millionen zufließen ließ*), nicht bei uns war, er hätte diese Ruine uns gewiß mit allerlei Anekdoten gewürzt. Allein wir fanden nicht einmal einen gewöhnlichen Cicerone. Denn die Griechen sind hier Neulinge und geben sich mehr mit den Preisen der Fische als mit dem Preisen der Ruinen ab, und es war keine Spur irgend einer aus alten Zeiten herüberklingenden Tradition zu finden. Uebrigens sind die Ruinen bedeutend genug, große, noch stehende Thürme und Mauern, halbe Kirchen u. s. w. Manche Steine mögen noch von den Milesiern, den Genuesern des Alterthums, übereinander gelegt worden sein. Die Russen und Neugriechen haben noch keine Anstalt gemacht, hier Ruinen zu bauen, denn ihre elenden Hütten wird der erste beste politische Sturm spurlos verwehen. Auf dem Berge genießt man

*) Marco Polo wurde bekanntlich von seinen Landsleuten „der Herr Millionen“ genannt, weil er bei seinen Reiseberichten sich stets so großer Summen bediente.

eine weite Aussicht auf's Meer, von dem man in Balaklawa selbst nichts merkt, weil sich die Stadt ganz in's Innere der Bai verkriecht.

In Balaklawa giebt es wieder Postpferde bis in's Baidarthal, in dem wir in der folgenden Nacht unsere Träume abzuspielen gedachten. Als wir in den Wagen stiegen, hatten die uns schon im Kloster drohenden Donner und Blitze eben ihre Suppe fertig gekocht, und ein segensreicher Regen stieg auf unsere Mäntel und Mützen hernieder, und zwar mit solcher auffallenden Heftigkeit, daß wir unterwegs beständig mit theilnehmender Freude an die krim'schen Enten dachten, die so selten von solchem Naß erfreut werden. Doch waren wir auch zufrieden, als uns der nun von Balaklawa aus bergan steigende Weg immer höher in die Regionen der kleineren Tropfen und endlich auf die Berge brachte, die das schöne Baidarthal umkränzen, wo sich Alles in Nebel und Wolkendunst auflöste. Leider waren die Berge nicht hoch genug, um uns ganz über diese Regentropfenfabrik hinauszuhoben.

Die Wege waren zum Erbarmen felsig, und ich fühlte jeden Stoß durch Mark und Bein. Wahrelich, ein paar Mal über diese Berge mit einer russischen Troika in scharfem Trabe hin- und zurückgeführt zu werden, wäre eine Tortur, die auch die verborgensten Geheimnisse aus der Brust auf die Lippen bringen würde.

Die Berge sind hier durchweg mit Laubwaldungen besetzt, besonders mit Eichenbäumen, und die ganze Gegend, so wie ein großer Theil des Baidarthales selbst, gehört dem Senateur und Admiral — w — in Petersburg, der bedeutende Quantitäten Eichenholz in die Marine von Sewastopol liefert. Wir sahen unterwegs eine Menge gefälltter Bäume, die diesen Weg wandern sollten, allein sie waren alle sehr klein und konnten den Schiffen nur bei sehr unbedeutenden Berrichtungen dienen. Dazu kommt noch, daß das krim'sche Eichenholz nur von sehr geringer Qualität und Dauer ist. Das beste Eichenholz für die Marine kommt den Dniepr herunter.

Das Baidarthal gilt für eins der reizendsten in der Krim und ist in der That auch so anmuthig, daß es überall dafür gelten würde. Es ist ein großer und sehr regelmäßig ausgehöhlter Kessel oder vielmehr ein ovales, elegant geformtes Becken, rund umher, selbst gegen das Meer hin abgeschlossen. Die Berge sind mit Laub gekrönt, und auf dem Boden des Thales selbst mischen sich in den freundlichsten Gruppierungen zwölf von Obstbäumen umschattete Dörfer, mit stets vom Naß der Berge besuchten, immer grünen Wiesen. Als wir von den Höhen herabstiegen und den Schleier der Wolken durchbrachen, gewährte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die ganze Thalschüssel mit allen ihren lieblichen Gerichten war von einer ganz platten Wolkenschicht, die alle Bergenden verhüllte, wie von einem Deckel

überdeckt. Wir fuhren oben am Rande dieses Deckels hin und erblickten nun unten die ganze liebliche Ueberraschung aller der darunter verhüllten Wiesen, Herden und Obstgärten. Wenn wir gerade jetzt Engel gewesen wären, so würde es uns einen unendlichen Spaß gemacht haben, durch diesen lustigen Schleier auf- und niederzuzuliegen, oben hinauf zu den sonnenklaren Räumen, und wieder durch die grauen Wolken hindurch in das grüne Thalbassin.

Allein wir waren leider sehr flügelarm, reisemüde und durchnäßt bis auf die Knochen und freuten uns nicht wenig, als wir gegen Abend endlich das Hauptdorf B a i d a r selbst erreichten, wo wir auch ohne Schwierigkeiten bald einen wohlhabenden Tataren, Namens Ali Mustapha Dglu, bewogen, uns für die Nacht in seinem Hause Quartier zu geben. Er räumte uns das beste Zimmer in seinem Hause ein und ließ bald darin ein liebliches Feuer auflodern, das uns mit neuer Lebenswärme durchströmte. Als wir unsere nassen Kleider ablegten und uns trockneten, fühlten wir innig, wie wahr Sokrates, als er die Ketten ablegte, sprach, daß nichts das Leben mehr würze und seine Freuden erhöhe als die Leiden, und dem größten Schmerze gewöhnlich das angenehmste Behagen auf dem Fuße folge. In der That, nichts geht über den Genuß eines frischen, warmen, trockenen Hemdes, wenn man so durchfroren und durchnäßt, wie wir, aus den Wolkennebeln zu den Kamin-Flammen des Thales herabstieg. Alle Genüsse, die Braten und Pasteten gewahren können, sind dagegen nichts. Ich begreife gar nicht, warum Die, welche auf Lebensgenüsse raffiniren, sich nicht zu Zeiten auf 24 Stunden in Bänden legen lassen, oder auch dann und wann in voller Uniform in's Wasser springen, um dann die kettentose und freie Bewegung und das Erwärmen und Abtrocknen zu genießen.

Keine Wohnung konnte uns zu diesen Genüssen lieber sein als eine tatavische mit ihrem ganzen wollüstigen Polster- und Teppichwesen. Das ganze Zimmer war wie ein großes weiches Lager, auf dem sich die geplagten Glieder mit der schönsten Freiheit strecken und lustwandeln konnten. Was ist doch so ein europäischer Stuhl für ein Ziegenbock gegen diese orientalischen Divans! Das Feuer machen die Tataren immer in der einen Ecke des Zimmers auf dem platten Boden an, wo ihm nur etwas fest angeschlagener Lehm als Heerd dient. Sie haben dazu weder ein Kamin, noch einen Ofen, noch ein Brasero. Der Rauchfang läßt sich wie ein Trichter über das Feuer herab und trichtert alle Dünste leicht in die Höhe. Wir ließen draußen noch ein apartes Feuer anmachen für unsere Mägen, Mäntel, Röcke, kurz für unser ganzes Gefieder, und legten uns unbefiedert und rauchend um die liebliche Zimmerflamme herum.

Es war kürzlich die Hochzeit einer Schwester unseres Wirths im Hause gefeiert worden. Von den Balken des Zimmerplafonds hingen daher noch viele

mit Silberdraht gesteppte Tücher herunter, welche die Tataren „Dschigess“ nennen. Diese Tücher haben die Form von großen Handtüchern, sind weiß, aber an beiden Enden und an den Rändern reich mit Silberfäden nach allerlei Mustern durchwirkt. Die Mädchen machen sich eine Menge solcher Tücher für den Hochzeitstag. Auch lassen sie sich deren von ihren Freundinnen dazu schenken und drapiren dann das Festgemach auf eine ungemein reiche Weise damit. Bei den Kleinrussen findet man ebenfalls diese Tücher; nur sind sie bei ihnen mit rothen Fäden und Figürchen gesteppt. Dieser von Silber glimmernde Plafond oben, die Divans und Teppiche unten, das Feuer und das Gefühl des Wohlbehagens in unseren Nerven, dieß Alles gab unserem Zimmerchen im Baidarthal mehr Reize, als sie ein europäisches Gasthaus hätte bieten können. Auch an Bedienung hatten wir Ueberfluß; denn außer unserer eigenen mitgebrachten, die sich auch selber noch ein wenig pflegen mußte, stand beständig unser Wirth mit seinen beiden Söhnen an der Thür, die sogleich allen unseren Wünschen sechs bereitwillige Ohren und Beine liehen. Der Wirth blieb den ganzen Abend bei der Thüre stehen. So erforderte es die Sitte. Nur sein Schwager, ein Dnbaschi (Schulze) aus dem Dorfe Baga, gesellte sich zu unserem Kreise. Er sprach ziemlich gut Russisch und unterhielt sich sehr lebhaft mit uns. Wir fragten ihn, wie viele Frauen er habe. Er sagte: „Natürlich nur eine. Alle Tataren haben nur eine Frau, blos die „Schelme haben mehre.“ Auf diese Weise äußerten sich ungefähr alle Tataren, die wir über diesen Punct befragten. Es scheint also, daß sie wenig Gebrauch von der Erlaubniß Mohamed's in Bezug auf die 4 Weiber machen.

Nicht viel mehr Gebrauch als von dieser Erlaubniß machen die Tataren von der Vorschrift Mohamed's, nach Mekka zu pilgern. Bei der völligen Isolirung des krim'schen Mohamedanismus durch Meere und überall anstoßende christliche Völker und seiner großen Entfernung ist dieß auch nicht zu verwundern. Vielmehr ist es beachtenswerth, daß es überhaupt hier noch Mekkapilgrimme oder „Hadschis“ giebt. Wir sahen in Bakttschisara: mehrere weiße Turbans, durch welche die Hadschis sich auszeichnen. In den zwölf Dörfern des Baidar giebt es vier Hadschis. Die Reise geht natürlich über Konstantinopel und von da gewöhnlich nach einem syrischen Hafen. Sie kostet von der Krim aus hin und zurück 1200 Rubel (etwa 400 Thlr.) und dauert $1\frac{1}{2}$ Jahr. Außer diesen Hadschis und den Mullahs trägt kein Tatar einen Turban. Sie haben alle ein cylindriche Schafspelzmütze, wie die Kleinrussen. Den Thee nennen sie „Ssini“, welches Wort an „China“ erinnert. Lesen können alle Tataren durch die Bank. Ein jeder trägt auch seine Hauptlecture, den Koran, immer bei sich. Sie haben ihn in einer eigenen kleinen Tasche, die ich anfangs immer für eine Patrontasche hielt, vorn auf der linken Seite an

einem Bande herabhängen, und er kommt ihnen hier nie von der Seite, weder bei'm Schlafen, noch bei'm Arbeiten, noch auf der Reise. Schreiben können nur wenige. Einige meinten: von 300 etwa 20; Andere sagten etwas mehr: von 100, 10. Diese Schriftgelehrten tragen dann in der Regel ihr langgestieltes Tintenfaß, das eigentlich ein Pennal, mit Tintenfaß verbunden, ist, im Gürtel bei sich, ganz so wie alle anderen Orientalen. Die Frauen können fast alle nicht schreiben, lernen aber alle das Lesen. Sie müßten auch ohne diese Kunst sehr schlechte Mohamedanerinnen sein. Denn da sie nicht in die Moscheen kommen dürfen, so wäre ihnen ja dann auch das Lesen des Korans im Hause unmöglich, worin ihre einzige Religionsübung besteht.

Nachdem wir noch manches Gläschen Sfini getrunken, trugen unseres Wirthes Söhne einen großen runden Tischdeckel herein und setzten ihn auf einen niedrigen Schemel. Es war eine vollständige tatarische Abendmahlzeit darauf servirt. In der Mitte ein großer Thurm von Pillaw und rund herum eine ganze Mosaik kleiner und großer Schüsseln mit Früchten und allerlei warmen und kalten Gerichten: „Eth“ (Schafffleisch), „Penir“ (Schaffkäse), „Buiber“ (Pfeffer in großen rothen Schoten von sehr pikantem Geschmacke), dann „Beckmess“ (Obstsyrup), „Chatisch“ (sauere Milch), „Alwa“ (ein bei den Tataren sehr beliebtes Confect) und noch andere Gerichte. Mustapha Dglu sagte, er wolle uns nun zeigen, wie man diese tatarischen Speisen auf Tatarisch essen müßte, und fing nun an, das so gemischt Servirte auch eben so gemischt zu verspeisen. Bald tunkte er ein Stück Brod in den Syrup und biß eine Pfefferschote dazu, bald drehte er sich eine Reißflugel und mischte Confect hinein, und dann wieder langte er zum Käse und schickte ihm gekochte Früchte nach. Wir sahen ihm mit Verwunderung zu und begriffen nicht, welche Art von Stimmung in den Nerven eines Tatarengaumens sein müßte, daß eine solche Scharivari-Mahlzeit keine Mißstimmung darin hervorbrachte. Leider verdarb er uns völlig den Appetit zu allen den leckeren Flüssigkeiten, und wir mußten uns an's Trockene halten. Nach dem Souper brachten uns die Frauen des Hauses ihr Selam Aleikum. Wie doch die Sitten an den verschiedenen Weltenden so verschieden sind! Bei den Engländern gehen die Frauen mit dem Tischtuche weg, und bei den Tataren kommen sie gerade dann, wenn man das „Confect der Ruhe“ *) zwischen Gaumen und Zunge zerdrückt und die Nachmittagspfeife dazu anbrennt. Man muß die tatarische Sitte entschieden vorziehen; denn wer möchte bei Tisch die kauenden Frauen leiden! Nach Tische aber auf den Divans mit ihnen zu kosen, ist durchaus nicht unangenehm. Es waren die Frau und die Tochter des Wirths. Die Erste

*) „Ragat al Kum“ heißt dieß Confect.

hieß „Mausch“ und die Zweite „Dschä“, und beide waren nicht viel reizender als ihre Namen. Da sie auch noch dazu kein Russisch verstanden, so blieb es zwischen uns nur bei „Selam aleikum“ (guten Tag) und „Tochta!“ (Adieu). Doch mußten wir ihren „Chulan“ (Gürtel) und das silberne „Kuschak“ (Schloß), das aus Stambul wäre, bewundern.

Bei der Pfeife erzählte uns Mustapha von einem Proceße mit einem Russen, der seit langer Zeit schon die Sorge und den Kummer seines Dorfes und der benachbarten Dörfer ausmache. Dieser vornehme Russe habe von Katharinen etwa 700 Morgen Landes in ihrem Thale geschenkt bekommen, habe aber seit der Zeit so weit von diesem kleinen Terrain aus um sich gegriffen und so viele Nachbarwälder und Wiesen sich zugeeignet, daß er jetzt bereits 20,000 Morgen besäße. Die Schenkung sei wohl nicht ganz deutlich abgefaßt und daher deute man sie immer noch weiter, bald auf diesen, bald auf jenen Wald, so daß die Leute des Thales schon beinahe ganz auf ihre Häuser und Gärten reducirt wären, und auch diese, ja selbst ihre Person seien nicht sicher, denn es wurde behauptet, die Schenkung sei auch auf gewisse von den Bauern zu leistende Arbeiten ausgestellt. Sie hätten darüber einen Proceß in Petersburg anhängig gemacht, aber es sei ihnen noch nichts Entschiedenes von dort zugekommen. Er brachte uns viele Papiere über die Sache herbei und bat uns, wir möchten uns doch seiner in der Residenz annehmen, wohin er auch selber nächsten Winter im Auftrage seines Dorfes zu reisen gedächte. Meine Gefährten notirten sich seinen Namen und seine Angelegenheit und versprachen, ihr Möglichstes zu thun. Großer Gott! wie weit doch das Recht geht, das diese Stadt spricht, und das Unrecht, das sie thut! Selbst bis in diese abgelegenen Thäler reichen die Verhandlungen, die man dort in den Salons an der Ostsee abmacht. Könnte man nicht weinen um das Unrecht, das solche arme schutzlose Tataren leiden! O, der Ohnmacht, die blos Thränen hat!

Früh sattelte am anderen Morgen Apollo, doch waren unsere kleinen Rossfinanten auch eben so früh bei der Hand. Wir dankten Mann und Weib, Herr und Diener für alle die freundliche Bewirthung und trabten die östlichen Höhen des Baidarthales hinauf auf kleinen, krummen und felsigen Wegen, die nur mit krim'schen Bergpferden passirbar sind. Unterwegs stürzte der kleine dicke russische Diener, blieb freilich selbst noch glücklich in einem Busche am Abhange stecken, sein Pferd aber lief davon. Unser Grieche, Nikolai, der abgestiegen war, um ihm zu helfen, ließ auch unvorsichtig sein eigenes Pferd los, und beide kletterten nun grasrupfend den Berg hinan. Wir anderen Cavaleristen setzten uns gleich in Bewegung, ihnen zu folgen und

sie zu umgehen. Eins haschten wir auch wieder, das andere verkletterte sich aber wie eine Gemse in den Felsen und verschwand endlich in den Wolken. Der tatarische Postillon ließ gleich ganz bereitwillig sein eigenes Pferd an die Stelle des verlaufenen treten und trabte zu Fuß neben her. Er war auch nicht im Mindesten um das verlaufene Pferd besorgt und meinte, es würde sich schon wieder nach Hause finden. Ich dachte an deutsche Postillone und fragte mich im Stillen, ob sie wohl so friedlich und zufrieden bei dem Vorfalle sich benommen haben würden, oder ob da nicht einiges recht unchristliches Fluchen und Pochen auf Recht und Billigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Pocher, Lärm, Streiter, Rechthaber sind überhaupt die Tataren durchaus nicht, und fluchen hört man sie nie. Ob sie wie die Türken bei'm Barte des Propheten schwören, habe ich nicht erfahren.

Nach einigem anmuthigen Bergab und Bergauf auf den Höhen des Berges erreichten wir bald den östlichen Abhang desselben, der nach dem Meere abfällt. Dieser ist so ungemein steil, eine so vollkommen perpendiculäre Felsenmauer, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, daran hinab oder hinauf zu kommen. Es hat sich aber doch an einer Stelle, wo zwei ungeheure Felsen aneinander stoßen und einen Winkel bilden, in der Ecke ein kleiner schmaler Weg ausgebildet, der sich in ganz kurzen und alle vier Schritte umspringenden Windungen an den Felsen herabläßt. Dieser Felsenweg heißt die „Scala“ und ist eins der sieben Wunder der Krim, das man gesehen haben muß, denn man wird hundert Mal nachher gefragt: „Sie ritten doch die „Scala herab?“ — Der Weg ist allerdings merkwürdig genug, denn zu beiden Seiten fallen ganz platte Felsenwände ohne Absätze und Risse vollkommen lothrecht hinab, und man reitet zwischen ihnen wie auf einer Wendeltreppe. Kleine Sträucher, die in der Nähe des Weges in den Felsen wurzeln, dienen statt des Geländers. Dabei hat man die schönste Aussicht auf's Meer, das unten den Fuß der Felsen bespült. Die Tataren nennen die Scala „Merdown.“

So kritisch diese Passage war, so über alle Kritik erhaben fanden wir den Weg unten in den „Klimata's.“ Es war eine neu geebnete Straße, die einige hundert Fuß hoch über dem Meere und einige tausend unter dem Gipfel der Felsen in der Mitte der Berge hinführt. Da unser gefälliger Tatar einen anderen nicht ungefälligeren Landsmann getroffen hatte, der ihn wieder beritten machte, so galoppierte hier unsere ganze Gesellschaft mit Sack und Pack, Griechen, Russe, Deutscher, Malorossiane und Tatar, die 2½ Meile bis Alupka in ununterbrochener Carriere. Zur Linken hatten wir immer die schroffen Felsen, zur Rechten das weite Meer, hart an seinem Ufer hier und da tatarische Dörfer.

Es war ein prächtiger Ritt an diesem äußersten Saume Europa's. Unsere Pferdchen wiegten sich so unermüdllich, als wäre es ihnen eine so leichte Gewohnheit wie den Schaukelpferden. Mein Grieche Nikolai kam mir weder im Galopp, noch im Trabe von der Seite, und wir schrien uns beständig ethnographische und geographische Fragen und Antworten zu: „Nikolai, wie heißt der Chuter dort?“ — „Mtschetka, er gehört dem Obersten . . .!“ — Ich konnte bei dem Pferdegetrappel den Namen nicht verstehen. „Und wie der hohe Berggipfel?“ — „Ni-Petri! Er liegt gerade über Alupka.“ — „Und was ist das für ein Dorf?“ — „Meket! Da ist kürzlich ein Mord passirt. Ein Russe verführte ein junges Tatarenmädchen. Um den der Familie angethanen Schimpf zu sühnen, lauerten ihm dafür der Vater, die Brüder und Schwäger des Mädchens, sieben Mann an der Zahl, auf, erschossen, erdolchten und erwürgten ihn und warfen seinen Leichnam in den Abgrund hinter jenen Felsen. Die Sache ist aber verrathen worden, und jetzt kommen sie alle sieben nach Sibirien, und das Glück von wenigstens vier bis fünf Familien ist zerstört.“

Das Merkwürdigste, was wir im Vorbeireiten sahen, war ein großer, weiter, höhlenartiger Felsenriß, der sich über uns in der Mitte einer schroffen Felsenwand zeigte. In ihm soll seit undenklichen Zeiten eine ungeheure Kolonie wilder Bienen haufen. Der ganze weite Spalt soll mit ihren alten und jungen Wachsgehäusen angefüllt sein. Von unten aus ist es durchaus unmöglich, hinan zu kommen, von oben her ist es zwar ausführbar, aber außerordentlich schwierig, weil die oberen Felsen etwas vorstehen, und der Mann, der sich am Stricke etwa herunterläßt, immer in einiger Entfernung von der Höhle hängen bleibt. Dennoch gelingt es den Tataren zuweilen, hineinzukommen, und ihr Gewinn ist dann groß, denn sie schaffen alsdann den kostbarsten Honig centnerweise daraus hervor. Allein die Millionen und aber Millionen wüthender Bienen, die über sie herfallen und sie fast zu ersticken drohen, machen ihnen das Geschäft, selbst wenn sie auch gut maskirt sind, sehr schwer. Zu Zeiten verunglückt auch ein Mal Einer dabei, dann bleibt die Sache wieder ein paar Jahre ruhen, und die Biene haufen Schag auf Schag, bis denn der Schreck ein wenig vergessen ist, und die reiche Ernte neue Schaggräber herbeilockt. — Wenn es sehr heiß ist, und die Felsen umher erglühen, so schmelzen oft die Bienenzellen weg, und man sieht den Honig aus der Höhle hervor an dem Felsen herabfließen. Da wäre ja denn in der That ein Land, wo Honig quillt und fließt. Die Quelle ist jedoch stark intermittirend, und wir trafen gerade eine Zeit, wo sie stockte, sonst hätten wir nicht unterlassen, an ihrem Ufer ein wenig auszuruhen. Was muß doch die Nymphe von einem solchen Honigbache für ein süßes Geschöpf sein!

Alupka.

Alupka ist ein tatarisches Dorf und eine Besizung des Grafen W. . . . , der sich hier auf der Südspitze der Krim ein weithin berühmtes Schloß gebaut hat. Man kennt in ganz Rußland den Namen Alupka und denkt sich dabei und bei dem das Schloß umgebenden Garten das Höchste aller architektonischen und hesperidischen Pracht. Die bloße Anfertigung des Plans zu diesem Schlosse soll 60,000 Rubel gekostet haben, denn der Graf ließ zur Besichtigung der Localität englische Architekten aus London kommen, die darüber nach London mit Zeichnungen und Beschreibungen zurückberichten und dann erst von dort aus den von einer Gesellschaft Baukundiger angefertigten Plan bekamen. Das Ganze kostet schon mehrere Millionen, und wenn es fertig ist, soll es 7,000,000 Rubel kosten. So ist der Anschlag, Doch wird man damit nicht reichen. Der englische Baumeister, der das Ganze leitet, soll sich jährlich auf 20,000 Rubel stehen. Als voriges Jahr die Kaiserin hier erwartet wurde, ließ der Graf das Ganze in vorläufigen Stand setzen, mit vorläufigen Thüren versehen, vorläufig bedielen und vorläufig meubliren. Man schickte Arbeiter von Odessa und spannte an, was auch noch sonst in der Umgegend von arbeitenden Händen zu bekommen war. Vier Wochen hindurch kostete jeder Tag 8000 Rubel extra.

Bei solchen Summen und Erzählungen konnte man denn allerdings etwas Absonderliches erwarten. Wir waren daher kaum vom Pferde gestiegen, so bestellten wir uns in der Eile ein Nudelsüppchen bei'm italienischen Wirth „zu den beiden Cypressen,“ eilten zum Parke und Schlosse Alupka und fanden unsere Erwartungen ziemlich — getäuscht. Das Schloß ist im gothischen Style aus einem grünlichen Marmor, der in den Felsen hinter demselben gebrochen wird, gebaut. Diese Farbe macht schon, daß sich das Gebäude in seinen Formen nicht sehr deutlich und klar aus der Landschaft heraushebt. Der Baustyl ist freilich edel, er muß es ja wohl sein, da er aus London kommt, wo man sich auf Gothisches versteht. Doch sind die großen Fenster im Widerspruche mit dem Gothenthume, noch weit mehr aber die Zimmer im Inneren, die fast so hoch als breit und daher sehr unheimlich sind, während man in einem ächt gothischen Zimmer sich doch immer so heimisch wie in einem Neste fühlt. Der Speisesaal ist freilich großartig und von gigantischen Dimensionen, allein ich möchte nur darin essen, wenn ich ein König oder Heros wäre. Was an Gemälden, Büchern u. s. w. da ist, stellt nichts Besonderes vor. Den allergößten Anstoß aber nahmen wir an der Situation des Schlosses und an der Wahl des Places, den man für würdig gefunden hatte, an ihm alle diese Millionen aufzustapeln. In Bezug auf ihn erschien uns Alles, Geld und Mühe,

weggeworfen zu sein. Man hätte hundert Punkte an der Südküste finden können, die hundert Mal mehr Vorzüge gewährt hätten. Man hat aber einen gewählt, an dem es uns unmöglich war, irgend einen Vorzug zu entdecken, und wir suchten vorn und hinten und zu den Seiten vergebens das Schöne, das die Wahl eines solchen Bauplazes rechtfertigen könnte. Hinter dem Schlosse und Dorfe steigt der *Alipetri* zu einer Höhe von 4000 Fuß hinan. Dieser Berg ist eine ziemlich kahle und unästhetische Felsenpartie. Das einzige Hübsche, welches er hat, oder vielmehr hatte, aber auch nur leicht hatte, ist sein alter griechischer Name. Es soll nämlich dieser *Alipetri* der alte berühmte „*Kriumetopon*“ der Griechen sein. Hinter dem Schlosse also nichts Erquickliches als ein antiker Name, der in der Wirklichkeit ein graues Riesengestein ist. Der Platz um das Schloß herum schien uns für seine Größe zu eng; vor ihm ist nichts als das graue wüste Meer, denn der Abhang, der von ihm bis zur See hin noch etwa 400 bis 500 Fuß, mit Gartenanlagen geziert, hinabsteigt, ist zu steil, als daß man etwas mehr von ihm denn Baumgipfel übersehen könnte. Dabei ist er aber doch auch nicht steil genug, um das Schloß mit seinem Felsengrunde kühn in's Meer hervortreten zu lassen, so daß man sagen könnte:

„Ein meerumbraustes Schloß,
„Kühn auf des Felsengipfels Stirn erhöht.“

Zu den Seiten ist ebenfalls kein Trost zu holen, denn die Ufer umschließen es auch nicht und fangen es nicht in dem friedlichen Busen einer Bai, sondern laufen ziemlich gerade und felsig weg. Kurz, das Schloß hält die nichts-sagende Mittelstraße, tritt weder kühn vor, noch zieht es sich heimlich zurück.

Der Park theilt die Fehler der Lage und den Mangel an schöner Aussicht, hat aber außerdem noch seine besonderen unangenehmen Seiten. Von einem englischen Parke hat er keine Spur, denn alle seine Gänge und Anlagen krümmen sich beständig zwischen Felsen hin. Diese Felsen sind vom *Alipetri* herabgefallene Brocken, die das Terrain rund herum bedecken, und die weder groß genug sind, um etwas vorstellen, noch klein genug, um übersehen werden zu können. Die Grotten, Höhlengänge, Brücken u. s. w., die sie bauen, sind alle in einem ganz kleinlichen Style. Freilich giebt es wieder berühmte Namen im Parke, *Lorbern*, *Oliven*, *Granaten*, doch sind diese Namen nur für die im Norden wohnende Phantasie schön. Das zum Süden hinabgereifte Auge findet wenig Labung daran. Zu den berühmten Stücken des Parkes gehört noch ein Laubengang, der von mehreren hundert Sorten der schönsten Rosen gebildet wird. Doch führt auch er in einem engen Felsenwege hin.

Am Ende des Parkes liegt unter alten hohen Wallnußbäumen das Tatarendörfchen Alupka. Hier fühlten wir uns wieder recht heimlich. Die Häuser sind recht malerisch auf und zwischen den Felsen umhergesiedelt, auch ist die Aussicht dort etwas mehrsagender als unten bei'm Schlosse, und all' das wilde Gesträuch und Buschgeranke ist nicht weggerafft wie unten. Einen der Felsen zierte eine hübsche neue Moschee, die der Graf W..... seinen Tataren gebaut hat. Wir aßen hier eine Wassermelone, und Einer von uns lüftete einer vorübergehenden tief verhüllten Tatarin ein klein wenig den Schleier; indem er ihr in's Gesicht blickte, wäre er aber bei diesem ethnographisch = psychologischen Experimente bald gesteinigt worden, denn das Mädchen griff ganz erbittert nach einem großen Steine, dessen Wurf er nur mit einem raschen Seitensprunge vermied. Wir machten ihm Vorwürfe über seine Indelicatesse, nahmen aber die Lehre, die in dem Vorfalle steckte, mit Dank an.

Den deutschen Gärtner von Alupka, Herrn K e b a, welcher der Unterrichtete an der ganzen Südküste sein soll, fanden wir leider nicht zu Hause. Er hätte uns sonst vielleicht noch einige Schönheiten des Parkes erschlossen. Da nun auch in der Nudelsuppe unter „den beiden Eypressen“ wenig Gold zu fischen, aber viel Silber dafür zu zahlen war, so verließen wir Alupka ziemlich verstimmt. Von Alupka bis nach Jalta führt eine schöne fahrbare Straße ungefähr 400 bis 600 Fuß über dem Meere und ein paar tausend Fuß unter dem Felsrande der Jalta *) hin. In einiger Entfernung von Alupka wird diese Straße äußerst reizend. Wallnuß- und Maulbeerbäume beschatten sie. Es reiht sich auf dem Abhange nach dem Meere hin Weingarten an Weingarten. Zuweilen kommt man durch ein säuliges, lustiges tatarisches Dorf. Zu beiden Seiten des Weges liegen viele schöne Landhäuser russischer Großen, Miskhor der Marischkins, Koreis des Fürsten Galligin, Dreanda der Kaiserin, Livadia des Grafen Potocki, das eine reizender als das andere. Meer, Laub, Felsen und Gebäude stellten bei jedem Schritte ein liebliches Gemälde dar. Wir besahen die meisten von ihnen und fanden nur Ursache, bei einem jeden die Besitzer zu beneiden. Auch der Kaiser und die kaiserliche Familie hatten sie im vorigen Jahre alle besucht. In dem einen derselben, in Koreis, fanden wir noch ein Souvenir, das ungemein schmeichelhaft für den Besitzer, den alten Fürsten Galligin, war und zugleich die freundliche Gesinnung des Kaisers gegen ihn sehr hübsch bezeichnete. Der Kaiser hatte neben dem Portrait des alten Fürsten, der in seinen Amtsgeschäften abwesend war, sich dieß Koreis aber zu einem dulcis secessus aus-

*) Siehe oben.

erlesen haben soll, folgende Worte geschrieben: „Recht erfreut sind wir, das „Portrait hier zu sehen, und eben so froh, das Original noch fern zu wissen.“ „Nicolai.“ „Ist's nicht so?“ „Ja so ist's!“ folgte dann mit den Unterschriften der Kaiserin und der Großfürstinnen. Leider werden sich die flüchtigen Bleistiftzüge auf dem zerbrechlichen Kalke nicht lange conserviren.

Dreanda hat äußerst pittoreske Umgebungen. Der Kaiser kaufte es vom Grafen Witt, und da die Kaiserin es reizend fand, so schenkte er es ihr. Freilich ist es ein eben so kostspieliges Geschenk für den Empfänger als für den Geber, denn es ist hier Alles noch so ziemlich rohe Natur, und die Kunst braucht jährlich 24,000 Rubel, um jener ein Bißchen nachhelfen zu können. Auf einem hohen prächtigen, von drei Seiten an 500 Fuß abfallenden Felsen soll ein neues Schloß gebaut werden.

Wir sahen von Weitem das Dampfschiff auf der Rhebe vor Zalta liegen und waren unendlich froh, unsere Zeit so gut abgepaßt und doch dabei in dem kurzen Zeitraume von 6 Tagen unser Möglichstes gethan zu haben. Munter rollten wir in den niedlichen kleinen Hafen von Zalta ein und waren für unsere dortigen Bekannten voll Beredtsamkeit und Erzählungen von allem Geschauten und Gehörten, tranken ein sorgenloses Gläschen Wein und ahnten nichts davon, welcher Verdruß uns den morgenden Tag trüben sollte.

Wir hatten schon auf dem Comptoir des Dampfschiffs, wo wir unsere Plätze belegten, gehört, daß der Kapitän den anderen Tag, statt zur festgesetzten Zeit um zwölf Uhr Mittags, um fünf Uhr abreisen wollte, weil er in Sewastopol anlegen müsse, um eine Schauspielertruppe aufzunehmen, die nach Odessa zurückreise. Meine Reisegefährten riethen nun, noch denselben Abend an Bord zu gehen, um die fünfte Stunde nicht zu verschlafen. Dieß war auch allerdings das Vernünftigste. Als sie mit diesem Vorschlage kamen, war ich aber leider schon halb entkleidet und im Begriffe, in ein frisches, schönes Bett zu steigen. Draußen brüllte die Brandung des Meeres, und das Dampfschiff lag etwas weit hinaus auf der Rhebe. Da überlistete mich der böse Geist der Bequemlichkeit, und ich erklärte mich für's Schlafen am Lande, indem ich meinte, wir hätten so lange nicht ordentlich geschlafen, und nun sollten wir uns schon wieder auf der See krank schaukeln lassen, und ohnedieß wäre ich für meinen Theil ganz sicher, daß ich es nicht verschlafen würde. Glücklicherweise setzte ich aber noch hinzu, daß sie indeß thun möchten, was sie für's Beste hielten. Ich würde ihnen noch vor fünf Uhr nachkommen. Der Wirth versicherte auch, es habe nichts zu sagen, er wolle uns schon wecken, und als sie mich nun in's Bett steigen sahen, und die Brandung noch einmal so recht stark dazwischen brauste, da wurde auch ihnen das Herz weich, und sie zogen sich auf ihre Zimmer zurück.

Wir schliefen sanft. Am anderen Morgen erwacht, blickte ich auf die Uhr. Es war erst 4 Uhr. Gleich darauf stürzte aber der Wirth herein und schrie: „Der verdammte Engländer ist fort und davon!“ — „Wie? was? es ist ja erst 4 Uhr.“ — „Ja, er ist diese Nacht betrunken an Bord gekommen und hat gleich heizen lassen.“ — Voll Verzweiflung stürzten wir hinaus an's Meer und trauten unseren Augen nicht. Doch so sehr wir sie auch anstrebten, die Rhede war rein wie ein Spiegel, und der schwarze Schornstein Peter's des Großen nirgends zu finden. Das hieß denn doch das Publicum anführen! An dem Quai lagen noch viele Waaren, von denen nun auch einige verderbliche so gut wie gestrandet waren, und mehre Passagiere rammten verzweifelt auf dem Hafendamme hin und her und rangen die Hände. Es waren einige Beamten darunter, deren Urlaub keine längere Abwesenheit gestattete. Auch eine schwangere Frau, sagte man, sei dabei gewesen, die ihre Niederkunft in Odessa hätte abwarten wollen, und die nun wahrscheinlich genöthigt wäre, unter allerlei unbequemen und unvortheilhaften Umständen in der kleinen Tatarei ihr Kind zur Welt zu bringen. — Wie kann ein Engländer auf seine eigene Hand hin es wagen, das Publicum auf diese Weise zu betrügen? — „Ach, der thut Alles, was ihm einfällt“, sagte der Wirth. — Hat er das in England gelernt? — Was würde ihm in seinem Vaterlande bei einem solchen Stückchen für ein Proceß gemacht werden! Hier fanden die Passagiere mit ihren Klagen im Ganzen wenig Anklang. — Es ist bemerkenswerth, daß gerade die Ausländer sich in Rußland zuweilen mehr Willkür herausnehmen als irgend ein Russe. Gut war es für uns, daß einige der Passagiere noch mehr fluchten und lamentirten als wir selber, denn wenn Andere es übernehmen, den Schmerz laut werden zu lassen, so tragen wir unseren eigenen Aerger um so stiller. — Die Sache war übrigens ärgerlich genug. Vor ein paar Stunden hatten wir bis Odessa nur noch eine Tagereise, und nun waren wir weiter als der Kaukasus und Trapezunt davon verschlagen, denn wir konnten nun zu Lande nur in fünf Tagen hingelangen.

Meine beiden Gefährten, deren Geschäfte keinen Aufschub gestatteten, entschlossen sich, sogleich zu Pferde über die Gebirge nachzureisen, um den schelmischen Capitän entweder noch in Sewastopol einzuholen, oder dann ihre Reise zu Lande weiter fortzusetzen. Ich befand mich zu einem solchen Parforce-Ritte über die taurischen Felsengebirge nicht wohl genug und hielt es für besser, in den saueren Apfel des Bleibens zu beißen und die nach vierzehn Tagen stattfindende Zurückkunft des Dampfbootes abzuwarten. Ich begleitete sie bis auf die nächste Station und schied dann von diesen mir werth gewordenen, lebenswürdigen Menschen, denen es nicht im Geringsten einfiel, mir irgend eine Schuld an ihrem jetzigen Ungemache beizumessen, da

doch sonst gewöhnlich auch Der, der nur die unschuldige Veranlassung zu einem Unglücke ist, etwas von den Vorwürfen der Anderen zu leiden hat. Ich habe sie nachher nie wieder gesehen, jedoch hörte ich später, daß sie das Dampfboot noch glücklich in Sewastopol erreicht hatten, weil nämlich auch die Schauspielertruppe aus Simpheropol wortbrüchig geworden war, und der Kapitän einen ganzen Tag vergebens auf sie gewartet hatte.

Ich hätte meinen so unwillkürlich um vierzehn Tage verlängerten Aufenthalt in der Krim nun noch vortrefflich zu einigen anderen Excursionen anwenden können, allein es befiel mich eine Krankheit und warf mich acht ganze Tage auf's Lager, die nun eben gerade nicht zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Mein Haupttrost in dieser Zeit waren ein deutscher Apotheker, Goethe und ein gebildeter Russe. Der Apotheker hatte die Güte, mir mit großer und theilnehmender Gastfreundschaft ein Zimmer in seinem Hause einzuräumen, wo ich eine bessere Pflege fand als in dem Wirthshause, das ein Jude hielt. Goethe richtete mich mit seiner Iphigenie, seiner Lebensgeschichte und seinem Faust auf, die ich in der Bibliothek des Apothekers fand, und der Russe kam Abends ein Stündchen zu mir, um mir vom Kaukasus und anderen fernen Ländern zu erzählen, in denen er als russischer Beamter lange geweilt hatte. Diese Stunden waren für mich alle Mal völlig gesunde, denn mein Geist umkreist fortwährend die Erde und träumt und blickt beständig nach fernen Ländern, wohin ihm der kranke Leib nicht folgen kann, und keine Wissenschaft hat mehr Trost für ihn als die Erdkunde, es sei denn die Himmelskunde, ich meine die Religion, doch von dieser, versteht es sich, stillschweigends. Was mir mein mildthätiger Russe über den Kaukasus mittheilte, schrieb ich immer am anderen Morgen nieder und machte mir so eine kleine Nachrichten-Sammlung über einige dortige Dinge, die auch für Andere Interesse haben kann, weil sie von einem kundigen Augenzeugen herrührt, und die ich daher hier an die Stelle meiner Krankheitsgeschichte einschiebe.

Conversationsfrüchte über den Kaukasus.

„Chi va lontan della sua patria, vede
 „Cose, da quel che gia credea lontane
 „Che narrandoli poi non se gli crede.“

Mein Krankenpfleger und Wohlthäter hatte acht Jahre im Kaukasus gebient und fast alle seine den Russen zugänglichen Parteen desselben vom schwarzen bis zum kaspischen Meere kennen gelernt. Sogar die Steppe Mugan, die am äußersten Ende des Kurthales liegt und ihrer eigenthümlichen Verhältnisse wegen schon aus den ältesten Zeiten der Geschichte her

berühmt ist *), hatte er mehrer Male durchkreuzt. Kein Erdflück erduldet so contrastirende, alljährlich wiederkehrende Verwandlungen wie diese Steppe, die im Sommer die ärgste und wildeste Wüste der Welt und im Winter die blumigste Bühne des lustigsten Menschen- und Thierlebens ist. Im Winter, ungefähr vom Anfange Octobers bis zum Anfange Aprils grünt in dieser Steppe das Gras und blühen in ihr die schönsten Blumen, Hyacinthen, Tulpen, Krokos und tausend andere Gewächse. Es irren dann mehrer kleine Flüsse durch sie hin, die sich zum Theil in den Kur, zum Theil in's kaspische Meer ergießen. Alsdann steigen verschiedene nomadische Stämme von den umliegenden Bergen des Karabaghs und von Lankoran her, in denen es dann zu kalt wird, herab in die Steppe. Tatarische Stämme, Zigeuner, Truchmenen, ja sogar Kurden kommen aus Persien, und Araber, welche letztere, ich weiß nicht, unter welchem Kalifen, hierher versprengt wurden. Alle diese Völker schlagen nun ihre Zeltstädter in der Steppe auf, und sie und ihre großen Herden erfüllen dann Alles mit Leben. Zur allgemeinen Sprache aller dieser unter einander vermischten Stämme hat sich die tatarische erhoben. Sie sollen alle zusammen etwa 60,000 Männer zählen. Die Zigeuner bilden die Vermittler unter ihnen, indem sie, zwischen den Müßigen die Unruhigsten, überall als Zwischenhändler, Mäkler, Wahrsager und aushelfende Handwerker herumziehen. In dieser selben guten Zeit zieht sich auch eine nicht unbedeutende Handelsstraße durch die Steppe, aus dem Kuchale her nach Lankoran und Persien. Im Anfang Aprils wird aber die Hitze schon so bedeutend, daß die Bäche und Flüsschen zu versiegen anfangen. Die Wolken geben keinen Regen mehr, das Gras beginnt zu verdorren, und die Nomaden ziehen sich allmählig alle wieder in die armenischen und Karabagh'schen Berge zurück, so daß in der Mitte Aprils im Mugan Alles todt und ausgestorben ist. Wenn der Boden nun von der Maisonne recht erglüht, so fängt es urplötzlich an, sich in seinem Busen auf andere Weise zu regen und zu bewegen, und es steigen Millionen gräulicher Schlangen aus ihm hervor, die in solcher Unzahl im Grase schleichen, daß es nicht einmal möglich ist, die Steppe zu passiren. Die Verkehrsstraße, die im Winter durch sie hinführte, muß verlegt werden und mit einem großen Umwege nahe an der Küste des kaspischen Meeres hin ihr Ziel erstreben. Man behauptet, daß kein lebendiges Wesen, das sich um diese Zeit etwa in die Steppe verirrt, den Ausweg finde, weil es von den gräulichen Schlangen sogleich angefallen und verzehrt werde. Man hat im Herbst nicht bloß Gerippe von verlaufenen Rindern, sondern auch selbst von

*) Ritter hat in seinem trefflichen Werke bereits die interessantesten historischen und geographischen Verhältnisse dieser Steppe entwickelt, doch enthält mein Augenzeugenbericht dennoch einige neue Beiträge.

Hyänen und Leoparden in der Steppe gefunden, deren Tod man den Schlangen Schuld giebt. Wenn diese Behauptung — wie zu vermuthen steht — gegründet ist, und die Thiere nicht bloß durch den Durst oder auf andere Weise umkamen und dann erst später von den Schlangen skelettirt wurden, so müßte der Kampf eines Leoparden mit einigen tausend Schlangen ein merkwürdiges Schauspiel abgeben, — wie die tausend Mäuler auf ihn loszischen, — wie das edle *), geängstigte Thier in verzweifelter Eile durch die Steppe springt und überall wieder auf neue tausend und aber tausend schnappende Feinde trifft, gegen welche Stärke und Tapferkeit nichts helfen, — wie sich die Ungethüme gleich den Furien an seine Fersen hängen, — wie die sich ringelnden und schleichenden Kränze um seinen Hals sich ballen und mehren, — und wie es dann endlich, aus allen Flecken seines getrigerten Felles blutend, zum Fraße hinstürzt für das Gewimmel der glatten Bäuche. Von *Salian* aus, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Steppe, haben sich Russen ihrem Rande genähert und, durch Perspective hineinblickend, große Haufen von Schlangen darin liegen sehen, die, zu scheußlichen Klumpen wie Ameisenhaufen geballt, sich sonnten. Es ist bekannt, daß schon die Römer unter Pompejus hier am weiteren Vordringen durch die Schlangen gehindert wurden, und seit Jahrtausenden hat sich das noch wenig verändert. Gegen den October hin, wenn die Herbstregen beginnen, verschwinden die Schlangen völlig. Wahrscheinlich verkriechen sie sich in die Erde. Dann kommen die Nomaden zurück und nehmen auf die Winterszeit wiederum Besitz vom Boden.

Es giebt noch andere Schlangensfelder ähnlicher Beschaffenheit im Kurthale, so z. B. eines bei *Katschai* am Kur, welches auch sehr bedeutend sein soll. Die Steppe „*Karaja*“ hat freilich keine Schlangen, kann aber doch durchaus nicht bewohnt werden, weder im Winter noch im Sommer, weil sie zu keiner Zeit Wasser hat. Nur an ihrem Rande, wo sie an wasserreiche Gegenden stößt, ergrünt sie im Winter und wird dann von Nomaden — „*Katschewije narodi*,“ sagen die Russen — durchschweift. Die Steppe „*Upadar*“ dagegen ist immer bewohnt, Winter und Sommer, weil sie bergig und stets bewässert ist. Ueberall, wo der Kur fließt, hören diese Step-pen auf, denn zu beiden Seiten des Flusses ziehen sich große Wälder hin, die voll Leoparden und Hyänen sind, Bären kommen nur auf den Bergen vor. Von allen Nomaden im unteren Kurthale bis gegen den Punct hinauf, wo sich der *Alasan* mit dem Kur verbindet, gilt, was wir von den *Mugan*'schen bemerkten, daß Tatarisch bei ihnen die Hauptsprache ist, so wie die meisten Völker auch selber tatarischen Stammes sind, den *Timur* hier zurück-

*) Gegen eine Schlange ist ein Leopard immer noch edel zu nennen.

ließ. Das Tatarische dieser Gegenden, das im Schirwan herrscht und sich dann an der Küste des schwarzen Meeres bis zur Mündung des Terek durch Daghestan herumzieht, ist aber ein anderer Dialekt als der krim'sche. Man rechnet alle Tataren der Kaukasus-Länder auf eine halbe Million männlicher Seelen. Es existiren unter ihnen noch viele kleine Fürsten, die sich aus Dschingis-Chan's Blute zu stammen rühmen und früher souverain waren, jetzt aber zum Theil unter russischem Schutze stehen, zum Theil außer Landes weilen. So lebt der schirwan'sche Fürst in Tiflis, der baku'sche ist nach Persien entflohen, der karabagh'sche wohnt in Petersburg und genießt eine Pension von 10,000 Rubeln, reist aber zuweilen in sein väterliches Erbe, um seine Güter zu inspiciren, wie ein russischer Gutsbesitzer. Sein Sohn dient in der Garde. Der tarku'sche residirt noch in Tarku unter dem Schutze der russischen Festung. Außerdem giebt es noch einen von Derbent und einen von Schamachie.

Ueberhaupt ist der ganze Kaukasus eben so voll kleiner unabhängiger, halb unabhängiger und ganz abhängiger Fürsten, wie Deutschland im Mittelalter. Einer der merkwürdigsten Halbsouveraine ist der König oder Fürst von Mingrelien. Er stammt aus einer alten grusinischen Fürstenfamilie Dadian, wird aber auch von den Russen schlechtweg „der Dadian“ genannt, als wenn dieß sein Name oder Titel wäre. Er thut noch so ziemlich in seinem Lande, was er will, und regiert nach Gutdünken seine Unterthanen, weil die Russen es einstweilen noch dulden. Er bezieht von seinen eigenen Besitzungen in Gelde nicht mehr als 20,000 Rubel und bekommt ungefähr noch halb so viel von den Russen für die Abtretung von Redut-Kale, Suchum-Kale und Anaklia, Ortschaften am schwarzen Meere, die eigentlich ihm gehören, aber von russischen Truppen besetzt sind. Er selber bekommt aber wenig von dem Gelde in die Hände, weil er unter dem Pantoffel seiner Frau steht. Die Russen boten ihm einmal 10,000 Rubel Silber jährlich, wenn er ihnen die Regierung des ganzen Landes freiwillig abtreten wollte. Er war auch damit sehr zufrieden, weil er dann doch einmal selber Geld zu haben hoffte, allein seine Frau, die aus der vornehmsten Familie des Landes stammt und eine verzweigte Verwandtschaft hat als der Fürst selbst, wollte nicht einstimmen, und die Unterhandlungen zerschlugen sich.

Dieser Dadian hat sich die Raubritter des Mittelalters als Muster im Regieren genommen. Er verübt Ungerechtigkeiten so viel, als er dienlich hält, wo er nicht einen Stärkeren zu fürchten hat. Gewöhnlich residirt er in Sugdidi, Sommerszeiten auf einem Schlosse, Namens Letsekum, in den Bergen des Elborus. Aber auch sonst zieht er viel im Lande umher, und wo er hinkommt, muß ihn der Ort, den er beehrt, mit allem Nöthigen ver-

sehen. Gewöhnlich wird dabei so aufgeräumt, daß nichts übrig bleibt. Vor ein paar Jahren hatte er einen Deutschen aus Petersburg, einen gewissen Dr. S.... zum Leibarzte und noch einen zweiten Deutschen, Namens Thiele, einen Schneider aus Moskau, in seinen Diensten. Der Letzte, ein gewandtes Kerlchen, war sein Haushofmeister und Factotum, sein Cassirer, Rathgeber und Oberkichenmeister. Dieser Thiele befand sich recht wohl bei ihm, der Doctor aber gar nicht. Letzterer, der sich zum Sterben am Fuße des Elborus langweilte, erzählte meinem Freunde allerlei kleine, interessante Geschichtchen vom Dadian. Wenn er Geld haben will, so muß er immer seine Frau fußfällig darum bitten. Sie flieht vor ihm, und er rutscht ihr dann durch eine Reihe von Zimmern auf den Knien nach. Ihrer großen Verwandtschaft wegen muß er sie gut und immer aufmerksam behandeln. Bei ihrer Nachmittagsruhe steht er Wache, damit Niemand sie störe. Dieß hindert ihn aber doch nicht, allerlei kleine und kurze Liebschaften mit den Frauenzimmern der Nachbarschaft zu unterhalten. Denn er ist eben so lüstern als lecker. Zuweilen aber entdeckt seine Frau so etwas, und er hat dann allerlei Strafe dafür zu dulden. Einmal machte er auch einen solchen verdächtigen Besuch auf einem Schlosse in der Nähe von Sugdidi, wo ihn aber die unerwartet angekommenen Männer des Hauses störten. Er sprang ohne Inexpressibles zum Fenster hinaus und lief so zu seiner Residenz eiligst zurück, wo er erzählte, er sei unterwegs ausgeplündert und seiner rothen Hosen beraubt worden, und fügte hinzu, er wolle gleich den anderen Tag gegen die Räuber ausrücken. Dieser angekündigte Feldzug wurde aber unnöthig gemacht. Denn am folgenden Morgen kamen die Männer des Schlosses, aus dem man ihn verjagt hatte, mit seinen rothen Hosen angezogen, die sie ihm auf einer langen Stange zutrug. Da mußte er wieder vor seiner Frau Buße thun.

Da mein Freund ihm vorgestellt wurde, fragte er ihn, was er wäre und als dieser ihm antwortete, er sei ein Professor, machte er ein ganz saueres Gesicht und fragte, ob der Klaproth, der einmal bei ihm gewesen, nicht auch ein solcher „Propesser“ wäre (die Mingrelieu verwechseln das „f“ in „p“), und als mein Freund ihm dieß bejahte, schrie er: „Ah pinta propesser! Ach, das ist ein jämmerlich Ding, ein Professor. Mein Sohn hat mir erzählt, daß der Klaproth ein Buch über mein Land geschrieben hat, worin er allerlei Lügen von mir erzählt, daß ich meine Unterthanen ausraube, daß ich mein Land schlecht regiere, und andere Unwahrheiten. Ah pinta propesser, pinta propesser!“

Der vorige Generalgouverneur des Kaukasus, der Baron Rosen oder, wie er im Kaukasus kurz genannt wurde, „der Baron“ hatte dem Dadian schon lange einen Besuch versprochen, kam denn endlich einmal wirklich und

blieb mehre Tage bei ihm in Sugdidi. Da setzte nun der Dadian sein halbes Königreich in Contribution, um eine so hohe Person würdig aufzunehmen. Alles Vornehme und Repräsentable wurde zum Feste und Gastmahle des zweiten Tages eingeladen. Mein Freund war auch unter den Begleitern des Generals Rosen. Das ganze Fest gehörte in jeder Beziehung zu den eigenthümlichsten, die man sehen konnte. Alle mingrelischen Fürsten und Edelleute erschienen dabei in den reichsten Nationaltrachten, von oben bis unten in Silber und Gold gekleidet und mit den prächtigsten Waffen versehen. Die Tische brachen unter der Last der Speisen. Man trank den Wein aus großen, ellenlangen, mit Silber beschlagenen Ohrenhörnern, die überhaupt im ganzen Kaukasus das allgemein verbreitete Trinkgefäß sind. Einige dieser Becher faßten drei bis vier Flaschen Weins und wurden auf das Wohl „des Barons“ von diesen mingrelischen Rittern geleert. Das Bankett wurde mit Tourneieren geschlossen, bei denen Alle die merkwürdigste Geschicklichkeit im Reiten und Fechten offenbarten.

Die interessantesten der geladenen Gäste waren die beiden vornehmsten Anführer der „Zebeldiner“, der eine aus der Familie „Maršani“, der andere ein „Margani“. Diese Zebeldiner sind nämlich ein kleiner mingrelischer oder abchasischer Stamm, der in einem der obersten Thalkessel des Landes, „Zebelda“ genannt, wohnt und der Schrecken der ganzen Umgegend ist, Feinde des Dadian und Hauptfeinde der Russen. Die Maršani und Margani sind unter den Tapferen die Tapfersten. Sie waren auf besondere Bitte des Generalgouverneurs eingeladen worden. Es ist gar nichts Seltenes, daß sich im Kaukasus die erbittertesten Feinde unter Umständen sehr freundschaftlich begegnen, besonders zum gemeinschaftlichen Begehen von Festivitäten temporären Waffenstillstand schließen und mit einander zechen, während, wenn sie nachher wieder in der Wildniß auf einander treffen, sie sich nur mit Flintenschüssen begrüßen. Der General Rosen hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit die Zebeldiner auf irgend eine Weise für die russische Partei zu gewinnen, entweder durch Drohung oder durch Ueberredung. Man wußte dieß allgemein und war auf den Ausgang gespannt. Als nun die Tourneiere beendet waren, ließ der General die beiden Zebeldiner zu sich bitten, die dann auch hervortraten, indem sich die ganze Versammlung neugierig um sie herumdrehte. Der General hielt mittels eines Dolmetschers eine Anrede an sie, die ungefähr sagte, daß er sich besonders freue, auch sie bei'm Feste zu sehen, weil er hoffe, mit ihnen ein Wort des Friedens reden zu können. Er wolle sie bitten, doch ihre feindselige Gesinnung gegen die Russen aufzugeben und nicht beständig Leute zu berauben und zu tödten, die ihnen durchaus nichts Böses thäten. Der Kaiser von Rußland wolle ihnen wohl und böte ihnen den Frieden unter den vor-

theilhaftesten Bedingungen an. Bei dieser Rede verfinsterten sich die Mienen der beiden Krieger, die, in ihre Kettenpanzer gehüllt, bis an die Zähne bewaffnet, da standen, der Eine, der Marschani, ein Riese von Größe und ein Hercules von Muskelbau, der Andere, der Margani, ein kleiner untersehter Kerl mit gedrunghenen Gliedern, aber ein David an Energie und Gewandtheit. Lange schwiegen sie. Dann nahm Marschani das Wort und sprach mit einer Bärenstimme: „Du hast uns geladen, mit Dir zu essen und zu trinken, aber dazu hast Du uns nicht eingeladen“, und weiter antwortete er nichts. Der General Rosen und sein Dolmetscher nahmen wieder das Wort: „Der Kaiser will Euch, wenn Ihr Euch seinem Schutze anvertraut, Euer Land schenken, Euch zu Fürsten in Euerem Volke machen, und weder an Gelde, noch sonst etwas soll es euch fehlen. Ihr seid jetzt arm, müßt die Feindschaft aller Euerer Nachbarn fürchten und lebt wie stets bedrohte Räuber in einer Höhle. Haltet Frieden mit den Russen, und Ihr werdet reich sein und wie Könige leben! Tretet heran, und laßt uns den Frieden gleich hier abschließen.“ — Wieder eine Pause. Darauf sprach der kleine Margani eben so wie der vorige: „Du hast uns geladen, mit Dir zu essen und zu trinken, aber dazu hast Du uns nicht geladen“, und kein Wort weiter kam aus ihrem Munde. Da wurde der General ärgerlich über ihre karge Beredsamkeit und ihren starren Sinn und fing an zu drohen. „Nun so antwortet doch, Marschani und Margani, Ihr Mörder und Räuber! Stellt mir hier Rede und Antwort über Euer Thun und Treiben, und thut Ihr es nicht, so werde ich Euch auf der Stelle mit meiner ganzen Armee verfolgen und in Euerem Bergkessel nicht einen Stein über dem anderen und keinen Baum mit der Wurzel im Boden lassen.“ Darauf schrieen Beide: „Du hast uns geladen, zu essen und zu trinken, aber dazu hast Du uns nicht geladen!“ machten dann auf der Stelle Kehrt und riefen nach ihren Pferden. Nur mit Mühe hielt man sie noch den Abend zurück. Den anderen Morgen fand man sie aber doch nicht mehr. Sie hatten sich in der Nacht nach ihren Bergen aufgemacht. Das Jahr darauf ließ der General Rosen sein Wort in Erfüllung gehen und unternahm eine große Expedition gegen die Zebeldiner, deren Raubnest auch zerstört wurde. Allein die Marschani und Margani, so wie die meisten anderen Hauptanführer, entkamen und pflanzten ihre Fahne in einem anderen, noch höher gelegenen Thale auf, wo sie ein neues Zebelda gründeten. — In Mingrelien endigen sich die meisten Namen auf „ane“, so wie in Imerethi die meisten auf „aze“ und „ize“, z. B. „Nagaschize“, „Abaschize“, „Schirwasize“. Zweige der Familie Dabian sind schon früher in den russischen Adel übergegangen. So giebt es Fürsten „Sibirski=Dabian“. Auch der Sohn des jetzigen Fürsten, Namens „David Dabian“, ist mit einer russischen Fa-

milie verschwägert. Die Mutter des jetzigen Fürsten lebt auch noch und heißt Fürstin „Zaratelli Dedopal“, Letzteres bedeutet „Königsmutter“.

Sehr weitläufig ist die Art der Begrüßung und des Empfangs in Mingrelien, wenn ein Vornehmer den anderen besucht. Sie verneigen sich schon aus weiter Ferne, stellen sich dann einander gegenüber und fragen: „Wie geht es Dir? Wie hast Du bisher gelebt? Wie geht es Deiner Mutter? Wie geht es Deiner Frau? Wie Deiner Amme? Wie Deinem Haushofmeister?“ So werden alle Hausgenossen bis auf die Knechte und Mägde herab durchgefragt, dann kommt man zu den Thieren: „Was machen Deine Herden? Wie befindet sich Dein Lieblingspferd und wie hat es bisher gelebt? Wie geht es Deinen Ochsen und waren sie nicht krank?“ — Bei reichen Leuten von großer Verwandtschaft dauert eine solche Ceremonie oft stundenlang. Während die Herrschaften sich so durchfragen, machen es die Begleiter und Diener ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß es bei den Geringeren und Armeren dann nicht so viel zu fragen giebt. Eigenthümlich ist noch die große Hochachtung, in der die Ammen bei ihnen stehen. Diese bleiben gewöhnlich ihr ganzes Leben lang im Hause und Gefolge ihrer Säuglinge und geben die gewöhnlichen Rathgeber derselben ab. Eine vornehme Mingrelie führt oft ein Duzend Ammen mit sich herum, ihre eigene Amme, die ihrer Kinder, die Ammen verstorbener Schwestern u. s. w., und dazu kommt dann oft noch die unverförgte Verwandtschaft jeder Amme.

Ein sehr berühmtes Kloster im Mingrelerlande ist das Kloster „Mortwili“. Es liegt hoch im Gebirge und hat einen kostbaren Schatz, das heiligste Bild des Kaukasus, ein von der Hand des Apostels Lukas selbst gemaltes Portrait der Maria. Als der Dabian einmal unartig gewesen war und von Rußland Strafe befürchtete — es war noch zur Zeit der Regierung Alexander's — beschloß er, um sich einzuschmeicheln und seinen Fehler gut zu machen, dieses Bild nach Petersburg zu schicken. Obgleich Herr im Lande, so fürchtete er doch die Priester und das Volk und zog selber an der Spitze eines bewaffneten Trupps in das Kloster hinauf, raubte das Bild, packte es ein und schickte es nach Petersburg, von wo aus man gütig genug war, es ihm wieder zurückzuschicken. Die Priester des Klosters Mortwili müssen glauben, daß dasselbe zu gleicher Zeit mit dem Paradiese aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Denn als mein Freund sie fragte, wie lange das Kloster stände, lachten sie ihm geradezu in's Gesicht und sagten, so eine Frage hätte noch Niemand gethan. Es sei bekannt, daß das Kloster seit dem Anfange der Welt stehe.

Das tägliche Hauptgericht der Mingrelie ist das „Gomi“, eine Art von Hirsegrüße, womit sie bei Festlichkeiten ganze Schafe und Ochsen

verbinden. Die kirchlichen Feste feiern sie gewöhnlich so, daß sie sich den Abend vor dem Festtage in den Höfen der Kirchen versammeln, Ochsen und Schafe schlachten, essen und trinken, und davon dann am eigentlichen Feiertage so müde sind, daß sie ihn gewöhnlich verschlafen.

Noch betrübter steht es mit der Religion der Nachbarn der Mingrelie, der Abchasen, von denen es sich gar nicht ausmachen läßt, ob sie Christen, Heiden oder Mohamedaner sind. Wenn man sie fragt: „Seid Ihr Christen?“ — so antworten sie: „nein, pfui! die Christen sind schlecht!“ — „Seid Ihr denn „Mohamedaner?“ — „Nein, pfui! die Mohamedaner sind auch schlecht, „aber doch noch besser als die Christen.“ — „Aber woran glaubt Ihr denn?“ — „An die Fasten und Feste.“ — Man lud sie einmal ein, sich taufen zu lassen, und schenkte Denen, die kamen, ein silbernes Kreuz und ein neues Gewand. Darauf stellten sie sich in Menge zur Taufe ein und empfangen alle ein silbernes Kreuz und ein Gewand. Das gefiel ihnen, und als man die Getauften wieder zu einer Kirche einlud, um ihnen etwas vom Gottesdienste zu lehren, kamen sie in großen Haufen in der Meinung, es solle wieder auf die vorige Weise getauft werden. Als sie aber sahen, daß das Ganze nur auf mühsame und ihnen langweilige Ceremonieen hinauslief, blieben sie später ganz weg.

Die Abchasen sind auch vom grusinischen Volksstamme, wie eben so die Mingrelie und Imerethie. Doch haben die eigentlichen Grusinen in Iberien weit mehr persische und tatarische Sitten, weil alle die großen Eroberer — Nadir Schah, Ruschirwan, Dschingis, Tamerlan — das Kurthal freilich immer leicht überschwebten, keiner von ihnen aber sich zum Herrn des Gebirges machen konnte. Alle verschiedenen Eroberer des Kurthales haben Etwas von ihren Sitten und ihrer Sprache im Volke gelassen, was seit Jahrhunderten darin stecken geblieben ist, sogar die Römer. Denn es giebt noch viele Worte und Namen in Grusien, die ganz römisch sind, so z. B. eine Stadt, die „Urbani“ heißt. „Schiff“ nennen sie „navi“, „Licht“ „candelli“. Von den Russen bekommen sie jetzt Möbeln und mit ihnen die russischen Namen für dieselben, so „stol“, Tisch, „stul“, Stuhl.

Die Abchasen sind das schlimmste Volk im Westen des Kaukasus, im Osten sind es die Lesghier. Von ihnen sagen die russischen Gefangenen, die das Glück haben, von da zurückzukehren, gräßliche Dinge aus. Sie sollen zum Theil noch die Kochkunst nicht verstehen und fast Alles, selbst das Fleisch, roh verschlingen. Sie peinigen ihre Gefangenen am meisten, schneiden ihnen oft die Sehnen an den Fersen ab, oder reißen ihnen die Haut der Fußsohlen auf und streuen in die Wunde gehacktes Pferdehaar, damit sie immer offen bleiben und das Entlaufen verhindern. Die gewichtigeren Gefangenen, von denen sie eine gute Auslösungssumme erwarten, sperren sie in Thürme ein

und lassen sie hungern und dursten, um die Auslösung zu beschleunigen, behandeln sie dabei aber so rauh, daß sie oft in der Gefangenschaft schnell hinstarben. Auf diese Weise starb der Naturforscher Gmelin, der ihnen mit seiner ganzen wissenschaftlichen Expedition in die Hände fiel. Er erkrankte bald bei dem ihm gereichten faulen Wasser und Brode und starb nach vier Monaten. Viele von seinen Begleitern überlebten noch die Qualen und wurden ausgelöst. Wenn die Lesghier sehen, daß das verlangte Geld nicht ankommt, so quälen sie auch wohl ihren Gefangenen, der sich so lange für nichts und wieder nichts füttern ließ, aus Rache zu Tode, und es versammelt sich zu dieser Folter das ganze Dorf, wie bei den canadischen Wilden. Sie gehören übrigens hinsichtlich der Körperbildung mit zu den schönsten Bewohnern des Kaukasus, sind schlank von Wuchs und haben regelmäßige Gesichtszüge. Sie sind an Gerechtsamen alle unter einander gleich und haben keine Sklaven, wie die Grusinier. Wer die stärkste Familie hat, der ist das angesehenste Haupt. Zuweilen zeichnen sich Einige unter ihnen durch Glück und Kühnheit besonders aus und machen sich zu berühmten Anführern. Ein solcher war der bekannte „Kasi Mula“, „der Rothbart“ genannt. Wie auffallend, daß die Rothbärte immer eine so bedeutende Rolle spielen! Die Geschichte kennt in Afrika, Asien und Europa feuerköpfige Rothbärte. Kasi Mula wurde so genannt, weil er von Natur einen rothen Bart hatte. Sonst färben sich die Alten unter den Lesghiern auch künstlich den Bart roth. So lange sie nämlich jung sind, halten sie viel auf einen rabenschwarzen Bart und helfen überall, so lange es irgend angeht, mit schwarzer Farbe nach. Erscheinen aber zu viele weiße Haare, so färben sie Alles feuerroth. Die Sprache der Lesghier, wie auch noch anderer kaukasischer Völker, ist die halsbrechendste, die man sich denken kann, und es ist mit dem Aufwande der größten Anstrengung europäischen Sprachorganen oft nicht möglich, ihnen einige Redensarten nachzusprechen. Es kommen so sonderbare Töne darin vor, daß man Mühe hat, zu glauben, daß blos Zunge, Gaumen, Zähne und Lippen zu ihrer Hervorbringung angewendet wurden.

Der bekannte „Morlinsky“, der auch oft in deutschen Blättern erwähnt ist, hat die Sitten und das Leben der Lesghier am besten beschrieben. Er hieß eigentlich „Bestuscheff“ und wurde, als mit in der Verschwörung nach dem Tode Alexander's verwickelt, nach Sibirien transportirt. Von hieraus bat er den Kaiser um die Gnade, ihn als gemeinen Soldaten nach dem Kaukasus zu versetzen, was ihm denn auch bewilligt wurde. Der Kaukasus ist gewissermaßen ein zweites Sibirien, indem eine Degradation mit Versetzung nach dem Kaukasus eine verstärkte Strafe ist. Morlinsky stand hier lange Zeit in Derbent am caspischen Meere und focht gegen die Lesghier und Kasi

Mula mit ausgezeichnete Tapferkeit. Er focht und schrieb seine Powesti (Novellen) aus dem Kaukasus. Als fünfunddreißigjähriger Mann fand er endlich seinen Tod, den er suchte, in einer Schlacht gegen die Abchasen.

Herr Gmelin ist nicht der einzige unserer deutschen Landsleute, der auf dem Kaukasus in Gefangenschaft schmachtete. Ich lernte in Charkoff einen deutschen Zeichenlehrer aus Landsberg an der Warthe kennen, einen kleinen unansehnlichen Mann, der nur durch seine Gewandtheit dem Schicksale jenes Naturforschers entkommen war. Auf einer Reise in den Kaukasus hatte er sich bei der Aufnahme einer malerischen Situation zu weit in die Berge hinein gewagt und ward mit sammt seinen Begleitern von Osseten, die sie über-
rumpelten, weggefangen. Man theilte sich sogleich in ihre Gesellschaft, wie man Beute zu vertheilen pflegt, und er wurde von seinen Begleitern getrennt, von denen er nie wieder etwas hörte. Ein ossetischer Anführer band ihn an sein Pferd und sprengte mit ihm davon, wobei er, da er, wie gesagt, ein kleiner Mann war, sehr viel zu leiden hatte. In der Wohnung des Osseten wurde ihm ein jämmerliches Nachtlager zu Theil und anfangs eine sehr schlechte Nahrung und harte Behandlung. Doch gewannen sie ihn allmählig lieb, faßten Vertrauen zu ihm, behandelten ihn besser und stellten ihn am Ende als Pferdehirten in ihrer Hauswirthschaft an. Er mußte alle Tage die Pferde auf den Bergen hüten, wobei er die schrecklichste Noth hatte, die wilden Thiere zusammenzuhalten. Denn man hatte ihm eine harte Strafe zugesagt, wenn ihm eins der Pferde abhanden käme. Seine Zeichnungen, besonders die von ihren Pferden und ihrer eigenen Person, gefielen den Osseten sehr, und sie ließen ihn damit alle Wände und Mauern anfüllen und brachten ihm oft eine Kohle, damit er ihnen etwas vorzeichne. Ein ganzes Jahr lang seufzte so der arme, Pferde hütende Maler vergebens nach Auslösung oder Gelegenheit zu seiner Befreiung. Endlich schlug aber doch die Stunde der Rettung. Eines Tages gingen seine Gebieter im Vereine mit mehreren Nachbarn, acht Reiter an der Zahl, auf die Jagd. Sie nahmen ihn mit als ihren Stallknecht. Man ritt weit von der Wohnung weg in die Berge hinein, weil man die Absicht hatte, einige von den dort hausenden Mouflons zu schießen. Auf dem Jagdplatze angekommen, stiegen die Herren ab, übergaben ihm die Pferde zur Bewachung und begannen ihre Jagd zu Fuß. Als sie sich ein wenig in die Felsenschluchten hinein verloren hatten, und der unglückliche Sklave nun so da stand, die acht Zügel der Pferde in der Hand, und an sein trauriges Schicksal mit Verzweiflung dachte, da kam ihm auf ein Mal der Gedanke, sich auf eines der Pferde zu schwingen und sein Heil zu versuchen. Gedacht gethan. Er bestieg das Pferd, das ihm das schönste und beste zu sein schien, blickte sich vorsichtig rund um, hieb muthig ein und sprengte davon. Sehr

überlegt behielt er aber auch die Zügel aller anderen Pferde in der Hand und entführte sie ebenfalls, damit den Herren Jägern das Verfolgen nicht zu leicht werden möchte. Natürlich war es aber doch schwer, mit acht solchen unbändigen Thieren in derselben Richtung rasch fortzukommen, und als er sich weit genug von seinem Herrn entfernt dünkte, entließ er allmählig eins nach dem anderen in die Berge, bis er denn endlich mit seinem eigenen schönen Renner allein war und seine Flucht nun wie die eines Vogels weiter ging. Er kam gleich den ersten Tag ein gutes Stück weit, verfrachtete sich die Nacht in einem Walde, setzte am anderen Tage seine Reise fort, vermied die große Straße, hielt sich versteckt, wo er etwas Lebendiges nahen sah, machte überall weite Umwege, wo Rauch aufstieg, nährte sich selber von den Resten seines Brodes und trankte und fütterte sein Pferd hier und da am Rande eines Baches. Er hielt immer die Richtung nach Norden zu, verritt sich einige Male, fand sich wieder zurecht und war endlich so glücklich, am dritten Tage ein friedliches Kalmückenlager zu finden, wo man ihn pflegte und restaurirte, so gut als Kalmückische Restaurationen es können, und ihn dann weiter speiderte. Das hübsche Pferd hat ihm noch eine Zeit lang in Charkoff gedient, und das elegante Sattel- und Zügelwerk, das ihm bei der Flucht behülflich war, wird noch auf seine Kinder zum Andenken an diese glückliche Rettung weiter erben — Der Fürst, an dem er nun so zum Diebe geworden war, und dem er sich selbst und das Pferd entführt hatte, hieß Knás Krabjabin.

Ein ander Mal kam mir in Charkoff auch ein ganz origineller Deutscher vor. Er schnitt sehr geschickt Portraits in schwarzem Papiere aus, war aber eigentlich ein Maschinenbauer und hatte sich lange in Tiflis aufgehalten. Von da war er nach Tebris in Persien gegangen und hatte dort von Abbas Mirza mit einem Gehalte von 200 Ducaten eine Anstellung als Bergwerksmeister in einer öden Gegend von Aderbidschan bekommen. Diese Provinz steht zu dem kurdischen Gebirge und ihren wilden Bewohnern in ganz ähnlichen Verhältnissen, wie Grusien zu den Kaukasiern. Die Kurden nannte mein Bergmann, der nur noch das gebrochenste Deutsch sprach, das mir je vorgekommen, „die Wilden“. Er sagte, „die Wilden“ wären eben so schlimm wie die Kaukasier, und sie wären alle Tage vor ihnen in Furcht gewesen. Wenn sie ein Bißchen Gold aus ihrer Grube hervorgeschafft, so hätten sie es gleich so schnell als möglich nach Tebris spediren müssen, damit es nur den Wilden nicht in die Hände falle. Sie hätten freilich eine kleine Besatzung von Soldaten zu ihrem Schutze bei sich gehabt, allein diese hätten trotz ihrer Waffen eben so viel Furcht gehabt als ihre Schützlinge. So wie sie den Staub der Wilden aus der Ferne gesehen hätten, wären sogleich Alle zusammengelaufen, und Jeder hätte von dem Seinigen zusammengerafft, was er gekonnt, um sich

in die Berge zu flüchten, an deren Fuße das Bergwerk gelegen. Hier in dem Berge sei eine sichere Schlucht gewesen, in der sie sich verschanzi hätten. Die Wilden hätten nun unten Alles zerstört und geplündert, hätten es aber nie gewagt, sie da oben anzugreifen. Nach dem Abmarsch der Kurden seien sie selber aus ihrer Schlucht wieder hervorgekommen und hätten unten wieder Alles in Stand setzen und einrichten müssen, um dann ihren Bergbau von Neuem zu beginnen. Einmal aber hätten die Räuber sie so plötzlich überrascht, daß sie alle Bergleute und Soldaten gefangen genommen hätten. Sie hätten aber nur die Soldaten als Sklaven mit fortgeschleppt, die Andern blos nackt ausgezogen und laufen lassen. Dieß sei ihm nun zu arg gewesen, und er sei so nach Tebris zum Abbas Mirza, den er immer „den König“ nannte, gelaufen, um ihm seinen Dienst als Bergwerks-Inspector aufzukündigen. Allein er habe denselben in noch schlimmeren Umständen gefunden, als seine eigenen gewesen, — nämlich todt. Es sei Schade um diesen König, denn er wäre ein manierlicher und gerechter Mann gewesen. Alle Morgen hätte man ihn auf dem Markte sitzen sehen können, wo er den Leuten Recht gesprochen. Die Guten hätte er auf der Stelle frei gelassen, aber bei den Bösen habe es geheißen: „gleich Kopf herunter“. Er selber sei nun in sehr üble Umstände gerathen, habe sich nach Tiflis hinübergebettelt und von daher durch die russischen Städte sich mit seiner Kunst, Silhouetten zu schneiden, durchgeschlagen. Er wolle nun sehen, in der Ukraine wieder irgendwo bei einem Edelmann als Maschinenbauer unterzukommen. In dem auf allen gebahnten Wegen trabend Deutschland erleiden die Menschen nicht halb so viele Schicksale und Wandel als in Rußland.

Besonders stecken die kaukasischen Provinzen voll Glücksritter von allerlei Art, die aus Asien hervortauschen, wo sie eine Zeit lang eine große Rolle spielten, um dann bei den russischen Behörden Zuflucht und Anstellung zu suchen, wenn sie dort zuletzt in die Ungnade des Glücks fielen. Bald ist es ein Hamburger M., der General bei Rundscht Sjing war, von ihm abgesetzt und bei'm General — e — in Tiflis zum Adjutanten und Major ernannt wurde, dort aber am Gallenfieber starb, bald ist es eines Halberstädter Bürgers Sohn, der an verschiedenen Höfen Asiens als englischer Gesandter mit einem Gefolge von 20 Personen, alle eben solche Gauner wie er, durch Teheran incognito ging und sich in Tiflis für einen preussischen Baron ausgab. Auch die Gelegenheit, sich hervorzuthun, die im Kaukasus geboten wird, führt sowohl im Militär- als Civilfache allerlei Geniales und Unternehmendes nach Tiflis, so daß es der Gesellschaft hier nicht an Unterhaltung und Reiz fehlt.

Der Erheiterer meiner kranken Stunden erzählte mir auch eine sehr merk-

würdige Sage, die bei den Russen an der Wolga im Saratow'schen und selbst bis Wladimir hin in Bezug auf den Kaukasus umginge. Wenn in diesen Gegenden, sagte er, ein Bauer Sonntags den Seinigen aus der Bibel vorläse und dann zu den Worten Gog und Magog käme, so pflegte er dabei folgende Geschichte zu erzählen: Unter Gog und Magog seien zwei Riesenvölker zu verstehen, die früher die ganze Erde überschwemmt und Alles geraubt und gemordet hätten, bis Alexander Makedonsky (der Macedonier) aufgestanden wäre, der sie besiegt und in den Kaukasus gejagt hätte, wo sie sich in den Thälern und Schluchten der Berge versteckten. Alexander Makedonsky habe sie hier nun freilich nicht vertreiben können. Er habe aber zwölf ungeheuer große Trompeten verfertigen lassen und dieselben vor den Eingängen des Kaukasus so aufgestellt, daß, wenn der Wind hindurch bliese, sie einen starken Ton von sich gäben. Die Gog und Magog nun im Kaukasus, wenn sie den Ton hörten, hielten sich immer verborgen, in der Meinung, es seien die Schlachttrompeten des Alexander Makedonsky, und wagten sich nicht weit hervor. Im Laufe der Jahrhunderte seien aber schon einige von den Trompeten umgestürzt, und es würden in Zukunft alle umfallen. Dann würden Gog und Magog wieder hervorbrechen, die Erde überschwemmen und Alles wieder zu unterst und zu oberst kehren.

Die Osseten.

Unter den vielen räthselhaften Völkern des Kaukasus — so hob mein Ebu Seid oder meine Scheherasade mit dem Schnurrbarte, wie ich meinen besredten Berichterstatter zu nennen pflegte, wiederum eines Abends an — unter den Völkern des ungastlichen Kaukasus sind die Osseten eines der merkwürdigsten. Sie bewohnen das Stück jener großen Bergkette, welches zwischen dem Elborus und dem Kasibek oder „Kreuzberge“ liegt, und haben sich hier in den Thälern und Bergschluchten zu beiden Seiten des Gebirgs verbreitet. Ihre Hauptthäler sind die des oberen Terek, des Fiag, Aridon und Uruch, und der größte ihrer von Höhen rings umschlossenen Bergkessel heißt Mägrandwaléth. Sie gränzen im Süden an die Grusiniern und gehen hier gerade so weit in's Kurthal vor, als die Wälder und Vorberge reichen, im Westen an Mingrelieu und im Osten und Norden an die Tscherkessen.

Die Reisenden, welche über dieses Volk berichteten, sind noch sehr wenig zahlreich. Klapproth bereifte flüchtig ihr Land, dabei sind seine Erzählungen sehr unzuverlässig. Der Akademiker Sjögren ist hier der neueste Reisende, und er hat einige Nachrichten von den Osseten in den Memoiren der Petersburger Akademie publicirt. Indes beschäftigte er sich meistens nur mit der Sprache des Volks.

Ein dritter Reisender, der fast alle Thäler der Osseten durchstreifte, war ich. Nach meinen Angaben und Rissen, die ich über die Lage der ossetinischen Thäler und Berge aufnahm, sind die neuesten Specialkarten dieser Gegend in Petersburg verfertigt. Auch stammt von mir die Abhandlung über die Osseten in einem größeren officiellen russischen Werke über den Kaukasus her. Darin sind jedoch nur solche Dinge aufgenommen, welche die Administrativbehörden näher interessiren konnten, nicht aber die vielen kleinen Beobachtungen, die der Reisende über die Sitten und die Lebensweise des Volkes zu machen Gelegenheit hat. Auch sonst wurden diese noch nirgends öffentlich besprochen. Einiges von dem, was ich Ihnen erzählen kann, ist neu, Anderes wird zur Bestätigung des Bekannten dienen.

Das Jahr meiner Reise war 1828. Paskewitsch gab mir dazu den Auftrag, und die Umstände, auf denen die Möglichkeit der Ausführung beruhte, waren diese: Als Unterbeamten von Paskewitsch war es mir gelungen, einige der berühmtesten Anführer der Osseten gefangen zu nehmen, die ich aber nicht als Gefangene behandelte, sondern, indem ich meinem Zwecke vorbeute, als die werthesten Gastfreunde aufnahm. Die ossetinischen Herren waren von mir sehr eingenommen und schlossen Freundschaft mit mir. Ich entließ sie sogar endlich aus der Gefangenschaft und sagte ihnen, daß ich dieß nur ihnen zu Gefallen und auf meine eigene Hand that, und daß ich mich vielleicht gar darüber mit meiner Regierung brouilliren könnte. Die Osseten luden mich dafür freundlichst ein, sie einmal in ihrem Lande zu besuchen. Sie wollten Alles für mich thun, was in ihren Kräften stand. Ich versicherte ihnen, daß ich allerdings gern einmal ihr Land besuchen möchte, und nahm ihnen, für den Fall, daß ich kommen würde, das Versprechen ihres Schutzes und ihrer Gastfreundschaft ab. Als ich zur Abreise fertig war, gab ich dann meinen Gastfreunden Nachricht. Diese erwarteten mich am Rande ihrer Berge und geleiteten, zehn Männer an der Zahl, mich und meinen armenischen Dolmetscher überall hin, wohin ich wünschte. Durch ihre Vermittelung wurde ich denn nun auch fast an allen Orten gut aufgenommen. Nur hier und da machten sie einige Exceptionen, wenn sie den Bewohnern der einen oder anderen Thalschlucht nicht recht traueten. Gefahr war dennoch allerdings an manchen Orten, besonders da zuweilen in der Seele der Gastfreunde einige Zweifel an der Lauterkeit der Freundschaft ihres Schützlings aufstiegen. Allein ich dachte nicht an Gefahr, so lange ich in den Bergen war, und es fiel mir erst später ein, wie glücklich ich hier und da mit Hülfe meines Schutzengels durchgekommen war.

Die Osseten sind ein uraltes Wurzelvolk, das von allen umwohnenden Stämmen völlig verschieden ist. Sie gehören weder, wie die Abchassen,

Mingrelier und Imerethier, zu dem grusinischen, noch, wie viele östliche Kaukasusvölker, zu dem lesgchischen Stamme, noch sind sie, wie die Tscherkessen, ein gemischtes Volk, sondern vielmehr ein reiner, ungetrübter und ungemischter Urstamm, der in gerader Linie von einem Sohne Japhet's abstammt. Dieser Sohn hieß „Dß“, und sie nennen sich daher selbst „Dßfi“. Ihre Sprache, die sie noch heutiges Tages reden, ist eine der ältesten der Welt und enthält Wurzelworte für alle Sprachen Europa's (vielleicht nur die finnische ausgenommen). Sie sprechen langsam, wie die Deutschen. Ueberhaupt haben sie in dem Vortrage und Klange der Sprache so viel Germanisches, daß ich immer meinte, sie müßten es verstehen, wenn ich sie deutsch anredete. Dazu kommt, daß sie auch blonde Haare und blaue Augen haben, während die grusinischen Stämme dunkelaugig und schwarzhaarig sind.

Die Osseten waren in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christus mächtig, und alle, unter einem Oberhaupte vereinigt, beherrschten einen großen Theil des Kaukasus und selbst alle die ebenen Steppengebenden bis zum Don und der Wolga. Nach Süden hin kriegten sie beständig mit dem grusinischen Königreiche, ja selbst mit den Armeniern. Noch jetzt heißt eines ihrer Thäler zur Erinnerung an diese Zeit „das armenische Defilée“. Die grusinischen Chroniken sind voll von diesen beständigen Kriegen mit den Ossen, für deren Geschichte überhaupt sie die vorzüglichste und fast einzige Quelle sind. Später wurden sie von den Chazaren besiegt, die am Ende des siebenten Jahrhunderts auftraten und ihre im russischen Süden weit gehende Herrschaft gründeten. Die Ossen wurden nun in ihre Berge zurückgewiesen und den Chazaren sogar tributpflichtig. Alle Jahre mußten sie einen Tribut in Ochsen zahlen, der „Begar“ hieß, und alle zwei Jahre eine in andern Dingen bestehende Abgabe, die „Schtschukar“ genannt wurde. Seit dieser Zeit gerieth ihre ganze Staatsgesellschaft in Verfall, und selbst das Christenthum, das von Grusien aus unter ihnen Wurzel geschlagen hatte, zerfiel wieder in völligen Ruin. Sie haben jetzt kein gemeinschaftliches Oberhaupt und hängen nur noch durch Sprache, Sitten, Stamm- und Familienverwandschaft zusammen. Gegen uns Russen haben sie ihre Unabhängigkeit der Hauptsache nach bisher noch fast vollkommen erhalten.

Das Christenthum befindet sich bei den Osseten jetzt in folgendem höchst merkwürdigen Zustande des Verfalls und der Verkommenheit, indem es so wenig dem unsrigen gleicht, wie ein Schutthaufen einer Kirche. Sie haben keine Priester irgend einer Art, auch nicht einmal heilig gehaltene und hoch geachtete Einsiedler, wie andere Kaukasier. Sie haben auch keine Kirchen und halten durchaus keine sonntäglichen Versammlungen zur Uebung des Gottesdienstes. Nur hier und da finden sich die Ruinen einiger alten Kirchen.

Diese Ruinen haben zweierlei Werth bei ihnen. Vor den gewöhnlichen nehmen sie im Vorbeigehen bloß den Hut ab, bei den heiligeren aber steigen sie vom Pferde und gehen zu Fuß daran vorüber. Wenn man sie nach der Ursache dieses Verfahrens fragt, so wissen sie nichts darauf zu antworten als: „es gehöre sich so“ und „ihre Väter hätten es ihnen gelehrt.“ — Den siebenten Tag ehren sie damit, daß sie barhaupt gehen. Darauf halten sie aber sehr streng; es mag schneien oder wettern, sie mögen zu Hause oder auf der Reise sein, sie gehen immer ohne Kopfbedeckung. Sonst aber unterscheidet sich ihr Sonntag in gar nichts von den anderen Wochentagen. Eigentlich nehmen sie schon am Sonnabend, den sie „Schabate“ nennen *), den Hut ab und setzen ihn erst am Montag Morgen wieder auf. Sie haben durchaus kein heiliges Buch irgend einer Art. Das Zeichen des Kreuzes machen sie nie, auch findet sich sonst weder in ihren Häusern, noch an den Wegen ein Kreuz oder irgend ein Heiligenbild. Allein sie haben auch keine Götzenbilder. Sie feiern freilich einige kirchliche Feste, so z. B. das des heiligen Elias, welches nach griechischem Style auf den 20. Julius fällt, dann auch Weihnachten, doch besteht die ganze Feier darin, daß sie gewisse Speisen kochen, selber recht viel davon essen und einen Theil in ein einsames Zimmer stellen, damit der Hausgeist davon speise. Sie sind sehr unglücklich, wenn er es nicht thut, freuen sich aber alle Mal, wenn etwas an den Speisen fehlt.

Die Quintessenz ihrer ganzen Religion ist in einem merkwürdigen Gebete enthalten, welches sie vor der festlichen Mahlzeit an solchen Feiertagen sprechen. Es stellt sich dabei der Älteste der Versammlung in die Nähe der Kessel, in denen das Del kocht, nimmt ein Stück Fleisch und einen großen Knochen aus dem Kessel hervor und spricht die Worte, den Knochen in der einen, das Fleisch in der anderen Hand und mit dem Gesichte nach Süden gewendet, laut hervor. Das Merkwürdigste in diesem Gebete ist, daß nichts von der heiligen Dreieinigkeit darin vorkommt, ferner, daß gleich nach Gott der heilige Georgius angerufen wird, dann die Mutter Gottes, dann die Erzengel, dann auf ein Mal der Prophet Elias, und am allerletzten Ende erst Christus, endlich, daß sie darin auch die Berggipfel, von denen sie glauben, daß die Heiligen darauf wohnen, und die Bergkirchen ganz eben so um Erbarmung anflehen wie die Engel und Heiligen selbst. — Ich theile Ihnen dieß Gebet sowohl in ossetischer als russischer Sprache mit. Es lautet so:

*) Wie weit doch dieses jüdische Wort gewandert ist! — Auch die Russen nennen den Sonnabend „Subota.“

Gebet der Osseten.

Chtschaw tabudon, chtschawna
chtscho fod da chorsach nen rad!

Wasch Kirgi chtschonda fod, da
chorsach nen rad!

Deda Chtisa tabudon da chorsach
nen rad!

Michael, Gabriel tabudon da chor-
sach nen rad!

Ilia tabudon, chtschonda fod da
chorsach nen rad!

Chochodschar da chorsach nen rad!

Naruasch Kirgi, tabudon da chor-
sach nen rad!

Brussabseli tchisadta tschidawgita
bidiss udonima chtschonde fod da
chorsach nen rad tabudawen!

Kuwenniki aguriss Monachtscho
fod Gurschistani, tshi Djworta iss
chtschonde fod chorsachne radtut u
adami chorsachne rad tut!

Restmehenech chtschan namitanenen
ssrestmake tabudon!

Gott, wir bitten dich um deine Gnade
für uns. Erbarme dich unser!

Heiliger Georgius, wir bitten dich,
hilf uns und erbarme dich unser!

Gottes Mutter, wir bitten dich, er-
barme dich unser!

Michael, Gabriel, wir bitten euch,
erbarmt euch unser!

Elias, wir bitten dich, hilf uns und
erbarme dich unser!

Ihr Bergkirchen, erbarmt euch unser!
Du narischer*), heiliger Georg, hilf
uns!

Ihr Brussabseli**) und alle ihr Apo-
stel und Engel, die ihr auf ihnen sitzt!
Wir grüßen euch und bitten: Helft und
erbarmt euch Derer, die euch grüßen und
suchen!

Alle ihr grusinischen Kirchen, wir
bitten euch, erbarmt euch unser, um
daß auch alle die Völker, die um euch
wohnen, sich unser erbarmen***). —
Christus, wir bitten dich, erbarme dich
unser!

Allgüte Gottes, hilf uns nach deiner
Gerechtigkeit!

In einigen Gemeinden, wo man etwas russisch gefinnt war und mir
schmeicheln wollte, setzten sie auch noch diese Worte hinzu: „Ruskane
„Djwarten tabudon, Russkane chorsachne radtut christian chtscho fod
„tabudon da chorsach nen rad“, die so viel bedeuten als: „russische Kir-
„chen, wir bitten euch, verschafft uns die Gnade des christlichen, russischen
„Kaisers.“

Obgleich von einem ordentlichen Staatsorganismus sich unter den
Osseten noch weniger Spuren finden als von einer geordneten, religiösen
Verfassung, so gilt doch das Familienhaupt. Und da nun jedes Familien-
haupt um so wichtiger ist, je größer und zahlreicher seine Familie, so giebt

*) Nara ist ein Desilée, an dem früher eine Kirche des heiligen Georg ge-
standen hat.

**) Brussabseli heißen die höchsten Berge im Lande der Osseten. Sie finden
sich unter diesem Namen auch auf den russischen Specialkarten. Das Wort bedeu-
tet auf Deutsch so viel als „Scheunenberge.“

***). Diese Bitte deutet bestimmt genug auf die Wiege des ossetischen Christen-
thums hin.

es auch in jeder Gegend und in jedem Thale einen oder ein paar besonders einflußreiche Alte, deren Ansehen jedoch nie der Gewalt und Herrschaft eines arabischen Scheiks gleichkommt. Es ist hier Alles weit demokratisch oder vielmehr anarchisch wilder. Für das Familienhaupt giebt es in jedem Hause einen Stuhl mit Rücken- und Armlehne, einen förmlichen Lehnstuhl oder Thron, der ihm allein und ausschließlich als Ehrenplatz bestimmt ist. Diese Familienväter werden denn auch bei Privatstreitigkeiten zu Schiedsrichtern gewählt.

Bei Privatstreitigkeiten geht es gewöhnlich so zu. Wenn eine Partei ihr Unrecht fühlt, so unterwirft sie sich keinem Schiedsgerichte und sucht durch ihren großen Anhang und Einfluß das Recht zu suppliren. Wenn aber, wie es doch meistens der Fall ist, beide Theile Recht zu haben glauben, so wählt ein jeder von ihnen zu Schiedsrichtern drei Familienhäupter, die nicht zu ihrer nächsten Verwandtschaft gehören. Diese sechs versammeln sich alsdann zusammen in einem Walde, auf einem Berge, oder an einem sonst bestimmten Orte, überlegen sich den Fall und entscheiden theils nach Billigkeit, theils nach einigen alten, herkömmlichen Gewohnheiten. Da criminelle Fälle weit häufiger vorkommen als privatrechtliche, so sind denn die criminalrechtlichen Gewohnheiten besonders genau ausgeprägt. Jeder Mann ist nach seinem Werthe taxirt, und eben so jedes Glied des Körpers *), und zwar Alles in der bei ihnen allein gangbaren Münze, den Ochsen und Kühen **). Der Todtschlag an dem Haupte einer großen Familie kostet achtzehn Mal achtzehn Ochsen. Der Ochse ist ungefähr zu fünf Rubeln Silber ($5\frac{1}{2}$ preussischen Thalern) anzunehmen. Ein weniger bedeutender Familienvater gilt nur neun Mal neun Ochsen, und so geht es herab bis auf einen gewöhnlichen Mann zu achtzehn Ochsen. Wie die Weiber taxirt sind, habe ich leider nicht erfahren. Da bei jedem Falle indeß außerordentlich viele Rücksichten zu nehmen sind, so erleiden diese Taxen immer eine Menge von Abänderungen und werden ermäßigt oder erhöht. Können die Schiedsrichter nicht einig werden, so wird ein neues Gericht berufen, oder der Krieg bricht aus. Werden sie aber über die Strafe einig, so beobachten sie über ihren Ausspruch, um ihn keiner Kritik der Parteien zu exponiren und keine Widerseßlichkeit von einer Seite hervorzurufen, das tiefste Stillschweigen und lassen ihn nur nach und nach an's Licht treten. Sie legen z. B. vorläufig dem Beleidiger nur auf, der beleidigten Familie so und so viele Ochsen zu verabsolgen; das Uebrige, sagen sie, werde sich finden. Dieß vergraben sie denn in ihrer Brust bis zum näch-

*) Eben so wie bei den germanischen und anderen barbarischen Völkern.

**) Eben so wie bei den alten Italienern, wo ja das spätere Geld selbst noch nach dem Viehe benannt wurde.

sten Jahre, wo sie wieder einen gewissen Theil der Herden des Beleidigers zum Vortheile der anderen Partei mit Beschlag belegen. Im dritten Jahre sprechen sie: „Jetzt zahle so viel Schafe, das Uebrige wird sich finden.“ — Dieß geht so fort, bis endlich ein Jahr kommt, wo sie nach einer nochmaligen Forderung die Sache für beendet erklären und die Parteien zum Schweigen verweisen. Auf diese Weise verschmerzt der Beleidiger leichter seine Verluste, von denen er jedes Jahr nur einen kleinen zu erdulden hat, und auch die Beleidigten haben Zeit, ihren Zorn und ihre übermäßigen Forderungen herabzuspannen. Sagte man gleich die Summe, so lange der Streit und die Erbitterung noch glühen, so würden jedes Mal die Einen sie zu hoch, und die Anderen zu niedrig finden. Verweigert eine Partei aber doch die Erfüllung des ihr Aufgelegten, so zieht sie sich sowohl die Feindschaft der Richter als auch die ihrer Bürgen zu. Denn auch Gewährsmänner muß eine jede Partei stellen, und zwar ebenfalls drei.

Ich hatte Gelegenheit, mehreren solchen Gerichten beizuwohnen, und eines veranlaßte ich einmal selbst. Da der Fall auch in vielen anderen Beziehungen für die Osseten charakteristisch ist, so will ich ihn Ihnen erzählen.

Ich ritt eines Tages ein wenig meinen Begleitern voraus und befand mich ganz allein auf dem Wege, als von der Seite sich ein etwas ältlicher Ossete erhob und auf mich zuschritt. Da ich mir nichts Gutes von ihm versah, so griff ich sogleich zu meiner Flinte und befahl dem Osseten, still zu stehen. Dieser jedoch warf zum Zeichen des Friedens gleich alle seine Waffen von sich, näherte sich mir als Hülfsflehender und erzählte, als dann der armenische Dolmetscher auch herangekommen war, die Geschichte seines Unglücks und sein Anliegen dem mächtigen und angesehenen Russen, von dem er so viel Gutes gehört. Er selber, jetzt ein Bettler, sei vor einem Jahre noch ein geachtetes Familienhaupt gewesen. Er habe sechs Söhne gehabt, von denen bereits drei verheirathet, und seine ganze Familie habe aus sechszehn männlichen Köpfen bestanden. Seine Söhne aber hätten immer mit denen einer mächtigeren Familie der Nachbarschaft Streit gehabt, und eines Tages hätten die Letzteren seinen ältesten Sohn, den sie im Walde getroffen, beschuldigt, er habe auf dem Grabe ihrer Väter einen Hund geschlachtet *), worauf sie ihn denn im erfolgenden Streite niedergeschossen. Von tiefem Schmerze über den Tod seines Sohnes ergriffen, habe er darauf selber seine Flinte zur Hand genommen und nicht eher geruht, als bis sich die Gelegenheit geboten, den besten und edelsten unter seines Sohnes Mördern zu über-

*) Der größte und schmachlichste Schimpf, den ein Ossete dem anderen antun kann.

raschen, den er dann erschossen habe. Damit hätte nun die Sache als beendet angesehen werden können, da so viel Blut auf der einen als auf der anderen Seite vergossen worden. Allein seine Feinde hätten auch sein aufblühendes Hauswesen beneidet und sich allesammt zu seinem völligen Ruine verbunden. Sie hätten in einer schlimmen Nacht sein Haus mit zahlreicher Mannschaft umstellt und ihn mit dem Kriegs- und Rachegeschrei geweckt. Freilich hätten er und seine vierzehn Söhne und Leute sich tapfer vertheidigt, allein die Feinde hätten sein Haus mit Gesträuch umgeben, dieses sammt dem Hause angezündet und sie so gezwungen, in's Freie herabzukommen. Alle seine Leute, seine Söhne und Frauen hätten sie getödtet und nur ihn allein mit einem so ungeheueren Schmerze über solche Verluste entkommen lassen. Er könne sich jetzt weder Rache noch Gericht verschaffen. Zu dem Einen wäre er durch Kummer und Noth, die er seit der Zeit ausgestanden, zu schwach geworden, und das Andere verweigere man ihm. Er bäte nun den einflußreichen Russen, daß er ihm gerichtliche Rache verschaffe. — Ich begab mich sogleich mit meinem ganzen Gefolge ossetischer Gastfreunde an Ort und Stelle, veranstaltete eine Versammlung der Hauptfeinde des Alten und hielt ihnen ihr Benehmen vor. Besonders machte ich ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie vierzehn für Einen getödtet hätten. Sie antworteten, daß ihr Einer besser gewesen sei als alle vierzehn ihres Feindes und seine Herden und ganze Wirthschaft dazu. Ich verlangte, daß sie meinem Schützlinge den Schaden ersetzen sollten. Darauf antworteten sie aber ganz kaltblütig: „Nein.“ — Ich wandte mich dann an alle anwesende Unparteiische und fragte sie, ob jene sich nicht einem Schiedsgerichte unterwerfen müßten. Diese bejahten es. Jene verweigerten es aber hartnäckig. Ich vergaß mich darauf in meinem Eifer so weit, daß ich alle Umstehenden aufforderte, die Leute zu ergreifen. In demselben Augenblicke waren aber auch die sämtlichen zehn Flinten der an das Arretiren wenig gewöhnten Osseten auf mich angeschlagen, und ich hatte vor meinem letzten Athemzuge eben noch Zeit genug, „Halt“ zu rufen und meinen Befehl zurückzunehmen, und indem ich mich in das mir abgetretene Haus zurückzog, begnügte ich mich, ihnen bloß damit zu drohen, daß ich ihnen nicht nur die russische Armee, sondern auch meine ganze, nicht geringe ossetische Freundschaft auf den Hals schicken würde, und daß sie dann ihr Unrecht noch ärger büßen sollten, als wenn sie sich einem Gerichte unterwürfen. Da die Stimmung aller übrigen Osseten auch stark gegen das Uebermaß von Rache war, das jene genommen, so mochten sie doch Schlimmes befürchten und erklärten sich am anderen Morgen bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen. Dieses trat denn nun auch auf die übliche, oben beschriebene Weise zusammen. Sein Beschluß blieb aber der Sitte gemäß allen Uebri-

gen unbekannt und ist vielleicht noch in diesem Augenblicke zum Theil ein Geheimniß.

Bei solchen Auftritten wird man es wohl schwer glauben, daß die Osseten dennoch ein sehr zartes Gefühl für Recht und Billigkeit haben, und daß, wenn sie sich bewußt sind, einem Anderen ein offenkundiges Unrecht gethan zu haben, das Bewußtsein ihrer Schuld sie so peinigt, daß sie dieselbe auf alle mögliche Weise zu tilgen suchen. Es steht dieß auch nicht mit den Erscheinungen bei obigem Vorfall in Widerspruch, denn jene Mordbrenner waren vielleicht wirklich davon überzeugt, daß der eine ihnen getödtete Mann so viel werth sei als jene vierzehn. — Ein Beispiel, das jene Behauptung bestätigt und zugleich auch wieder in mancher anderen Hinsicht charakteristisch ist, enthält folgender Vorfall.

Unter den vielen Leuten, die alle Morgen zu mir kamen und hunderterteil Anliegen an mich, den sie gewissermaßen für ein höheres Wesen hielten, hatten, war auch ein Ossete, der mir folgenden Fall vortrug: „Als vor „einem Jahre Euer Feldherr (Paskewitsch) nach Persien zog, war Zugvieh „zum Transporte nöthig, und ein Jude aus Schinwalli *) miethte im Auf- „trage der Regierung viele Ochsen in der Umgegend, unter anderen auch „drei Paare, die mir und meinem Bruder gehörten, für dreißig Rubel Sil- „ber. Letzterer zog als Fuhrmann mit den Ochsen nach Persien. Er er- „krankte aber daselbst und starb auf der Heimkehr in Schinwalli. Der Jude „gab mir die drei Paar Ochsen richtig zurück, verweigerte aber die dreißig Ru- „bel, weil er sie schon an meinen verstorbenen Bruder ausgezahlt zu haben „behauptete. Ich nahm dieß sogleich für eine leere Ausflucht und schändliche „Lüge, beredete mich mit einigen Freunden und plünderte das Haus des Ju- „den in Gemeinschaft mit ihnen. Wir schleppten so viel fort, als wir konn- „ten, und theilten den Raub. — Später nun habe ich aber erfahren, daß der „Jude doch wahr gesprochen und das Geld meinem Bruder richtig ausgezahlt, „dieser aber es auf andere Weise verthan hat. — Es drückt mich nun die Last „eines verübten Unrechts. Ich habe dem Juden schon mehrmals meinen An- „theil am Raube zurückgeben wollen, allein er will ihn nicht annehmen, weil „er auch das wieder haben will, was meine Freunde geraubt. Ich bitte Dich, „Herr, zwingen ihn, daß er mein Anerbieten annimmt und mir meine Schuld „quittirt.“ — Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und ging bei meiner Rückkehr in Grusien zu dem Juden in Schinwalli, dem ich zuredete, doch den Theil der Schuld anzunehmen, wenn er das Ganze nicht bekommen

*) Ein grusinischer Flecken nahe an der ossetischen Gränze, im Norden von Gori und nordwestlich von Tiflis.

könne. Dieser sagte aber, daß er sicher sei, Alles zu bekommen, denn das böse Gewissen und die Furcht vor Unglück im Unrechte würden den Osseten, so lange er ihn nicht von seiner Schuld losspreche, bewegen, auch von seinen vier Genossen die Raubdividende auf irgend eine Weise wieder einzutreiben und ihm Alles zurückzuerstatten.

Die meisten Raubzüge der Osseten haben eine solche Veranlassung, wie die in der letzten Geschichte vorgekommene. Gewöhnlich rächen sie nur damit irgend ein Unrecht, das sie von den Bewohnern der Ebene erlitten zu haben glauben. Doch kommen allerdings auch freiwillige, durch nichts veranlaßte Raubunternehmungen vor. Diese gehen gewöhnlich von den Bewohnern der höchsten Berge aus, die eben so die ossetischen Thalbewohner an Wildheit übertreffen, wie diese darin den Grusiniern und Russen vorgehen. Nicht bloß der größere Uebermuth und die größere Wildheit, sondern auch die auf den höheren Bergregionen größere Noth veranlaßt bei ihnen solche Unternehmungen. Besonders giebt es in den „Scheunenbergen“ (Brussabseli) mehrere solcher Punkte, von denen die Anlässe zu Raubzügen nach Mingrelieu, Grusien u. s. w. ausgehen. Um Mannschaften für solche Expeditionen zu werben, schicken sie Boten in alle Thäler und Dörfer herum, welche den Plan, die Anführer u. s. w. bekannt machen und die jungen Leute zur Theilnahme einladen. — Die schlimmsten von allen Osseten sind die „Keschelzi“, ein kleiner Stamm, der in den höchsten Brussabseli auf der Gränze zwischen Ossetien, Grusien und Imerethi wohnt, in dem Sattel eines hohen Berges, da, wo sich die die Imerethi umschließenden moschischen Berge von dem Hauptstocke des Kaukasus absondern. — Diese Osseten sind fast immer auf Raubzügen beschäftigt, oder, wenn sie ruhen, darauf bedacht.

Ueberhaupt ist ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern der waldigern und der fruchtbareren Thäler und denen der oberen, kahlen Berge. Auch leben sie natürlich hier ganz anders als dort. In den Thälern bauen sie die Häuser von Holz, in den Bergen von Stein; jene sind einstöckig, diese immer dreistöckig und hoch wie Wartthürme. In dem unteren Raume dieser Thürme steht das Vieh, und in dem mittleren, zu dem sie bei Tage eine Leiter ansetzen, wohnen die Menschen. Zuweilen führt eine Galerie oder ein Corridor um dieses mittlere Stockwerk herum. Im obersten Raume endlich haben sie ihre Schatz- und Vorrathskammer. In den Thälern stehen gewöhnlich zwanzig bis dreißig Häuser zusammen, weiter oben nur zwei bis drei, und zuletzt jede Burg ganz isolirt.

Gastfrei sind sie in den Thälern wie auf den Bergen. Ich bekam immer in jedem Dorfe, wo meine Begleiter Bekannte hatten, ein ganzes Haus mit allem Zubehöre abgetreten. Ich schickte gewöhnlich schon Leute voraus, die

meine Ankunft verkündeten. Es kamen mir dann einige Einwohner des Ortes mit einem ganzen Ochsen entgegen und sprachen: „Dieser Ochse ist „Dein, und wir bitten, lasse es Dir bei uns schmecken.“ — Ich sagte ihnen dann wohl: „Großer Gott, lieben Leute, was soll ich mit dem großen „Ochsen machen? Wenn Ihr mir ein Huhn und ein paar Eier brächtet, wäre „mir's weit lieber.“ — „Wir werden kommen und mit Dir essen“, hieß es dann lakonisch, denn ihre Beredsamkeit haben überhaupt alle Osseten aus Lacedämon. Der Ochse wurde alsdann von den Ältesten des Ortes geschlacht-
tet und in großen Kesseln auf dem Hofe des Gasthauses gekocht. Das Bra-
ten kennen die Osseten nicht, sie kochen Alles in Wasser. Die Lesghier
sollen nach der Aussage russischer Gefangener sogar hier und da das Fleisch
noch roh genießen. — Die Osseten speisen zu sehen, ist ein merkwürdiges
Schauspiel. Erstlich schon die Vertheilung, die unter den Anwesenden ganz
und gar nach Rang und Würden, nach Ansehen und Größe der Familien
geschieht. Selten geht es ohne Streit ab. Der eine Familienvater behaup-
tet, ihm sei bei der großen Anzahl seiner Hausgenossen zu wenig gegeben,
ein Anderer meint, ihm komme der Schenkel zu, und die Armen und
Knechte brummen auch dazwischen und wollen sich mit den Intestinen nicht
abfinden lassen. Als dann die Eier, mit der sie schlingen. — Wenn ich zu
wohlhabenden Leuten kam, die bei der Mahlzeit ein paar Ochsen und auch
noch einige Schafe dazu darauf gehen ließen, so sah ich sie oft ganze Tage lang
speisen und zechen, und suchte vergebens zu entdecken, wohin all' das Fleisch
wanderte. Freilich können sie auch dann hinterher drei bis vier Tage hungern.
Die in den höheren Bergen haben die größte Uebung darin, sowohl im
Schlingen als im Hungern, weil bei ihnen am häufigsten Hungersnoth aus-
bricht. Sie essen keine Art von Wild, nicht weil sie den Geschmack desselben
nicht lieben, sondern weil sie ihr Pulver und Blei für zu kostbar halten, um
es auf Thiere zu verpuffen, es muß für die Menschen bleiben.

An Getränken kennen sie hier und da in den äußeren Thälern grusins-
schen Wein, im Inneren aber blos Brantwein und eine Art von Bier, welches
sie wie wir aus Gerste brauen. Für Beides haben sie verschiedene Trinkgefäße,
für den Brantwein ein kleines aus Holz, mit einem langen Halse und einer
kleinen Oeffnung, oder auch die ausgehöhlte Spitze eines Ochsenhornes, ein
Spitzglas; für's Bier und für's Wasser aber haben sie große, gewaltige Hörner
von Schafen oder Rindern, von denen manche anderthalb Ellen lang sind.
Sie setzen etwas darein, so große Becher auf einen Zug zu leeren. Wie er-
innert das Alles an die Germanen des Tacitus!

Sie sind große Liebhaber von solchen Gastgelagen und Festivitäten, und
wenn ich weiter zog, so begleiteten mich immer viele zu meinem nächsten

Quartiere, blos um an dem Ochsenbraten Theil zu nehmen, den man dort erwartete. Ja sie setzen sogar zuweilen ihre Fehden bei Seite und schließen mit ihren Feinden, die etwa in der Gesellschaft sich befinden, einen einseitigen Waffenstillstand, um an der Mahlzeit Theil nehmen zu können. Bei solchen Gelegenheiten ging die Sache so zu:

Wenn ich zu einem Dorfe heranzog, wo sich Blutsfeinde eines meiner Begleiter befanden, so benachrichtigten diese, die wie die Falken schon aus unglaublichen Entfernungen ihre Widersacher aus dem Haufen zu erkennen wußten, die nahenden Gäste durch eine Kugel, die sie ganz dicht über unsere Mützen dahinsausen ließen. Wäre der Feind allein gewesen, so hätte ihn die Kugel auf der Stelle niedergestreckt; da er aber mit einem großen Haufen kam, so konnte dieß natürlich nicht gewagt werden. Wir machten alsdann sogleich Halt und fragten: „Sj' kām woina?“ (Wer hat in dieser Gegend Blutsfeinde?) Zugleich wurde ein neutraler Bote als Parlamentär in das Haus geschickt, aus dem der Schuß gefallen war. Gewöhnlich kam es dabei zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, wonach dann Allen der Einzug gestattet wurde. Zuweilen aber war auch die Unterhandlung erfolglos, und es wurde dann der Feind bezeichnet, der sich entfernen mußte, wenn die Anderen als Freunde aufgenommen werden wollten. — Auch sonst, wenn der Zug durch enge Thäler ging, flogen häufig solche Warnungskugeln über unsere Köpfe hin, wobei denn alle Mal unterhandelt und debattirt werden mußte. In jedem Thale geht nämlich der Hauptweg in der Mitte hin; und unmittelbar an der Straße befindet sich kein Haus oder Dorf. Diese liegen vielmehr zu beiden Seiten einige hundert Schritte davon entfernt im Walde und auf den vorspringenden Höhen. Beständig sind auf den Thurmhäusern Ausgucker in Thätigkeit, deren Wachsamkeit keine verzogene Miene und kein Räuspern auf der Landstraße entgeht.

Die Osseten schießen natürlich ungemein sicher und treffen jedes Mal ihr Ziel so, als hätten sie es mit einem Haarzirkel abgemessen. Es muß ihnen diese Geschicklichkeit aber schon im Blute liegen, denn es ist sehr auffallend, daß sie sich fast gar nicht im Schießen üben. Sie halten Pulver und Kugeln dazu für zu kostbar und haben keinerlei Art von Scheibenschießen und Schützengesellschaften, wie z. B. die Büchenschützen in Tyrol. Ihre Flinte zumal schießen sie nie los, ohne ein würdiges Ziel zu haben. Ihre Pistolen feuern sie freilich wohl dann und wann gegen Sonne und Mond ab, zum Zeichen ihres Uebermuthes.

Sie sind alle ohne Ausnahme folgendermaßen bewaffnet. Ein krummer oder gerader Säbel — denn man findet verschiedene Formen — hängt ihnen vorn zur Seite auf dieselbe Weise, wie die Türken ihn tragen. Ein langer

Dolch steckt im Gürtel. Ein Gewehr und zwei Pistolen tragen sie an langen grünen Schnüren aufgehängt hinten am Rücken. Auch ziehen sie über ihren Halbkaktan noch ein eisernes Kettenhemd und über den Kopf eine eben solche Kettenhaube. Jedoch ist ein vollständiger Kettenpanzer selten und ein Gegenstand des Luxus der Reichen, die Meisten begnügen sich mit einem Stücke von solchem Panzer und haben nur einen Kettenflicken vor der Brust oder einen über den Kopf. Die Weiber, die den Männern fast Alles bereiten müssen, machen ihnen sogar auch die Stiefel, Kleider und selbst jene Kettenpanzer. Am Sattel hängt ihnen ein kleiner runder Schild herab, dessen sie sich im Handgemenge bedienen. Dieser Schild ist zwei- bis dreifach mit dickem Sohlenleder überzogen und am Rande mit einem eisernen Ringe beschlagen. In der Mitte sitzt ein eiserner Knopf oder Buckel. Zuweilen sind auch zwischen Buckel und Rand noch viele concentrische Blechringe aufgenagelt. Das Ganze wiegt gewöhnlich 15 bis 20 Pfund. An ihren Gewehren befindet sich Linse und Visir. Die Linse ist äußerst klein und fein. Das Visir ist ein dünnes, in der Nähe des Flintenschlosses quer aufsitzendes Metallplättchen mit einer feinen Rille, durch welche sie die Linse aufnehmen. Das Pulver verstehen sie sich selber zu bereiten und finden in ihren Bergen die dazu nöthigen Ingredienzen, Salpeter wie Schwefel. Ebenso giebt es einen Ueberfluß von Blei bei ihnen, und alle Osseten schießen mit bleiernen Kugeln, während die Lesghier bekanntlich nur kupferne haben.

Ein besonderer Gegenstand meiner Nachforschungen waren ihre Flinten und die Wege, auf denen sie dieselben erhalten möchten. Wenn ich sie darüber befragte, so hieß es immer: „ot pradi“, „wir haben sie von den Vorfahren“. — Meister, welche Gewehre machen könnten, wie es deren bei den Lesghiern giebt, haben sie nicht unter sich. Dennoch haben die Osseten weit bessere Gewehre als die Lesghier und augenscheinlich von europäischer Arbeit. Einige nannten mir ihre Gewehre auch „Krimski“, es seien krim'sche. Und ich glaube daher, daß die meisten Feuerwaffen noch aus der Zeit stammen mögen, wo die Genueser Herren der Krim und des schwarzen Meeres waren, und daß nur gelegentlich hier und da die Osseten einige Verbesserungen und Veränderungen an den Gewehren angebracht haben mögen. Ihre Säbel sind meistens aus derselben Quelle, wie die italienischen Inschriften, die sich an vielen befinden, deutlich genug beweisen. Die Möglichkeit, daß sich Feuerwaffen aus so entfernten Zeiten noch bis jetzt in brauchbarem Stande erhalten haben, erklärt sich aus der ungemeinen Sauberkeit und Aufmerksamkeit, mit der die Osseten ihre Gewehre behandeln. Die Gewehre, wie alle ihre Waffen, sind immer blank gepuht, und dieß Waffenpuhen ist eines der wenigen Geschäfte, welche sie ihren Weibern nicht überlassen. Zu Hause hängt das Ge-

wehr immer im sichersten und ungestörtesten Winkel des Zimmers, wie bei den Russen die Heiligenbilder, und nie läßt man es ohne Ueberzug von Leder oder Burka. Ueberfällt sie auf Reisen ein Regen, so verbergen sie ihre Waffen sorgfältiger als sich selbst unter ihren dickwolligen Mänteln. Dazu schießen sie das Gewehr nie ohne Noth los. Ja es kommt vor, daß sie es im ganzen Jahre nicht ein Mal abschießen, obgleich sie Alles stets Nacht und Tag, zu Hause und auf der Reise schuß- und schlagfertig bei sich haben. Auf ihre Frauen sind sie bei Weitem nicht so eifersüchtig als auf ihre Flinten, und es wird weit leichter verziehen, wenn man jene kränkt, als wenn man diesen etwas zu Leide thut. Wie alle Kaukasier, tragen auch sie eine Reihe kleiner Taschen auf der Brust, in deren jeder eine völlig fertige Patrone steckt. Sie sind nicht bloß gute Schützen, sondern auch — was man nicht von allen Kaukasiern rühmen kann — ausgezeichnete Fechtmeister. Der Graf W....., Generalgouverneur von Neu-Rußland, war in seiner Jugend als einer der besten Fechtkünstler in der russischen Armee berühmt, und als er im Kaukasus diente, forderte er oft Osseten zum Zweikampfe heraus, mußte aber häufig als Besiegter die Meisterschaft seiner Gegner anerkennen. Der Bogen und Pfeile bedienen sie sich nicht.

Die Menschenjagd ist, wie gesagt, bei den Osseten die Hauptsache. Auf Vögel, Hasen, Rehe, Schakals u. s. w. verschleudern sie ihr Blei nie. Bloss den wilden Schafen (Moufflons), den Bären und Leoparden, die sich zu Zeiten in ihren Bergen zeigen, stellen sie nach. In den Bruffabseli soll es auch noch Auerochsen geben, bei deren Jagd sie sich dann zu großen Jägergesellschaften vereinigen. Außer auf diese Wesen schießen sie dann nur noch auf den Mond, wenn nämlich eine Mondfinsterniß eintritt. Sie glauben, daß ein böses, in der Luft fliegendes Ungethüm dieselbe veranlasse, und feuern so lange auf das arme Thier los, bis die Finsterniß aufhört. Natürlich sind die so über Alles geschätzten Waffen sehr theuer. Für einen Säbel zahlt man oft 50 bis 100 Schafe und für eine gute Flinte, die sie noch mehr schätzen, sogar bis 200 Rinder.

Ein Ossete hat seine Waffen so beständig bei sich, wie ein wildes Thier sein Gebiß. Nur bei'm Schlafen hängen sie sie an die Wand. Sie ackern bewaffnet, sie hüten ihr Vieh bewaffnet und machen nicht den kleinsten Weg zum Nachbar unbewaffnet.

Es ist mir jetzt selbst ein Wunder, daß ich bei solchen Menschen so glücklich davon gekommen bin. Denn ich habe wirklich zuweilen wahre Kannibalen in meinem Gefolge gehabt, so z. B. einmal einen Reschelzen, der unter allen als einer der Unnahbarsten bekannt war. Ich bat ihn eines Tages, er

solle mir doch einmal aufrichtig sagen, wie viele Menschen er schon in seinem Leben erschossen habe. Verschämt wie ein Mädchen, das man nach der Anzahl ihrer Geliebten fragt, schmunzelte er und sagte: „Ich weiß nicht, Herr!“ — „Nun, zähle einmal.“ — Mit Beihülfe der Anderen wurden dann ungefähr an fünfzig Leute hergerechnet, die er aus bloßer Rache um's Leben gebracht hatte. — „So ist es mir aber ein Wunder, daß Du selber noch lebst.“ — „Wenn sie mir wie die Katzen nachschleichen, Herr, so gehe ich ihnen wie ein Fuchs aus dem Wege und falle wie ein Wolf über sie her.“ — „Nun, einmal wird doch schon die Reihe auch noch an deinen Schädel kommen!“ riefen die Anderen lachend dazwischen.

Daß ich selbst so gut durchgekommen, erkläre ich mir zum Theil daraus, daß meine Gastfreunde aus sehr verschiedenen Gegenden waren und sich selber einander nicht recht trauten. Mancher hätte mich, den im Stillen verwünschten Russen, wohl gern niedergeschossen, allein Furcht und Scham vor den Fremden wegen des gebrochenen Gastrechts hielten sie davon zurück.

Zuweilen kam ich indeß auch nahe genug an den Pforten des Todes vorüber. Hiervon nur einen Vorfall.

In einem Dorfe des Aridonthales *) z. B., dessen Bewohner schon meinen Begleitern nicht recht trauten, und wo eigentlich keiner von ihnen einen Gastfreund hatte, empfing man uns nicht sehr freundlich und wollte auch kein eigenes Haus für uns abtreten. — Wir könnten wohl im Dorfe Quartier bekommen, hieß es, aber wir müßten es uns gefallen lassen, in verschiedene Häuser vertheilt zu werden. Dagegen protestirte nun unsere ganze Gesellschaft, die Unrath merkte, lebhaft und erklärte, das sei wider die Sitte, und wenn sie uns überhaupt schon Aufnahme versprochen, so müßten sie auch die Fremden alle zusammen lassen und uns ein ganzes Haus geben. Wir pochten so lange auf Sitte und Recht, bis wir ein solches erhielten. Man richtete sich ein, aß zu Abend und legte sich zur Ruhe. — Ich zog mich mit meinem Dolmetscher in mein Zimmer zurück und schlief ein. Meine Begleiter blieben noch bei'm verlöschenden Feuer vor meiner Stubenthüre wie gewöhnlich sitzen. — In der Nacht wachte ich auf, sah zu meiner Verwunderung durch die Spalte der Thüre noch zu so später Zeit frisch aufloberndes Feuer und hörte meine Begleiter unter einander flüstern. Ich befahl meinem Armenier, nachzusehen, was da wäre, und als dieser die Thüre öffnete, sah ich alle meine Gefährten mit dem Gewehre im Arm umherstehen, mit dem Gesichte nach der offenen Hausthüre gerichtet. — Ich trat selber hinaus und fragte, was das bedeute. Man antwortete mir, ob ich

*) Der Aridon ist ein Nebenfluß des Terel. Auf unseren Karten steht Ardon.

denn nicht das Geräusch und Geseumme in der Umgegend höre, das bedeute etwas Schlimmes. — Es dauerte auch nicht lange, so sah man einige verdächtige Schatten im Gebüsch schleichen, und bald traten sie offen hervor. Der ganze Hof füllte sich mit der bewaffneten und murmelnden Mannschaft des Dorfes. Alle Flintenläufe meiner Begleiter waren zur Thüre hinaus gerichtet. Unten machte man schon Anstalt, das Haus zu erklettern, und Einer ermunterte dazu den Anderen. Da trat ich mit meinem Dolmetscher auf den Corridor hervor und fragte sie, was sie wollten und wozu sie gekommen wären. — Die Männer, die schon ziemlich deutlich hatten merken lassen, was sie wollten, wurden durch diese ihnen ungewohnte Kühnheit etwas verwirrt und hielten an sich, denn die Offeten bringen seltener offenen Muth als List in's Spiel des Kampfes. Sie antworteten daher etwas verlegen: „Wir sind gekommen, um Dich zu fragen, wer Du seiest und was Du eigentlich bei uns wollest. — „Und um dieß zu fragen, kommt Ihr zu dieser Zeit in der Nacht und weckt uns, Euere reisemüden Gäste? Ist es nicht viel passender, dieß morgen am Tage zu besprechen? Ich hoffe, wenigstens noch drei bis vier Tage bei Euch zu bleiben, und da habe ich also Zeit genug, mich vollkommen bei Euch zu legitimiren. Geht schlafen, guten Leute, und laßt auch uns, die Ihr als Gastfreunde aufgenommen habt, in Frieden ruhen. Morgen wollen wir Euch über Alles Rede stehen.“ — Hierauf ließ sich nun nichts Gescheites erwidern. Sie fühlten sich mit der deductio ad absurdum geschlagen, welcher Fechtercoup oft besser das Leben rettet als Schwert und Schild, und trollten murrend ab. Nun hieß es aber: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. In der größten Stille wurden jetzt die Pferde gesattelt, aufgepackt, und spornstreichs suchten wir das Gebiet freundlicherer Wirths zu erreichen.

In der edeln Kunst des Gesanges sind die Offeten nicht so geschickt wie in der Fektkunst. Ich habe sie freilich zuweilen im Chöre singen hören, doch schien es mir immer nichts Anderes zu sein als ein einförmiges: ra! — ra — ra — ra! bald ein Bißchen höher, bald ein Bißchen niedriger, mit nicht viel mehr Modulation der Töne, als ein Spinnrad sie hervorbringt, und mit Variationen der Stärke nach Art des Sturmgeheuls. Von musikalischen Instrumenten sah ich nur eine Art von Zither, die dem kleinrussischen Pandur gleicht. Höchst merkwürdig ist es, daß sie auch wie unsere Russen „w'prissätka“ tanzen *), was sonst keines der anderen kaukasischen Völker thut.

*) „W'prissätka“ heißt bei den Russen die beständig wiederholte Tanzfigur (oder Pas), bei der sie sich auf die Hacken des einen Fußes plötzlich herablassen und das andere Bein von sich strecken.

Auch in der Rechenkunst sind sie wiederum anders als Alle. — Sie zählen nach einem Octodecimalsystem, also bis achtzehn, wie wir bis zehn, fassen dann die Achtzehner zusammen, wie wir die Zehner, und nachher die Achtzehnmalachtzehner wie wir die Hunderte u. s. f.

In sehr vieler Hinsicht leben die Osseten, obgleich ärmlich, doch besser als die jenseits ihrer Berge wohnenden grusinischen Stämme, die Mingrelie, Imerethier, Abchasen, Georgier u. s. w. — Besonders sind sie weit reiner als diese. Während ein Grusiner sein seidenes Hemd trägt, bis es ihm in Fegen vom Leibe fällt, sorgen die ossetischen Frauen häufig für reine Kleider zum Wechseln. Ja, sie haben sogar manche Bequemlichkeit mehr in ihren Häusern als die Grusiner, z. B. Tische, Stühle und Bänke, welche diese nicht kennen. In jedem Hause befindet sich für das Familienhaupt, wie wir schon oben bemerkten, ein förmlicher Lehnstuhl. Auch fehlt gewöhnlich nicht ein großer Tisch von Eichenholz, wie bei den alten Germanen. Im Körperbaue zeichnen sich die Osseten vor allen Dingen durch ihre äußerst zierlichen Füße aus, besonders ihre Frauen, deren Füße Alles übertreffen, was sonst noch irgendwo auf Erden in einem Schuhe steckt. Die Osseten haben so viel Auge für hübsche Füße, daß sie jeden Europäer, wenn auch sonst an gar nichts, doch sogleich an seinen Füßen erkennen würden. Es ist dieß auch bei den Abchasen und anderen Kaukasiern eben so, die Alle unseren europäischen Krähenaugengang sehr schnell erkennen.

Die Osseten schneiden ihre Haare rund um den Kopf herum ab, so daß sie ihnen auf dem Schädel wie ein dicker Quast auseinander fallen. Den Bart rasiren sie sich überall, bloß auf den Lippen nicht.

Schrecklich, aber gerecht, verfahren die Osseten mit dem Watermörder. Sie legen ihn, und zuweilen auch sogar noch seine Familie (das wäre freilich doch ungerecht) gebunden in sein Haus und verbrennen das Ganze mit Allem, was darin steht und weilt, alle Geräthschaften und alles Vieh, und rothen seine ganze Wirthschaft mit Stumpf und Stiel aus. Bei anderen solchen Gelegenheiten theilen sie die Mobilien, aber von eines Watermörders Sachen wird nichts angerührt.

Ueberhaupt ehren sie den Vater hoch, und derselbe bleibt Herr im Hause und über seine Söhne, so lange noch Leben in ihm ist, und wenn er auch schon völlig altersschwach wäre. Alle verrichten mit Lust seine Befehle und erfüllen seine Wünsche. Bis zu seinem Tode fordert keiner sein Erbtheil.

In Bezug auf Heirathen gilt bei ihnen sonderbarer Weise ein jüdisches Gesetz. Der unverheirathete Bruder muß nämlich des gestorbenen Bruders hinterlassene Frau heirathen.

Charakteristisch sind die Strafgesetze für Entwendungen. War es ein

Diebstahl, so muß der Dieb das Fünffache zurückgeben, war es aber eine gewaltsame Räuberei, so wird blos das Geraubte einfach zurückgegeben. Bei einer kräftigen Nation, wo Schwäche verachtet wird, ist dieß auch ganz in der Ordnung, denn vor der Gewalt kann sich Jeder leichter hüten als vor der List.

Bei den Osseten ist der Mann feuriger, die Frau matter; bei den Grusiniern ist es umgekehrt, denn bei ihnen ist die Frau Feuer und Flamme und der Mann schlaffer. Bei den Osseten erklärt sich die Erscheinung wohl aus den vielen Arbeiten, die der Frau aufgebürdet werden.

Die Osseten erzählten mir von einer sonderbaren Naturmerkwürdigkeit. Sie sagten, im Winter kämen mit den Schneelawinen zuweilen Würmer von den Bergen herunter, die fingerdick, einen halben Fuß lang und ganz durchsichtig wären. Wenn man sie in die Hand nähme, wo sie sich ganz weich anfühlten, oder sie in's Zimmer brächte, so zergingen sie zu Wasser. — Ich selber habe ihnen dieß nicht glauben wollen, doch erzählte man mir in mehreren Orten von diesem Wurme. Er solle nur im alten Schnee hausen, nicht aber in frisch gefallenem, sagten sie. Die Sache klingt sonderbar, doch ist sie immer der Beachtung werth. Die Natur ist voll Wunder, und ein Volk greift selbst seine wunderlichsten Geschichten nicht völlig aus der Luft.

„Sasa“ ist ein ossetischer Vorname, und Familiennamen, die sehr häufig vorkommen, sind z. B. „Schawlocha“ und „Koka.“ — „Etwa Ihre „deutschen „Meiers“ und „Müllers“, und unsere russischen „Pawlows“ und „Petrovs.“

Der Ackerbau ist natürlich sehr unbedeutend, doch säen sie allerdings hier und da Gerste, Hafer und Korn bei ihren Wohnungen herum, es ist aber so wenig, daß sie nicht einmal Ackerwagen zum Heimführen nöthig haben. Sie schleppen alles Gemähte auf dem Rücken in's Haus. Das Heu, das sie entfernter von ihren Wohnungen an den Bergabhängen ernten, führen sie erst im Herbst, wenn der erste Schnee fiel, heim. Sie schleppen dann Alles zu passenden Abhängen hinan und lassen es in großen Haufen zu den Wohnungen hinabrutschen. Die Abhänge, an denen sie das Gras mähen, sind oft so steil, daß sie sich daran nur mittels eiserner Stacheln, die sie sich unter die Füße binden, aufrecht erhalten können. Mit Pistolen und Gewehr auf dem Rücken, mit Säbel und Dolch zur Seite, die Sense in der Hand, sieht man sie dann auf ihren eisernen Zacken an den steilen Bergen herumstelzen.

Russische Gefangene sah ich auf der ganzen Reise nirgends bei den Osseten. — Ich glaube, sie hatten sie vor meiner Ankunft auf die Seite geschafft.

Viele Osseten selber drückten mir den Wunsch aus, daß dem barbarischen und wilden Zustande bei ihnen ein Ende gemacht werden möchte. Dieser Wunsch ging zum Theil in Erfüllung, denn außer den guten, schon oben erwähnten Erfolgen für die Wissenschaft hatte auch meine Reise noch den Erfolg, daß drei Jahre nach der Beendigung derselben eine große und nun mit mehr Sachkenntniß geleitete Expedition gegen die Osseten gemacht wurde, die einen Theil des Landes dem russischen Scepter unterwarf.

Taurische Miscellen.

So erhielt mein Freund mit allerlei Erzählungen von fremden Ländern meinen Geist munter, während mein Leibliches zu leiden hatte. Ich erzählte ihm nur das über den Kaukasus nach, weil er doch so mit seiner Nachbarin, der Krim, in manchem physikalischen und historischen Zusammenhange steht, und beide nie ganz ohne Einfluß und Wechselwirkung auf einander geblieben sind. Die anderen Stunden füllte meistens Goethe, mit dessen Jugendgeschichte ich auch in meine eigene Jugend zurückging, aus der mir so manche tröstende Erinnerung aufstieg.

Auch las ich noch ein paar Bücher über die Krim, so die Geschichte Tauriens des Herrn Lagorio. Dieser Lagorio ist ein Italiener, früher ein wohlhabender Kaufmann und Consul in Feodosia, jetzt dort ein armer Schriftsteller, dessen Werk schon eine zweite Auflage in Paris erlebt hat. Es ist aber mit nicht sehr großer Gelehrsamkeit und besonders nicht mit wissenschaftlichem Geiste geschrieben. Dennoch aber entzückt an Ort und Stelle, wo die Dinge passirten, selbst die geringste historische Erzählung, und die alten Kymmerier, die mythologischen Sagen der Griechen, die Kolonien der Milesier und Herakleoten, die Olbiopoliten und Chersoniten, Mithridates und seine Nachfolger, die märchenhaft klingenden Namen der bosporanischen Könige, die Kämpfe der cherson'schen Republik mit dem Reiche des Bosporus, die wunderlichen chaotischen Gebilde der Völkerwanderung, die Bastarnen, Jazyghen, Alanen, Gothen, die Hunnen, Ungern und Bulgaren, die Awaren und Chazaren, die Petschenegen und Romanen, Uzen und Polowzer, dann die Mongolen, Tataren und Nogajzen, und zuletzt die „Ungh-Jortning weh Taekht kyrimning, weh Deschti kyptschakning“, das heißt „die Große Chane der goldenen Horde, des Throns der Krim und der Länder des Kaptschak“, die Herzoge von Gothien *), die edlen Kaufherren aus Genua, die große türkische Flotte von 400 Segeln, die aus Stambul herangeschwommen kam, um die letzte Macht der Genueser in dem Freistaate Feodosia zu brechen,

*) Zur Zeit der byzantinischen Kaiser wurde der gebirgige Theil der Krim „Gothien“ genannt, und es wurden Herzoge dieses Theils installiert.

dies Alles ging wie ein unterhaltendes Schattenspiel an mir vorbei, oder besser zu sagen, wie Geisterstimmen aus der Vorzeit klangen alle die großen Erinnerungen dieses kleinen Erdstücks zu mir herüber.

Ein anderes dickes Buch über die Krim, das in einem erstaunlich starken Bande alle kleinen Ruinen, die sich irgendwo auf einem Hügel versteckt finden, wie Linsenkörner aufzählt, ohne etwas Erhebliches über irgend eine zu sagen, konnte selbst meine krankhafte belebte Phantasie in nichts reizen.

Am schönsten soll von der Krim der polnische Dichter Mickiewicz gesungen haben, den die Polen für ihren Byron halten. Er wurde 1824 von Wilna, wo man damals dem Tugendbunde nachspürte, nach Moskau als Gehülfe des dortigen Generalgouverneurs versetzt, machte von da aus eine Reise nach der Krim und beschenkte dort jeden ausgezeichneten Ort mit einem, wie man sagt, erhabenen Sonette. Im Jahre 1831 mußte er sein Vaterland verlassen und ging nach Paris, wo er noch lebt.

Auch sonst gab es in meiner Apotheke Unterhaltung genug. Eine Apotheke ist in den kleineren russischen Städten immer ein halbes Wirthshaus. Bald kamen ein paar russische Herren, die sich ein Schnäpschen nahmen, bald schickte eine vorüberreisende Dame ihren Bedienten herein, etwas Kühlendes gegen die Hitze zu holen, bald meldete sich ein italienischer Wirth, der meinem Freunde, dem Apotheker, Aufträge für das Dampfschiff gab, dann wieder ein französischer Weinkellermeister, der ein paar Duzend Flaschen krim'schen Champagners deponirte, um sie mit dem nächsten Dampfboote zu spediren, dann ein deutscher Gärtner, der seine Früchte zum Präsent brachte, oder ein deutscher Arzt, der allerlei Anekdoten und kleine artige Intriguen erzählte, an denen das „Juschnoi-Bereg“ ungemein reich ist, oder ein russischer Gutsverwalter, der die Medicin pfundweise kaufte, um sich mit einem Male für eine ganze Zeit hindurch zu versehen, oder ein Grieche, der seine Fische anbot, oder ein Tatar, der alle Tage nachfragte, ob man keine Commissionen für ihn habe, oder endlich ein Engländer in Diensten des Grafen, der ein großer Anglomane ist und meint, daß nur aus englischen Händen alles Tüchtige hervorgehen könne, so daß ich also Gelegenheit hatte, die ganze bunte Zusammensetzung der Küstenbevölkerung Stück für Stück auf ganz bequeme Art zu studiren.

Was jene Klatschereien und Intriguen betrifft, so ist die krim'sche Südküste innerhalb der oben bezeichneten Gränzen zwischen Alushta und Balaslawwa auch in Bezug auf sie als ein so merkwürdig zusammenhängendes Ganze zu betrachten, als wäre sie eine einzige kleine Landstadt. Alles kennt sich, Alles haßt auf einander, und Alles spinnt Feindschaft und schmiedet Freundschaft Eines gegen das Andere, und ich hörte in meiner achttägigen

Krankheit so viele Geschichtchen, daß man ein achtbändiges Werk damit anfüllen könnte.

Als ich mich endlich wieder gesundet hinausmachen konnte, benutzte ich die letzten Tage meines Aufenthalts noch zu ein paar Ausflügen in der Nachbarschaft, zu einem nach Osten, einem nach Westen und einem nach Norden in's Innere. Mein gütiger Freund, der Apotheker, ließ mir dazu sein Pferd, und ich machte mich zunächst nach Osten auf, um die hübschen Gärten von Dreanda, Livadia und Miskher noch einmal zu sehen. Auf dem Wege dahin stieß ich auf ein paar Duzend Tataren, die an der Küste ein Pferderennen hielten. Diese Sitte, die alle Tataren bis tief in Asien hinein kennen, ist bei ihnen so alltägliche Gewohnheit, daß es durchaus nicht erst besonderer Gelegenheiten, Festivitäten oder dergleichen, wie bei uns wohl, bedarf, um sie zu veranlassen. Ueberall, wo ein paar Tataren zu Pferde zusammenkommen und auch einige Fußgänger als Zuschauer zugegen sind, entspinnt sich sogleich eine Unterhaltung über die Pferde, und ein geäußerter Tadel oder Lobspruch führt alsbald die Wette herbei. Auf der Stelle wird ein Ausgangspunct und ein Ziel festgesetzt, ein paar Schiedsrichter werden gewählt, die Reiter ordnen sich und schießen auf das gegebene Zeichen auf ihren kleinen Pferden davon. Der Ausgangspunct war dieß Mal eine Brücke, und das Ziel die Mündung eines Bergflüßchens in's Meer. Mit ungemeiner Schnelligkeit durchrannten die Reiter die Bahn. Einer purzelte in den Sand des Ufers hin, und ein kleiner Grauschimmel überholte alle und erhielt den Siegerpreis von 15 Rubeln ausgezahlt.

Ich aß zu Mittag in Livadia, dem Gute des Grafen Potocki, der jetzt russischer Gesandter in Stockholm ist. Jedes der Küstengüter hat seine eigenen Vorzüge und rühmt sich eigenthümlicher Schönheiten. Das eine ist bekannt durch seine hübsche Felsenpartieen, das andere durch seinen Rosenflor, ein drittes durch seine architektonischen Marisäten. Livadia hat seine weiten freundlichen Wiesenplätze, das Rareste an der beengten Felsenküste, und seine reizende Aussicht auf die Stadt und Bai von Zalta. Es ist hier ein Schweizer aus Basel Verwalter, aus der berühmten Familie der Tacher, die aus Graubünden stammt und dem größten Cäsar unseres Jahrhunderts eine Gemahlin gab. Herr Tacher, bei dem ich die gastfreundlichste Aufnahme von der Welt fand, erzählte mir viel von seiner Cousine, der Kaiserin, und was sie Alles für ihre Verwandten hätte thun wollen. Er besaß den ganzen Stammbaum seines Hauses von der Zeit an, wo es noch in den Schluchten und Ritterburgen der graubündischen Alpen hauste, bis dahin, wo der Vater der Josephine nach Amerika ging und dort reich wurde, und dann der eine weibliche Zweig

auf den hoherhabenen Thron von Frankreich und der andere männliche noch höher nach dem 600 Fuß über dem Meere erhabenen Livadia kam.

Der Graf Potocki baut neben dem allerliebsten Schweizerhöfchen, das, von Wirthschaftsgebäuden, hübschen Gärten, Wiesen und Cypressen umgeben, bis jetzt der einzige reizende Häuserschmuck seines Gutes ist, noch ein großes Palais. Der Plan dazu war nach einem bedeutend großen Maßstabe angelegt. Allein, indem man baute, liefen die Kosten so hoch auf, daß man schnell sich in engere Gränzen zusammenzog. Man hatte glücklicher Weise an dem Hauptgebäude noch gar nicht gebaut, sondern blos erst die Küche und den für die Fremden bestimmten Flügel fertig. Man ist jetzt im Begriffe, dieß Weides zu einem Ganzen zu vereinigen und nach den nöthig gewordenen Veränderungen des Inneren es hierbei bewenden zu lassen, was auch sehr richtig gehandelt ist. Denn wenn man so viel im Norden zu thun hat, wozu an der so entfernten Südküste, die durch weite Steppenländer vom ganzen übrigen civilisirten Europa getrennt ist, so äußerst kostspielige Palais auführen?

Die Frau von Herrn von Tacher war eine Galizierin, die ungemein an Heimweh litt, und die durch alle Schönheiten Lauriens und seine erhebenden historischen Erinnerungen über den Verlust ihres geliebten, wenn gleich weniger reizenden Vaterlandes nicht getröstet werden konnte. Sie, ihr Mann und ihre Kinder hatten das ganze Jahr hindurch mit den bösen Gallenfiebern gekämpft, die hier an der Küste alle Fremden plagten und oft zu Tode quälten.

Nachmittags ritt ich weiter nach Dreanda, dem Gute der Kaiserin, und fand hier eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Director des Gartens, einem Deutschen, der dort in einem reizenden, halb in asiatischem Geschmacke gebauten, rund umher mit breiten Galerien umgebenen Häuschen wohnt. Ich beschloß hier einige Tage zu weilen und die gepriesenen Schönheiten der Krim recht speciell zu studiren. Den Abend hatten wir eine recht artige kleine Gesellschaft bei'm Souper, die Frau des Garten-Directors, die ihre Bildung aus guter Hand, nämlich bei'm Pastor Oberlin im Steintale der Vogesen, empfangen hatte, ein paar deutsche Gärtner, die unter der Leitung des Directors standen, und von denen der eine ein sehr origineller Kopf war, und endlich einen gewesenen Garde-Offizier, jetzt Flott-Lieutenant in Sewastopol.

Letzterer befand sich auf einer höchst sonderbaren Expedition. Er reiste nämlich mit einem kleinen Boote und 6 Seesoldaten an der Küste herum, um Trauben, Feigen, Maulbeeren, Aprikosen und andere rare Früchte einzukaufen, die in Sewastopol nicht zu haben waren und auf einem großen Balle figuriren sollten, den man zu Ehren eines bedeutenden, vom Kaiser ge-

schickten Generals geben wollte. Er war voll Furcht, daß ihn ein Sturm überraschen möchte. Denn sein Boot war offen, und eine einzige ungeschickt tanzende Welle hätte die ganze Ballfreude stark versalzen können. Fünf Tage dauerte seine Expedition schon, und zwei Tage würde er noch brauchen, sagte er und meinte, da ich in Petersburg gewesen, so müßte ich gewiß schon von ihm gehört haben; denn er habe dort ja eine berühmte Geschichte ausgehen lassen, die in aller Leute Munde lebe. Er erzählte sie mir, und es kamen wirklich darin Liebesabenteuer, Streit, Duell, Tod und Proceß, kurz Alles vor, was eine solche Geschichte interessant macht. Er selber sei darauf vom Gardekapitän zum Gemeinen degradirt worden, habe sich dann in die Flotte des schwarzen Meeres hineingebeten, es darin bis zum Lieutenant wieder hinauf gebracht und befinde sich jetzt auf dieser so wichtigen Expedition, deren glücklicher Erfolg von der ganzen schönen Gesellschaft Sewastopols mit Spannung erwartet würde.

Er erzählte allerlei Anekdoten, von denen ich nur eine behalten habe, weil sie einigermaßen charakteristisch für Rußland und für den verstorbenen Kaiser Alexander ist. Dieser kam einmal in einfachem Ueberrocke und in noch einfacherer Equipage auf einer russischen Poststation an, wo er einen Mann traf, den er mit den Worten zu sich rief: „He, Muschik (Bauer) komm' her!“ — „Ne, mein Herr, ich bin kein Muschik, höher hinauf, Bruder!“ — „Nun denn Dessátnik (Zehnmann)“, — „Ne, höher hinauf!“ — „Nun Wui-bornui (Auserwählter) komm' her“. — „Höher hinauf, höher hinauf!“ — „Vielleicht gar der Golowa (Oberschulz)?“ *) — „Ihnen zu dienen, Väterchen, der Golowa des Orts. Was ist dem Herrn Kapitán gefällig?“ — „Ne, Bruder“, erwiderte der Kaiser, „nicht Kapitán, höher hinauf!“ — „Vielleicht ein Herr Major oder Polkownik (Oberst)?“ — „Nein, Bruder, höher hinauf!“ — „Ei! etwa ein General?“ — „Höher hinauf!“ — „Wie? doch nicht gar ein Feldmarschall? Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich“ — „Höher hinauf, Bruder, höher hinauf!“ — „Mein Gott im Himmel! Sehe ich recht?! Sie sind“ — — „Dir zu dienen, Väterchen, Dein Kaiser“. — Der alte Golowa sank so erschreckt in die Kniee, daß der Kaiser alle Mühe hatte, ihn wieder höher hinauf zu bringen.

Ein ander Mal warf ein Postillon in Liefland, wo damals ein sehr strenger Generalgouverneur, ein Italiener Paulucci, der jetzige Gouverneur von Genua, administrierte, den Kaiser Alexander um. Der Kaiser fiel ziemlich glücklich in den weichen Schnee. Der Postillon fiel dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufheben wollte und ihm sagte: „Laß nur, ich verzeihe Dir“. Der

*) Die drei letzten Namen bezeichnen die verschiedenen Würdestufen der Vorsteher in russischen Dörfern.

Postillon blieb aber noch in bittender Stellung, und der Kaiser fragte ihn: „Nun steh' doch auf, ich verzeihe Dir ja, was willst Du denn noch?“ — „Ach ich wollte Ew. Majestät nur bitten, daß Sie es doch nicht unserem „Generalgouverneur wieder erzählen möchten“. Dieß versprach ihm denn auch lachend der gütige Kaiser.

Ein Anekdotchen aus der Mythologie wurde zur Charakteristik des russischen Muschik *) aufgetischt. Als Prometheus nämlich die Menschen und die verschiedenen Völker schuf und zuerst den Italiener fragte, was er sich auf der Erde wünschte, sagte dieser: „Macaroni“. Der Engländer wünschte sich Beefsteakes und Plumpudding. — Als der Russe auf Prometheus Geheiß lebendig aus dem Boden hervorsstieg, nahm er seinen Hut vor diesem ab, lächelte ihn schmeichlerisch an und bat, ohne gefragt zu sein: „Pashalui na wodka“ (Ein wenig zum Schnäpsschen, Herr). Dieß „Pashalui na wodka“ ist eine Redensart, die der Fremde bald genug lernt; denn überall geht man ihn damit zum Trinkgeldgeben an. Freilich fangen sie jetzt auch an, das Schnäpsschen mit Thee zu maskiren, und bitten: „na tschaju“ (zum Thee).

Am anderen Tage wurden Garten und Umgegend von Dreanda durchkreuzt, welches verstümmelte griechische Wort ursprünglich wohl so viel bedeutete als Belvedere. Die Felsengestaltung ist hier in der That einzig schön. Aus der ganzen großen Felsenmauer, welche die Krim'schen Gebirge bilden, und die, wie gesagt, noch einige tausend Fuß über die Region der Landgüter und Gärten hinausragt, treten etwa drei 500 bis 700 Fuß hohe Felsenmassen hervor und bilden sehr malerische Aspecten.

Zwei von diesen Felsenmassen bäumen sich nun gegen das Meer hin schroff empor, hängen aber mit der Landseite durch breite Rücken zusammen, so daß man gleich von der Landstraße aus auf sie hinauftritt. Zwischen beiden bleibt eine schöne ebene Fläche, die sich ihnen auch rund herum zu Füßen legt und sich nur sehr allmählig in breiten Absätzen völlig zum Meere hinabterrassirt. Diese Ebenen und allmähligigen Absätze sind nun eben zur Anlage des schönen Gartens bestimmt, der auch zum Theil schon in's Leben getreten ist. Mitten in diesen schwach geneigten Ebenen steigt nun die dritte Felsenmasse auf, die so umfangreich wie die Hälfte eines Berges und dabei sehr seltsam von der Natur gestaltet ist. Auf der einen Seite ist sie nämlich schroff wie eine Wand, auf der anderen aber ungemein regelmäßig terrassirt, der Art, daß 5 bis 6 große Terrassen so deutlich zu erkennen sind, als hätte die Kunst sie eingesprengt. Auf der Platte jeder Terrasse wachsen Bäume und Sträucher, die Seiten der Stufen sind aber völlig kahl und schroff.

*) Muschik heißt nicht eigentlich Bauer im Sinn von Ackermann, sondern überhaupt jeder gemeine Mann vom Bauernstande.

Auf dem einen jener beiden ersten Felsen liegt das jetzige Wohnhaus des Guts, das der Director bewohnt. Das neue hier zu bauende Schloß soll gerade vorn auf die vorderste Stirn des Felsens kommen. Man hatte es anfangs unten näher am Meere in der Mitte der schönen belaubten Gartenpartieen anlegen wollen, und auch wir entschieden uns sogleich für diese Lage, als die viel angenehmere. Allein als der Kaiser hier war und auf dem für das Schloß bezeichneten Plage die Felsen in der Nähe sah, fand er den Anblick beengend und bestimmte die Spitze der Felsen selbst zum Bauplätze. Allerdings hat hier auch das Schloß eine weit kühnere Lage und wird so eine prachtvolle Ansicht in der Landschaft gewähren, während es unten für die ganze Umgegend verloren gewesen wäre. Indes verliert man doch auch so noch nicht die Felsen aus dem Rücken, dazu müßte man mit dem Schlosse oben auf die Zaila hinaufsteigen, und dann ist die Felsenstirn äußerst eng und hat kaum Platz genug für ein solches Gebäude, und endlich wird man dadurch völlig von den unteren schönen Partieen getrennt, zu denen man hinauf und hinabklettern muß. Man könnte ja recht gut beide Plätze bebauen, den unteren mit einem Schlosse zum Wohnen und Genießen und den oberen mit einem Tempel, einer alten Ritterschloßruine mit einer Sennhütte, oder sonst etwas der Art für den Schmuck der Gegend und für die Aussichten. Man hat schon Vieles über die Sache hin- und hergeschrieben. Der Graf Woronzow ist auch für unten. Nächstes Jahr soll der Bau beginnen.

Das zu Dreanda gehörende Gartenland ist sehr weitläufig. Wenn ich mich nicht irre, so sind es 200 Dissiatinen. Wir ritten den ganzen Tag darin herum und sahen doch kaum alle bedeutendere Puncte. Sein Hauptmangel ist Wasser, woran überhaupt alle Gärten der Südküste leiden, weil die Zaila's diesen schönen Artikel nur mit der größten Sparsamkeit hergeben. Was müßte sich das prächtig ausnehmen, wenn von einem jener Felsen ein tüchtiger voller Bach sich herabstürzte, vielleicht unmittelbar in's Meer. Man sucht das Bißchen Naß, was in dürftigen Quellen herabgießt, auf alle Weise zu fesseln. Daher bildete sich auch einer der Gärtner nicht wenig darauf ein, daß er eine schöne Stelle zur Anlage eines Teiches entdeckt habe. Er sagte, er habe sowohl diese Entdeckung, als auch die Ausführung ganz in der Stille bewerkstelligt, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, und habe dann eines Tages den Grafen ...z..., der die Aufsicht über alle kaiserlichen Gärten in Südrußland hat, damit überrascht. Derselbe sei sehr zufrieden gewesen, und der Teich würde ihm sicherlich etwas eintragen, eine Beförderung, eine Auszeichnung oder Geldbelohnung. So ist es in Rußland, man muß dort überall mit neuen Arrangements Effect zu machen suchen, um weiter zu kommen. Ich fand den Effect dieses Teiches aber sehr schwach und befürchte

besonders, daß er sich nie füllen oder doch nicht in Fülle erhalten wird, da die ihn speisende Quelle gar zu schwach ist. Jede zwei Linien, die das Wasser stieg, wurden alle Tage mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet.

Ich gab dem Gärtner den Rath, wenn er sich auszeichnen wollte, so solle er der Natur bei jenem oben erwähnten, terrassirten Felsen etwas nachhelfen und eine krim'sche *Isola Bella* oder hängende Gärten der *Semiramis* daraus machen. Er lachte darüber und meinte, das passe doch nicht in einen englischen Park. Ich meinte es aber ganz ernstlich und erwiderte, ich glaube eher, daß ein englischer Park nicht in solche Felsen hineinpasse. Diese Gartengattung sei für ein feuchtes und wasserreiches Hügel land erfunden, nicht für ein von Felsen beschränktes Terrain. Man müsse auf's Beste benutzen, wozu die Natur zunächst die Hand biete. Jener Felsen sei vielleicht einzig in der Welt, denn eine solche regelmäßige Abstufung wie hier könne der Zufall und das Spiel der Natur nicht oft zu Stande gebracht haben. Daß auf den Terrassen Feuchtigkeit vorhanden sein müsse, zeige der üppige Wuchs der Bäume. Trüge man nun noch Erde hinauf, sprengte Treppen zur Verbindung der Terrassen in die Felsen, kehre das wilde Gestrüpp weg und arrangire auf jeder der Terrassen ein eigenes Gärtchen, jedes etwa nach einem anderen Plane, so hätte man gewiß die famossten hängenden Gärten, die je die Welt gesehen, und gegen welche die der *Semiramis* nur ein Kinderspiel sein würden. Er würde sich damit also einen größeren Namen als *Semiramis* gemacht haben, und welche Belohnung würde ihm nicht zu Theil werden!

Natürlich kostet der Ankauf der Ländereien zu Gartenanlagen an der Südküste enorm viel, da nirgends der landwirthschaftliche, sondern nur immer der ästhetische Werth des Bodens bezahlt wird, der dann, wie bei Kunstgegenständen, in's Unbestimmbare steigen kann. Während auf der nördlichen Seite der krim'schen Gebirge die Preise einer *Diffiatine* Landes zwischen 10 und 25 Rubel variiren, steigen sie auf der Südküste auf 500 bis 1000 Rubel, ja man hat hier und da schon 5000 bis 6000 Rubel für eine *Diffiatine* bezahlt. Die tatarischen Dörfer, die einmal im Besitze des Bodens sind, stehen sich natürlich gut dabei. Sie werden allmählig alle ausgekauft, und mancher Tatar zieht sich darnach wohlhabend von der Südküste zurück. In den letzten vier Jahren, erzählte mir ein deutscher Arzt, sollen auf diese Weise 300 bis 400 tatarische Familien ihre Heimath verlassen haben. Zum Theil gehen sie nach *Baktischisarai*, der alten chanischen Residenz, zum Theil verlassen sie auch ganz das Land und schiffen nach Anatolien hinüber, wohin sich jetzt mehr und mehr alles Mohamedanische aus Europa zurückziehen scheint. Es versteht sich, daß mit diesem Güterverkauf auch viel Speculation ge-

trieben wird. Mancher Deutsche oder Franzose, der ein gutes Auge hat und irgendwo eine hübsche Situation entdeckt, wo ein Palais und eine Gartenanlage am rechten Plage sein würden, macht nun in der Stille sein Plänzchen, kauft sich dort etwas für billige Preise zusammen und sieht sich dann unter den reichen, russischen Großen um, ob nicht Einer unter ihnen zu finden ist, dem er Geschmack für sein Plätzchen beibringen kann, und dem er es dann für ein bedeutendes Summchen überläßt.

Die Anlage und Unterhaltung der Gärten und Gebäude an der Südküste wird ungemein kostbar, weil dieselbe an allen nützlichen Dingen, außer an Bausteinen, eigentlich Mangel leidet. Sie bietet nicht einmal ein Holz, das tauglich zu Weinfässern wäre, und man muß diese den Dniepr herunter und dann über's Meer kommen lassen. Auch zu Meubeln giebt es kaum ein taugliches Holz in der Krim. Das Brod ist theuer und daher auch der Arbeitslohn, und geschickte Arbeiter sind noch theurer. Der Arbeitslohn eines gewöhnlichen Tagearbeiters beträgt einen bis zwei Rubel täglich. Als aber der Kaiser im vorigen Jahre erwartet, und dazu die ganze Küste gescheuert, geseggt und aufgeputzt wurde, mußte man täglich sieben Rubel zahlen. Dieß lockt natürlich Arbeiter aus der Ferne, und des guten Verdienstes wegen kommen selbst Leute aus Anatolien her. Ich sah mehrer solche Kleinasiaten in den Gärten arbeiten; man erkennt sie leicht an ihren Turbans und ihrer übrigen türkischen Tracht. Sie haben ihren Ferman (Paß) vom türkischen Kaiser in der Tasche. Gewöhnlich kommen sie in einer kleinen, offenen Lotka (Boot) sechs bis acht Mann hoch herüber. Ein guter Wind führt sie zuweilen in ein Mal 24 Stunden heran, doch machen sie auch oft Odysseische Irrfahrten. Umgekehrt gehen aber auch Russen mitunter von der Krim nach Anatolien hinüber, doch sind das immer nur paßlose Vagabonden.

Milch und Butter sind oft auf der Küste gar nicht feil, und zu den Dejeunés und Dinners der Großen müssen die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge, die wir aus Stall und Garten holen, aus einem Umkreise von zehn Meilen durch Extrapost-Couriere zusammengebracht werden. Auch das Obst ist keineswegs das feinste. Unübertrefflich aber und ganz ausgezeichnet sind zwei Dinge, das Schafffleisch so vollkommen, wie man es sonst nirgend in Europa wiederfindet, und der Honig äußerst aromatisch und lieblich.

Den empfindlichsten Mangel — wenigstens für ein Tonschönheiten liebendes Ohr — leiden die Gartenanlagen der Südküste an Singvögeln, wie überhaupt an Vögeln jeder Art. Ich habe während meines ganzen dortigen Aufenthaltes, ein paar Habichte und Adler, die von den hohen Felsen der Taisla herabkamen, ausgenommen, nicht einen einzigen Vogel gesehen, nicht einmal Sperlinge, so daß ich mich noch jetzt jedes Mal über das Zirpen der

Sperlinge vor meinem Fenster freue, wenn ich an diese traurige Vögel- und Ton = Disette Lauriens zurückdenke. Im Frühlinge soll es freilich anders sein, da kommen aus Kleinasien so viele und verschiedene Vögel herüber, daß jedes Blatt der Bäume zwitschert und singt. Gegen den Juni hin aber verliert sich das Alles völlig, und die Bäume sind wie ausgestorben. Woher diese unerklärliche Erscheinung? Man sagt, es sei den Vögeln zu heiß und zu trocken. Was die Hitze betrifft, so giebt es aber noch viel heißere Länder, die doch von Vögeln nicht gemieden werden. Wasser ist freilich nicht in Fülle da, aber um den Durst von Vögeln zu stillen, ist die Fülle übergroß. Bäume sind auch genug vorhanden. Freilich ist kein Getreide und wenig Gesäme anderer Art da, aber dafür Trauben, wilde und zahme, überall, und eine große Menge von Beeren und Früchten der verschiedensten Gattungen. — Mir bleibt die Sache ein Räthsel.

Die Singvögel werden hier ersetzt durch die Frösche, die Laubfrösche nämlich. Diese sitzen und hüpfen in großen Gesellschaften in allen Bäumen und musciren den ganzen Tag über. Da ich ihre dem Geschrei der Dohlen so ähnlichen Laute hier zum ersten Male hörte, so konnte ich mich anfangs gar nicht überreden, daß sie von Fröschen kämen. Es beginnen erst ein paar auf einem Baume, und dann geht es wie ein Lauffeuer im ganzen Thale herum, und von allen Bäumen wird mit einem Eifer und einer Hestigkeit geantwortet, als wenn große Noth und Schrecken unter ihnen herrsche. Dieß geht so fort bis zu einem gewissen Culminationspuncte des Geschreies, wo die Menschen oft ihr eigenes Wort nicht hören können. Dann wird auf eine Zeit lang auf ein Mal Alles wieder still, als wenn sie auf eine neue Variation ihrer Melodie sannen, bis sie dann plötzlich wieder losbrechen, aber den alten Singsang ganz auf dieselbe Weise abschreien. So geht es den ganzen Tag durch. Des Abends werden sie ruhiger, und des Nachts schweigen sie. Dann werden sie von den Grillen, die hier ungemein laut schreien, als gäben sie sich die größte Mühe, die fehlenden Nachtigallen zu ersetzen, und anderem Insectengezirpe abgelöst. — So traurig ist es um die natürliche Musik der Krim bestellt.

Wir fanden im Garten von Dreanda überall, besonders an geschützten Stellen am Fuße der Felsen, den schlauen Ameisenlöwen. Zuweilen waren seine kleinen Sandtrichter in solcher Menge so dicht bei einander, daß wir anfangs immer glaubten, sie seien durch vom Felsen herabtröpfelnden Regen entstanden. Allein wir fanden in jedem den kleinen Löwen, der an Schlaueit so viel mehr aufwendet, als er an Stärke weniger besitzt, wie sein Namensvetter, der König der Thiere. Seine Trichter sind immer ganz regelmäßig ausgearbeitet und auch an solchen Stellen angelegt, die vor Regen geschützt

sind, so daß der Sand immer trocken und lose bleibt. Würde er angefeuchtet, so würden die Ameisen rascher durch den Trichter hinlaufen und nicht auf dem schurrenden Sande aufgehalten werden. Als wir mit dem Ausgraben eines Ameisenlöwen beschäftigt waren, — denn er verliert sich immer in der Mitte seines Trichters unter dem Rande — haspelte auf langen Beinen ein großer *Procerus Tauricus*, ein anderthalb Zoll langer, schön blaufarbiger, der Krim eigenthümlicher Käfer vorüber und fiel mit seiner ganzen Elephantenmasse in einen benachbarten Trichter. Der kleine Löwe kam hervor, verkroch sich aber sogleich wieder bei'm Anblicke dieser Riesenameise, die bei'm Herausarbeiten ihm sein ganzes Häuschen zerstörte. Wir hatten nun das Vergnügen, zu sehen, wie geschickt er anfang zu schaufeln, um Alles wieder in Stand zu setzen.

Von Eidechsen und Schlangen giebt es eine Menge von Arten in den Gärten der Küste, besonders eine Unzahl von kleinen und großen, grünlichen Eidechsen, die um Mittag, wenn die Sonne recht warm ist, auf allen Felsen spielen und buchstäblich bei jedem Schritte im Grase vorüberschießen. Als wir nach Hause ritten, hörten wir einen Jammerruf im Grase, und gleich darauf sprang mit allen Anzeichen des größten Schreckens und laut schreiend ein großer Frosch (*Rana cacinans*) auf den Weg, dem eine lange Schlange nachschloß. Mitten auf dem Wege erhaschte sie sein Bein, als eben unsere Pferde dazwischen traten und den kleinen Mann retteten, der auf der anderen Seite in's Gras zurückhinkte, während die Schlange vor unseren drohenden Kantschuhieben sich pfeilschnell aus dem Staube machte.

Apropos — bei Kantschu fällt mir ein, daß sehr sonderbarer Weise dieses bei uns so bekannte Wort in Rußland eigentlich gar nicht gebräuchlich ist. Der gemeine Russe nennt seine Peitsche „Kaut“, der Kosak überall „Nogaika.“ Das Wort Kantschu habe ich blos bei den Tataren in der Krim gehört, und man wunderte sich sehr darüber, daß mir dieses Wort so geläufig war, da man selbst auch dort weit mehr von Nogaika spricht.

Bei Tische gab uns der Pastor Dberlin in den Vogesen viel zu sprechen. Ich hatte wohl die Lebensbeschreibung dieses so merkwürdigen Mannes gelesen, allein noch Niemanden gesprochen, der in so nahen Verhältnissen mit ihm gestanden wie die Frau meines Gastfreundes. Sie gab mir eine sehr detaillirte Schilderung der Lebensweise Dberlin's und seines Verfahrens bei der Erziehung seiner Gemeinde und seiner Hausgenossen, mit welcher Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Liebe er jedes nützliche Pflänzchen, das er irgendwo gefunden, gepflegt und jedes Steinchen des Anstoßes überall beseitigt habe, mit welcher musterhaften Sparsamkeit er gelebt und, obgleich lebensfreudig, sich fast alle leiblichen Genüsse entzogen, um sie zu Nützlichem für

seine Mitmenschen umzuschaffen. Napoleon, sagte sie, habe ihn auch sehr geschätzt, einen Brief an ihn geschrieben und ihn auch besucht. Solche Männer wie Oberlin sind für das praktische Leben Dasselbe, was für die Wissenschaft ein Swammerdam, ein Linné, die sich auf die vollendete Ausarbeitung eines kleinen Gebietes beschränken; sie sind viel seltener als die, welche als Gesetzgeber, Staatslenker, Systembauer mit Glück das Ganze und Große umfassen. Indes giebt es doch bei uns allerdings noch hier und da ähnliche Charaktere, die aber unter den 60,000,000 Einwohnern Ost-europa's gänzlich fehlen. Hier kann sich stilles Verdienst am allerschwersten, ja gar nicht geltend machen, und wo ein solches duftendes Beilchen erscheinen würde, da würde man es nur verächtlich belächeln. — Wie oft fiel mir in Rußland Pückler-Muskau's trefflicher Bibliothekar Jäck und sein naturforschender Sammler von Bamberg ein, weil ich nirgends eine Spur von ihnen unter den Russen fand.

Den Abend hatte ich eine ganz eigenthümliche Lektüre, das Tagebuch und die Selbstgeständnisse eines deutschen Gärtners, eines noch ziemlich jungen, angenehmen Mannes, der ebenfalls in Dreanda angestellt war. Er war auf dem Harze geboren, hatte in der Jugend nur gewöhnlichen Volksunterricht gehabt und war als junger Mensch nach Riga in eine der dortigen großen Blumenhandlungen gekommen. Von Riga hatte er seinen Wanderstab weiter nach Polen zum Fürsten Lubomirski gesetzt, von da war er zum größten Steppengutsbesitzer in der Nähe von Wosnesensk gekommen und dann als kaiserlicher Gärtner nach der Krim versetzt worden. Er war einer der merkwürdigsten Autobidakten, die mir je vorgekommen. In Riga hatte er drei Sprachen auf ein Mal für sich aus Grammatiken zu lernen angefangen und es so weit gebracht, daß er nun ziemlich gut Französisch, Russisch und Englisch sprach und schrieb. Dann hatte er das Zeichnen und Malen gelernt, wozu er aus Deutschland nur sehr mangelhafte Kenntnisse mitgebracht. Auch hatte er sich in Riga so viel zusammengespart, daß er sich ein Klavier anschaffen konnte, auf dem er sich nach einigen Unterrichtsstunden selber weiter half. Mit allen diesen Dingen verschönerte er sich nun seine Mußestunden an der taurischen Küste, betrachtete aber dabei seine Gärtnerei immer entschieden als die Hauptsache, verstand sein Handwerk und erwartete sich dadurch alles Lob seiner Vorgesetzten. Er hatte große Massen getrockneter Pflanzen aus allen Gegenden Rußlands, in denen er gewesen, und ich lernte viel von ihm. Ueber alle die Gegenden, in denen er sich eine Zeit lang aufgehalten, hatte er recht gut geschriebene Tagebücher verfaßt, immer mit den Ueberschriften: „Mein Leben in Riga,“ „mein Aufenthalt in der Steppe“, „meine Leiden in Polen“ u. s. w. Ich sah daraus, daß der Mann bei so

großer Selbstkenntniß ein Philosoph war und bei mehr Schule ein Schriftsteller hätte werden können. Seine lebendigen Darstellungen und die Selbstgespräche und Zwiegespräche, die er immer so aufgeschrieben hatte, wie sie wirklich in natura vorgekommen waren, boten das größte Interesse. Besonders sprach die Geschichte seiner Leiden an den Ufern des Dniepr sehr wahr. Das aus, was so mancher aus Westeuropa nach dem wüsten Osten verschlagene Geist zu erdulden hat. Ich hatte selber Aehnliches mitgemacht, und ich glaubte zuweilen, er hätte es mir aus der Seele geschrieben. Alle seine Tagebücher waren hübsch geheftet und mit niedlichen Bildern versehen, auf denen er immer selber die Hauptrolle spielte, wie dieß bei Autobidakten und in ihrem eigenen Selbst grabenden Forschern natürlich ist. So hatte er ein Bild, „N. . . . in seiner Einsiedelei am Klavier.“ — „Mein Streit mit „Herrn K.“ — „Wie ich mit den Töchtern des Fürsten Lubomirski, dem „Lehrer und der Gouvernante Verstecken spielte“ u. s. w. Es versteht sich, daß dieser interessante Mann sogleich mein bester Freund in Dreanda wurde. Wie gern hätte ich ihm auch für seine Zeichnungen mehr Schule gewünscht. Man kann sich darauf verlassen, daß ganz Rußland voll steckt von eingewanderten Ausländern dieser Art, die sich mit allen ihren Talenten in sich selbst vergraben, d. h. wenn sie stille, ehrliche Leute sind, denen es um wahre geistige Bildung zu thun ist, denn Andere vergessen auch ihr ganzes deutsches, inneres Leben und begeben sich auf die Bahnen der praktischen Speculationen, d. h. des Gelderwerbes.

Auf diese Weise verlebte ich ein paar für mich Reconvalescenten sehr angenehme und nützliche Tage in Dreanda und nahm dann am dritten Abende von meinen freundlichen Wirthen Abschied, um nach Zalta zurückzukehren. Unterwegs lockte mich noch ein Mal das Schweizerhäuschen von Livadia zu sich heran, und ich bereute den kleinen Abstecher nicht. Im Lusthause des Cousins der Kaiserin Josephine befand sich sehr angenehme und heitere Gesellschaft, denn was das betrifft, so fehlt es daran nie an der Südküste. Den ganzen Sommer hindurch fliegen hier überall die Gäste ein und aus, Gäste der verschiedensten Nationen und der verschiedensten Glücksumstände. Noch eben — bald hätte ich es ganz zu erwähnen vergessen — war mir auf dem Wege zwischen Dreanda und Livadia der französische Ambassadeur am Petersburger Hofe, Herr von Barante, in den Gebüschcn begegnet, von seiner Frau und seiner Familie umgeben. Ich bedauerte sehr, daß ich mit dem Verfasser so manchen geschätzten historischen Werkes keine intimere Bekanntschaft machen sollte, als die ist, welche man anknüpft, wenn man zu Pferde an einander vorüber galoppirt und sich gegenseitig begrüßt.

Die Gesellschaft in dem Moos-Lusthäuschen von Livadia bestand haupt-

sächlich aus Damen, einem Bestandtheile, den man in der Gesellschaft eben so ungern entbehrt als den Zucker im Punsch. Unter ihnen befanden sich eine sehr heitere Französin, die Frau eines reichen Italieners aus Odessa, und eine junge Dame aus Jassy, die zu ihrer Cousine zum Besuche gekommen war, um mit ihr eine Lustreise in die Krim zu machen. Sie war so jung, hübsch, lustig und naiv, daß ich sie lange für ein unverheirathetes Mädchen hielt und auch in diesem Sinne mit ihr sprach, als ich auf einmal hörte, daß der Oberst, ihr Gemahl, und ihre beiden kleinen Kinder in Jassy zurückgeblieben seien. Ich muß gestehen, daß mir kürzlich keine solche herzlich gemeinte Heiterkeit und solche naive und komische Necklust, wie aus ihren Augen sprachen, vorgekommen waren. Man sieht so etwas in Rußland selten. Ich bemerkte ihr, daß man wohl jenseits des Pruth sehr angenehm und froh lebe. Sie antwortete: „Oh oui, on est plus sans gêne, qu'en Russie. Nous vivons là bas passablement bien. En hiver nous donnons des bals à notre bon prince, et de temps en temps il nous en donne. Au printemps nous faisons — le prince et nous autres — de petits voyages au bateau à vapeur sur le fleuve, qui appartient à notre prince, c'est à dire le Danube. Nous avançons jusqu' à la mer Noire et là nous faisons de la musique et des bêtises. — Wie hübsch sich doch die Geographie aus einem reizenden Munde lernt! Die Ohren lassen nichts fahren, und der Geist nimmt Alles auf. Ich war sehr froh über einen tiefen Seufzer dieses Mundes, denn als ich nach dessen Bedeutung fragte, hörte ich, daß er dem wogenden Meere gälte, das man in einigen Tagen befahren müßte, und freute mich auf so lehrreiche Reisegefährten.

Den folgenden Tag wandte ich mein Apothekerpferdchen nach Osten, um den berühmten botanischen Garten von Nikita in Augenschein zu nehmen. Der Weg dahin ging über Massandra und Magaratsch, wie wir dieß schon oben sagten, doch wich ich bald von der großen Straße ab, um etwas Neues kennen zu lernen, denn Wege, auf denen ich schon ein Mal trabte, sind mir so unausstehlich wie aufgewärmte Suppen. Ich schlug mich näher nach der Küste zu und kam hier nun mitten durch alle die reizenden Weingärten und Anpflanzungen von Magaratsch. Wir bemerkten schon, daß das ganze Thal in eine Menge kleiner Parcellen getheilt ist und daß diese an einzelne Besitzer verkauft sind. Jeder derselben hat sich nun auf seine Weise, nach seinem Geschmacke und nach der Größe seines Geldbeutels angesiedelt, und da die Natur das ganze Terrain mit einer eben solchen Manchfaltigkeit des Geschmacks gestaltet hat, so gehört Magaratsch zu den anmuthigsten und unterhaltendsten Partien der Küste, die um so mehr als ein kleines Wunder erscheint, da Alles, Wege und Stege, Felder und Gärten, Häuser und

Höfe, noch ganz neu ist und noch vor sieben bis acht Jahren hier völlige Wildniß herrschte. Die freundlichen, überall zerstreuten Wohnungen sind von Wein umrankt und von Eypressen umschwankt, Weingärten häufen sich in unzähligen, sehr allmählig abgeflachten Terrassen über einander, kleine Bergkuppeln steigen daraus hervor, welche die Gehöfte tragen, grüne Wiesen legen sich dazwischen und halten Alles malerisch auseinander, kleine Baumpartieen verhüllen zuweilen die Landschaft dem Wanderer und bereiten die angenehmsten Ueberraschungen. In diesen Gehölzchen schlängeln sich wilde Weinreben von Baum zu Baum und bis hoch in die Gipfel, aus denen sie mit zahlreichen Früchten wie aus dem Füllhorne der Pomona herabfallen. Auf mancherlei Kreuz- und Querwegen gelangte ich durch das Thal endlich zum Garten von Nikita.

Ich durchstrich ihn zu Pferde, und als ich um eine Ecke des Weges bog, sah ich plötzlich zu meiner großen Ueberraschung den Director des Gartens mit seiner Frau und der halben Dampfsschiff-Compagnie unter einem großen Wallnussbaume sitzen. Es war der Gouverneur und seine ganze Familie, die auch vor ein paar Tagen von ihrer Tour in's Innere zurückgekehrt waren und nun ebenfalls von Jalta aus, wie ich, kleine Spaziergänge machten, um damit die Zeit bis zur Rückfahrt Peters des Großen hinzuhalten. Ich freute mich sehr, alte Bekanntschaften wieder zu treffen, machte die neue des Directors, eines liesländischen Barons und seiner Frau, einer Cousine der berühmten Frau von Krüdener. Es wurde nach einigen Spaziergängen im Garten im Freien unter einigen schönen schattigen Eichen gespeist, und zum Nachtsche wurden krim'sche Weine und krim'sche Geschichten aufgetischt. Die Baronin erzählte viel von ihren liesländischen Verwandten, besonders von der berühmten Krüdener, die in Karasubasar mitten unter Tataren verstorben und auch begraben ist, der Baron von einem eben so berühmten und vielleicht noch heilbringenderen Menschen, dem berühmten Pallas, der ebenfalls in der Krim lange Zeit lebte. Er war ein geborener Berliner, wirkte lange Zeit als Akademiker in Petersburg, machte weltbekannte Reisen in mehreren Theilen von Rußland und zog sich dann seiner Gesundheit wegen nach Simpheropol in der Krim zurück, wo er bis 1812 lebte. Ein Jahr vor seinem Tode rief ihn sein reicher Bruder, der unverheirathet war, nach Berlin, um seine Reichthümer mit ihm zu theilen, allein er genoß nicht viel davon, denn im folgenden Jahre starb er in eben der Stadt, in der er geboren. Seine Wittve lebt noch diesen Augenblick in Simpheropol.

O, die Krim ist durchaus nicht ohne ihre notablen Namen! So schließt sich an jene berühmte Religionschwärmerin und diesen ausgezeichneten Ge-

lehrten eine eben so bekannte Schönheit, die einst selbst von Kaiser und Potentaten die aufrichtigsten Huldigungen empfing und die jetzt in Erinnerung dieser schönen *temps passés* an der Küste lebt.

Der Garten von Nikita ist natürlich voll von Genuß für einen Pflanzenliebhaber. Der Director ist ein großer Pomolog und besonders Kenner der verschiedenen Weingattungen, von denen hier vielleicht ein größeres Assortiment wächst als sonst in irgend einem Garten. Man gab uns die Zahl der Sorten auf 300 an. Da man sie so viel als möglich vollständig zu machen sucht und noch immer neue Gattungen dazu holt, so würde, wie man mir sagte, man wohl auf 400 kommen. — Von dem wilden Weine der Krim ist es nicht ausgemacht, ob er bloß verwilderter oder wirklich von Hause aus wilder ist. Uebrigens rankt er überall, selbst in den wildesten Baumpartieen der Küste, auch an ganz einsam gelegenen Felsen dicht an der Küste sah ich häufig kleine Weinstöcke mit kleinen süßen Trauben.

Ein der Südküste eigenthümlicher Baum ist der Erdbeerenbaum. Er windet sich oft sehr malerisch mit seinen von einer feuerrothen Rinde bedeckten Ästen zwischen den Felsen herum, und sein Stamm schlängelt sich wie eine dicke Schlange aus den Spalten hervor. Er wächst ziemlich hoch an der Bergmauer der Südküste hinauf, doch noch höher, ganz oben steht die *Pinus Taurica*. Das fruchtbare und feuchte Erdreich, welches dieser Baum um sich herum anhäuft, wird von den Gärtnern der Küste sehr geschätzt, und sie holen es überall, wo sie der Fichte leicht beikommen können, sorgfältig herunter, um es unten auf ihren Blumenbeeten zu benutzen.

Der Wachholder der Küste (*Juniperus excelsa*) ist nicht das krüppelige, struppige, aller Zier entbehrende Gewächs, welches wir im Norden kennen, sondern ein hoher, schöner Baum. Dagegen sind die krim'schen Eichen (*Quercus pubescens*) nicht mit den unserigen zu vergleichen. Selbst die, welche mir an der Küste als die größten und schönsten gezeigt wurden, können sich nicht im Geringsten mit einer schönen, deutschen Eiche messen. Am auffallendsten waren mir an diesen Eichen die ungemein winzigen Blättchen.

Es wurde uns auch noch, als der Krim ganz eigenthümlich, ein Pyramiden=Apfelbaum gezeigt, und sogar, als Nikita eigenthümlich, eine fußlose Eidechse (*Lacerta apoda*), die sonst in der Krim nirgends vorkommen soll als in Nikita. Auch wilde Feigen= und Terpentindäume bewunderten wir außerhalb des Gartens zwischen den Felsen. Der Kaperstrauch kriecht überall. Seine essbare Knospe wird am meisten von Sudak und dann von Feodosia aus verfahren. Der Ephreu kommt hier zu mächtigen Stämmen und ent-

faltet mitunter ein Blattgefieder an den Felsen hin, als wollte er sie mit seinen polypisch durcheinander greifenden Armen aus dem Boden heben.

Gegen Abend empfahlen wir uns allen Eypressen, Oliven, sämmtlichen 300 Weinen und unseren liebenswürdigen Wirthen von Nikita, und am anderen Tage, dem letzten vor der Abfahrt des Dampffschiffes, das bereits, vom Grabe des Mithridates zurückgekehrt, wieder auf der Rhebe von Zalta lag, machte ich noch einen Ausflug ganz anderer Art. Ich stieg mit einem deutschen Arzte zu Pferde, und wir trabten in die inneren Thäler von Zalta hinein, um zu einem berühmten Wasserfalle zu gelangen, der aber, wie ich mir gleich vorher gedacht, sehr wenig seinem Ruhme entsprach, so daß auch hier, wie oft im Leben, der Weg selber mehr werth war als das Ziel.

Zunächst kamen wir in ein Haselnußgehölz, wo eben ganze Tataren-Familien, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Ablesen der Nüsse beschäftigt waren. Der größte Theil der Haselnüsse, die Petersburg und Moskau knacken, — und die Masse derselben ist nicht gering — kommt aus der Krim. Es giebt dort verschiedene Sorten, kleine kugelige, sehr lange und große, und die größten sind wieder rundlich. Die letzteren nennen die Russen „Funduki.“ Man sieht diese Waare in Odessa in ungeheueren Massen aufgestapelt. Von dort aus oder auch direct aus der Krim zu Wagen versendet, vertheilen sie sich durch's ganze Reich. Die Tataren haben eine gute Einnahme von ihren Nüssen, und eine wie bequeme! Sie biegen bloß die langen, vollhängenden Zweige herunter, streifen die Nüsse ab, essen und scherzen dabei, ohne im Geringsten zu schwigen. Wenn Einem die Sache so leicht gemacht wird, da hält es schwer, nicht etwas träge zu werden, und ich wundere mich nur, daß die Tataren es nicht noch mehr sind.

Wir kühlten uns die Hitze des Tages mit der säuerlichen Frucht der Kornelkirche (*cornus escula*), welche die Tataren Kisil (Rothbeere) nennen. Sie wächst in der ganzen Krim an allen Wegen und Stegen, und ihre Beeren gewinnen hier eine bedeutende Größe. Unseren Geist fütterten wir mit Krankheit, d. h. der Arzt erzählte mir Allerlei von den an der Küste herrschenden Krankheiten. Die Hauptsieber, sagte er, wären Wechsel-, Gallen- und Nervensieber. Vom Gallensieber bliebe kein Fremder verschont, oft lägen ganze Gutswirtschaften mit allen ihren Einwohnern und nichttatarischen Arbeitern daran nieder. Die Tataren dagegen wüßten nichts davon. Das Nervensieber nähme hier eine ganz eigenthümliche Form an und wäre fast jedes Mal mit einer Lähmung der Glieder verbunden. Es überfiel selbst die gesündesten Menschen und käme gewöhnlich ganz unerwartet. Plötzlich werde man unwohl und schwindelig, lege sich hin und siebere dann 30 bis 40 Tage

hindurch. Gewöhnlich wäre nur Lähmung der Füße dabei, aber oft auch stiege die Lähmung bis in den Kopf. Die Krise wäre bei diesem Fieber sehr schwer zu erkennen, und die Nachwehen wären oft eben so betrübt wie die Krankheit selbst. Lange nachher müsse man noch auf Krücken gehen, und häufig bleibe man taub. Auch von diesem Fieber wußten die Tataren wenig. Unter ihnen dagegen wären die Wassersucht, das Wechselfieber und gichtische Krankheiten sehr häufig, auch sollten gewisse üble epidemische Krankheiten unter ihnen häufig grassiren und fast endemisch sein. Eben so zeigen sich noch oft bei ihnen die Blattern, weil sie keine Aerzte gebrauchen und auch ihre Kinder nicht impfen lassen wollen. Ihr Hauptarzt ist der Mullah, der alle Mal zum Kranken gerufen wird und der ihm gewisse Dinge von Mohamed und Allah verspricht, worauf die Kranken wieder gewisse Dinge antworten müssen. Der Arzt wußte leider nicht, was. Auffallend aber, sagte er, wäre es, daß die Mullahs, ohne vielleicht etwas vom thierischen Magnetismus zu wissen, ihn doch bei vielen Krankheiten in Anwendung brächten. Sie machten nämlich allerlei Handbewegungen über dem Kranken, bis er in magnetischen Schlaf verfiel. Gene Bewegungen wären indeß weniger wellenförmiges Streichen wie bei uns als vielmehr ein Darausstupfen mit den Fingern, die jedoch nie das Gesicht des Kranken berührten. — Auffallend, sagte er, wäre die große Verschiedenheit des Gesundheitszustandes der verschiedenen Stellen der Küste, obgleich auch wieder sehr erklärlich aus den verschiedenen Verhältnissen ihrer Umgebungen. Er hätte einige Güter, wo die Leute selten krank wären, weil sie, immer von Felsen umgeben, bei ihren anstrengenden und schweißtreibenden Arbeiten vor den fatalen Ostwinden geschützt wären, andere dagegen, wo immer Alles kränkelte.

Wir kamen mit unseren Gesprächen immer tiefer in die Berge, hatten manche hübsche Scene um uns, nahe bei dem im Inneren des Thales versteckten Wasserfalle auch eine alte Ruine, deren Erbauer keine Inschrift verkündete, allein wir waren nun bis zum Grade völliger Sättigung mit krim'schen Naturschönheiten und Ruinen gekommen, und es wollte nichts mehr auf uns rechten Effect machen. Wir nahmen unseren Rückweg über ein von lauter Griechen bewohntes Dorf und besuchten dessen Kirchhof, wo uns die griechischen Buchstaben an den kleinen marmornen Kreuzen so wohl gefielen, weil sie uns an unsere kalligraphischen Schulübungen erinnerten, und eine griechische Bauernhütte, wo die Leute mit dem Aufreihen der Tabaksblätter beschäftigt waren, mit denen sie ihr Haus umkränzten, um sie trocknen zu lassen. Der krim'sche Taback ist durchaus nicht übel und wird ganz auf dieselbe Weise präparirt, geschnitten und verkauft wie der türkische.

Damit waren denn nun meine taurischen Wanderungen zu Ende. Nach einem sanften Schlummer in dem würzigen Dufte meiner Apotheke gab's den anderen Morgen nun noch zu laufen, zu packen, Abschied zu nehmen und noch sonst Allerlei zu thun. Um 12 Uhr sagte ich meinem Arzte, meinem freundschaftlichen Apotheker und Salta ein Lebewohl, bei dem es auch hieß: „Nur in der anderen Welt sehen wir uns wieder,“ warf mich in ein kleines Boot und kam bei dem schon von Dampf- und Menschengewühl summen- den und brausenden Pyroskaph an. Der Peter holte nun auch bald seinen Anker auf, ließ seine Räder kreisen und schoß mit uns zur Bai von Salta hinaus.

Sehr verwundert waren wir Alle, die sämmtlichen alten bekannten Gesichter von der Herfahrt wiederzufinden. „Ach guten Tag, sind Sie auch wieder da? Ich dachte, Sie wollten damals nicht wieder zu See gehen?“ „Ja ich wurde verhindert, Ertrapost zu nehmen, und ziehe es nun doch so vor. Man kommt kürzer weg.“ — „Und Sie, meine Dame, ich dachte, Sie wollten Ihre Equipage von Odessa kommen lassen?“ — „Ja wir haben auch darum geschrieben. Allein man sagte, es würde sehr lange dauern, und so gaben wir es lieber auf.“ — Kurz wir fanden uns Alle wieder und lachten uns gegenseitig über den uns inwohnenden menschlichen Unbestand aus. — „Ach, meine Herren, lachen Sie doch nicht,“ rief eine der polnischen Damen, „Gott weiß, was uns noch auf dieser Reise bevorsteht.“ Es pflegt indeß gewöhnlich so zu sein, daß alle Mal nach drei Wochen sich dieselbe Gesellschaft auf dem Odessa'schen Dampfboote wieder zusammenfindet, weil gewöhnlich jeder Fremde den Kymmeriern so viel Zeit widmet.

Das Langweiligste war aber das examen rigorosum, dem man sich nun noch unterziehen mußte. Denn bald nach der ersten Begrüßung begannen die Fragen: „Eh bien, Monsieur, où est-ce que vous avez été?“ „Vous avez donc vu la Cascade du Djour-Djour?“ — „Non, Monsieur.“ — „Comment, Monsieur, vous n'avez pas vu la Cascade du Djour-Djour?“ — „Non, Madame.“ — „Ecoutez, écoutez, Monsieur n'a pas vu le Djour-Djour.“ — „Eh bien écoutons ensuite, est-ce que vous avez vu la source du Ssalgir et la caverne tout près?“ — „Non, Madame.“ — „Comment, vous n'avez pas vu la source du Ssalgir et la caverne tout près?“ — „Non, Mademoiselle.“ — „Ah, Monsieur, mais qu'est-ce donc, que vous avez vu?“ — „J'ai vu, par exemple, les Tatares, Madame.“ — „Fi donc les Tatares! Pour vous dire la vérité, je ne suis jamais entré chez un Tatar, parce qu'il y-a toujours chez eux quantité de pu —!“

Das Wetter war ungemein schön und blieb es dieß Mal auch auf der ganzen Reise. Die meisten der Herren verspürten auch nichts weiter von Seekrankheit als einen sehr angenehmen, etwas krankhaft erhöhten Appetit. Wir dinirten daher, an der hohen Küste vorüber rauschend, mit einer Lust, die den Neid aller Bergbewohner erregen mußte, und ließen einige Gläser auf das Wohlsein der schönen Krim erklingen.

Im Vorüberfahren winkten wir noch ein Mal allen Puncten der Küste zu, dem schönen Livadia, Dreanda, Alupka, der Honighöhle, der Scala, den Bergen des Baidar und Balaklava, und gegen Abend verdeckte uns die Dämmerung die letzten Spizen des Eheronesus Trachea, die wir vor drei Wochen in der Morgendämmerung begrüßt hatten. Wir tranken Thee und steuerten in das freie unbegranzte Meer hinaus. Bei'm Thee erzählte ein Italiener, er habe Nachgrabungen in Jalta auf dem Kirchhofe anstellen lassen und dort 3 bis 4 Schichten von Leichnamen übereinander gefunden. Auch zeigte er ein sehr merkwürdiges griechisches Kreuz vor, das seiner eigenthümlichen Arbeit nach wohl aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser stammen mochte. Er sagte, er habe auch ein paar große thönerne Gefäße gefunden, die er sich nach Ddessa nachkommen lassen wolle. Ich selbst sah mehrere solche alte ausgegrabene Gefäße in einigen Haushaltungen in Jalta in Gebrauch, unter anderen in einem Gasthofe eines, als Wassertonne eingegraben, das 16 Wedro (Eimer) faßte. Uebrigens fand ich eben solche Gefäße ganz so, wie man sie auch in Italien hier und da ausgegraben hat, auch in einigen Häusern von Ddessa. Hier sagte man mir, man habe sie aus Konstantinopel, wo sie noch jetzt verfertigt würden.

Unter den Damen hatte indeß trotz dem, daß das schwarze Meer heute so artig und galant war, wie man es nur irgend von einem sonst so wirschten Gaste verlangen kann, die Seekrankheit schon schrecklich grassirt. Einige hatten sich gleich bei der ersten Landspitze mäuschenstill niedergelegt, und ihre sonst so gesprächigen Lippen spaltete bis Ddessa kein Lächeln mehr, und über ihre Zunge schlüpfte kein Wörtchen oder höchstens ein sterbendes. Die einzigen beiden, die noch frisch aufrecht saßen, waren meine Strumpffstrickerin von der Herreise und meine hübsche Moldawanerin von Livadia. Ich gesellte mich zu ihnen und eben so ein Offizier, der ebenfalls die Naivität in den Jassy'schen Augen zu lieben schien. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein beisammen, und da kamen denn allerlei Scherze und Anekdoten zum Vorschein, und zuletzt kamen wir förmlich in's Geschichtenerzählen. Einige davon waren recht interessant, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, sie aufzutischen. Jede Stunde brachte uns ein anmuthiges Hiftörchen, und indem so ein Stern

nach dem anderen über unseren Köpfen hinwegschlüpfte, durchschnitten wir eine Welle nach der anderen, durchschifften die Nacht, den Sonnenaufgang, den Kaffee, das Frühstück, das Mittagessen und begrüßten mit dem letzten Glase des Desserts die Stadt Odessa, die Nachmittags aus den Wellen hervortauchte, und in deren Hafen bald alle in der Tatarei gesponnene Fäden der Freundschaft wieder zerrissen, indem unsere ganze Gesellschaft nach allen vier Winden auf Telegen, Droschken und Wierspännern auseinander fuhr.

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

CHARTE DER ANLANDE DES PONTUS.



In der
Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig

sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

- Ansichten der westlichen Schweiz. Mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein, von G. L. W. 8. 1808. 21 Gr.
- v. Ehrenstein, F. W.**, Freddolinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 8 Gr.
- Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813; aus den bewährtesten Quellen gezogen und dargestellt von einem Stabsoffizier des K. S. Generalstabes. Mit 4 Karten und Planen. gr. 8. 1821. broch. 4 Thlr. 12 Gr.
- Göde, Ch. A. G.**, England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise in den Jahren 1802 und 1803. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 4 Thle. 8. 1837. 5 Thlr.
- Seufinger, Dr. H. G.**, die allgemeine Geschichte. Ein Lehrbuch für Jeden, welcher diese Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit und in ihren Haupttheilen kennen lernen will, vorzüglich aber für das Bedürfniß der Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet. Erste Abtheilung: Geschichte der Menschheit. Nebst einer Zeittafel. Zweite Abtheil.: Geschichte der Völker. Dritte Abtheil.: Geschichte einzelner Begebenheiten. Vierte Abtheil.: Geschichte einzelner Personen. 8. 1835. broch. 2 Thlr.
- Klemm, Dr. G.**, Italia. Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. gr. 8. 1839. broch. 2 Thlr. 18 Gr.
- Kohl, J. G.**, Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Theile. Mit einem Grundriß von Petersburg. gr. 8. 1841. broch. 4 Thlr.
- Münnich, K. S. W.**, Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höheren Stände, vermehrt u. verbessert durch eine tabellarische Uebersicht der ganzen Erdbeschreibung. Deutsch und französisch. Mit einem Atlas von 12 neu gezeichneten Karten, nach den fortschreitenden Kenntnissen geordnet. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr. Ohne Atlas 8 Gr.
- Leben und Sitte in Persien. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1828. Belinpapier 2 Thlr. 4 Gr.
- v. Odeleben, O. Freih.**, Napoleon's Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. Eine treue Skizze dieses Krieges, des französischen Kaisers und seiner Umgebungen, entworfen von einem Augenzeugen in Napoleon's Hauptquartiere. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage, nebst einem Plane von Dresden mit den Feldbefestigungen vom 26. und 27. Aug. 1813. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Reisebilder aus der Levante. Aus dem Englischen von R. Lindau, mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. Belimp. 1 Thlr. 8 Gr.

Nichter, F. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—1817. Für die reisere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 10 Bände. 8. 1822—1829. Ladenpreis 10 Thlr. 8 Gr. Herabgesetzter Preis 7 Thlr. 12 Gr.

— — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. Prän.-Preis 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

Inhalt: Erstes Bändchen. Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg. Zweites Bändchen. Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Kopenhagen. Drittes Bändchen. Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de France. Viertes Bändchen. Reise von Nantes nach den Antillen und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Fünftes Bändchen. Reise von London nach China und Rückkehr nach England. Sechstes Bändchen. Bemerkungen über England und Reise nach Sicilien. Siebentes Bändchen. Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. Achtes Bändchen. Bemerkungen über Sicilien, Reise von Messina nach Aegypten und Rückkehr nach jener Stadt. Neuntes Bändchen. Reise von Messina nach Alicante, Feiza, Bona, Tarragona, Malta und Oessa, und Rückkehr nach Sicilien. Zehntes Bändchen. Reise von Messina nach Livorno, Genua, Savona, Catania, Neapel, Palermo und den ionischen Inseln, und über Malta und Triest nach Sachsen; nebst Erklärung der in dieser Reisebeschreibung vorkommenden nautischen Kunstausdrücke.

Nichter, F. F. M., Die Wasservelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seekarten und Abbildungen. Erster Band. Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seekarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1835. geb. Prän.-Preis 2 Thlr.

— — deren zweiter Band: Der Schiffbau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von 12 Tafeln. 8. 1832. 1 Thlr. 18 Gr.

v. Schubert, Dr. G. S., Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft. Vierte größtentheils umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die Urwelt und die Fixsterne. Zweite zum Theil umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1839. broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Vienussey, A., Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. Belimpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Walsb, M., Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkengebirge, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Mit einem Plane der Gegend von Konstantinopel. 8. 1828. 2 Thlr. 9 Gr.

Reisebilder aus der Levante. Aus dem Englischen von R. Lindau, mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. Belimp. 1 Thlr. 8 Gr.

Nichter, F. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—1817. Für die reisere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 10 Bände. 8. 1822—1829. Ladenpreis 10 Thlr. 8 Gr. Herabgesetzter Preis 7 Thlr. 12 Gr.

— — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. Prän.-Preis 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

Inhalt: Erstes Bändchen. Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg. Zweites Bändchen. Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Kopenhagen. Drittes Bändchen. Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de France. Viertes Bändchen. Reise von Nantes nach den Antillen und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Fünftes Bändchen. Reise von London nach China und Rückkehr nach England. Sechstes Bändchen. Bemerkungen über England und Reise nach Sicilien. Siebentes Bändchen. Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. Achtes Bändchen. Bemerkungen über Sicilien, Reise von Messina nach Aegypten und Rückkehr nach jener Stadt. Neuntes Bändchen. Reise von Messina nach Alicante, Feiza, Bona, Tarragona, Malta und Obeffa, und Rückkehr nach Sicilien. Zehntes Bändchen. Reise von Messina nach Livorno, Genua, Savona, Catania, Neapel, Palermo und den ionischen Inseln, und über Malta und Triest nach Sachsen; nebst Erklärung der in dieser Reisebeschreibung vorkommenden nautischen Kunstausdrücke.

Nichter, F. F. M., Die Wasservelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seekarten und Abbildungen. Erster Band. Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seekarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1835. geb. Prän.-Preis 2 Thlr.

— — deren zweiter Band: Der Schiffbau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von 12 Tafeln. 8. 1832. 1 Thlr. 18 Gr.

v. Schubert, Dr. G. S., Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft. Vierte größtentheils umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die Urwelt und die Fixsterne. Zweite zum Theil umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1839. broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Vienussey, A., Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. Belimpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Walsb, M., Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkengebirge, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Mit einem Plane der Gegend von Konstantinopel. 8. 1828. 2 Thlr. 9 Gr.